Florian Scherübl (Hg.)

# Verabschiedungen der »Postmoderne«

Neuere Historisierungen von »Theorie« zwischen »Post-Truth«-Narrativen und Generationengeschichte

[transcript] Edition Kulturwissenschaft

Florian Scherübl (Hg.)
Verabschiedungen der »Postmoderne«

**Edition Kulturwissenschaft** | Band 257



**Florian Scherübl** (Dr. des.) studierte Germanistik, Philosophie und Deutsche Literatur in Regensburg, Bochum, New York und der Humboldt-Universität zu Berlin. Er lehrt gegenwärtig an der TU Dresden.

Florian Scherübl (Hg.)

# Verabschiedungen der »Postmoderne«

Neuere Historisierungen von »Theorie« zwischen »Post-Truth«-Narrativen und Generationengeschichte



Der Band wurde gefördert aus Mitteln des DAAD.




Dank an das Thematische Netzwerk Literatur-Wissen-Medien und das PhD-Net »Das Wissen der Literatur« (Humboldt-Universität zu Berlin).

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.






**Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld**


Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-5741-8
PDF-ISBN 978-3-8394-5741-2
https://doi.org/10.14361/9783839457412
Buchreihen-ISSN: 2702-8968
Buchreihen-eISSN: 2702-8976

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

# Inhalt

# Einleitung

*Florian Scherübl*

## 1 Verabschiedungen der ›Postmoderne‹

Das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Öffentlichkeit zur sogenannten ›Postmoderne‹ stellt heute erneut ein akutes Problem dar. Die Einordnung ›postmodernes Denken‹ wurde in den letzten Jahren so stark bemüht wie zuletzt wohl während der einschlägigen Debatten der 1980er Jahre. Unter Zuhilfenahme dieses und anderer Schlagworte wurden Theorie und Theoriegeschichte der Geistes- und Literaturwissenschaften eng mit der zeitgenössischen Politik verbunden. Die Aufarbeitung von ›Theorie‹ als Gattung begann in der letzten Dekade zunächst als Generationengeschichte, wofür Philipp Felschs *Der lange Sommer der Theorie* das bekannteste Beispiel darstellt.[1] Darauf folgte in der zweiten Hälfte der 2010er Jahre eine Kritik, die man lange nicht mehr derart harsch vernommen hatte: *die* ›Postmoderne‹ wurde mit einem ›postfaktischen Zeitalter‹ identifiziert, ›Theorie‹ für Auswüchse des politischen Populismus verantwortlich gemacht.[2] Seit 2016, dem Jahr

---

1 Vgl. Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H. Beck 2015; Raulff, Ulrich: Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens, Stuttgart: Klett-Cotta 2014; Stockhammer, Robert: 1967. Pop, Grammatologie und Politik, Paderborn: Fink 2017; Poppenberg, Gerhard: Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland, Berlin: Matthes & Seitz 2018.

2 Die Liste der seit 2016 in diese Richtung steuernden Beiträge ist uferlos. Vgl. nur exemplarisch: Hampe, Michael: Katerstimmung bei den pubertären Theoretikern, Zeit Online vom 15.12.2016, online unter: https://www.zeit.de/2016/52/kulturwissenschaft-theorie-die-linke-donald-trump-postfaktisch-rechtspopulismus;Kablitz, Andreas: Wie die Theorie der Postmoderne zu einer Bedrohung des Rechtsstaats wurde, Die Welt vom 15.10.2018, online unter: https://www.welt.de/kultur/plus182071266/Postmoderne-Die-Theorie-die-uns-die-Fake-News-brachte.html;Gabriel, Markus: Wider die postmoderne Flucht vor den Tatsachen, NZZ vom 19.6.2016, online un-

einer folgenreichen US-Wahl und dem britischen EU-Austrittsreferendum, waren es nicht zuletzt Geisteswissenschaftler*innen, welche ›Postmoderne‹ und einschlägige Synonyme wieder als Chiffre für Beliebigkeit, Relativismus, Irrationalismus und Wahrheitsindifferenz empfahlen. Ob als Epochen- oder Theoriesignatur wurde alles, was ferner unter dem Begriff lief, mit Gegenaufklärung assoziiert, für ›alternative Fakten‹, ›Fake News‹, eine ›Post Truth‹-Politik verantwortlich gemacht. Die kritischen Theorien waren selbst in die Kritik geraten.

In den Literaturwissenschaften ließen sich Debatten um Stellenwert und Geltung kritisch-theoretischer Denkansätze, hier gemeinhin als ›Poststrukturalismus‹ oder ›Theorie‹ rubriziert, schon seit der Jahrtausendwende beobachten. Man hatte mit ihnen Schluss machen[3], sie in neue Formen überführen[4], sie historisieren[5], sich auf vermeintlich robustere Praktiken zurückbesinnen oder ihre Errungenschaften revidieren wollen.[6] Zudem wurde im Kontext des fünfzigjährigen Jubiläums des politisch bewegten Jahres 1968 in historischer Rückschau häufig bemerkt, dass es 68ff. dank philosophischer Strömungen aus Frankreich zwar zu einer Neuausrichtung gerade der Germanistik und Literaturwissenschaften gekommen sei[7]; zugleich schien man die fünfzigjährige Wiederkehr des annus mirabilis aber vielerorts nutzen zu

---

ter: https://www.nzz.ch/feuilleton/fuenf-jahre-neuer-realismus-wider-die-postmoderne-flucht-vor-den-tatsachen-ld.89931. Siehe auch den Beitrag von Sebastian Ernst in diesem Band.

3 Eagleton, Terry: After Theory, New York: Basic Books 2003; Felski, Rita: The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015.

4 Mario Grizelj/Oliver Jahraus (Hg.), Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Wilhelm Fink 2011.

5 Zur allgemeinen Tendenz einer Historisierung von Theorie Hottner, Wolfgang: »Theorieübersetzungsgeschichte. Versuch einer Annäherung«, in: Wolfgang Hottner (Hg.): Theorieübersetzungsgeschichte. Deutsch-französischer und transatlantischer Kulturtransfer im 20. Jahrhundert, Berlin: J.B. Metzler 2021; Geisenhanslüke, Achim: Textkulturen. Literaturtheorie nach dem Ende der Theorie, Paderborn: Fink 2015.

6 Maximilian Benz/Gideon Stiening (Hg.), Nach der Kulturgeschichte. Perspektiven einer neuen Ideen- und Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Berlin/Boston: De Gruyter 2022.

7 Vor diesem Hintergrund scheint es kein Zufall zu sein, dass zwei literaturwissenschaftliche Sammelbände zu 1968 Literatur- und Zeitgeschichte in einem Atem nennen oder Roland Barthes' Begriff der Schreibweise an die Jahreszahl binden. Vgl. Clemens Kammler/Marcus Engelns/Ulrike Preußer (Hg.): Achtundsechzig. Beiträge zur Literatur- und Zeitgeschichte, Duisburg: Universitäts-Verlag Rhein-Ruhr 2019; Peter Brandes (Hg.): Schreibweisen der Kritik. Eine Topographie von 1968, Paderborn: Brill Wilhelm

wollen, um die endgültige Trennung von den letzten Restbeständen dieses Denkens zu besiegeln.[8] Für die unterschiedlichen, sanften bis feindseligen Ausgestaltungen, die dieser Kehraus annahm, schlägt der vorliegende Band den Begriff der Verabschiedungen vor – im Plural, denn von ihnen gibt es viele. In Anführungszeichen setzt sein Titel ›Postmoderne‹, um die Dehnbarkeit und Ungesichertheit des dabei verabschiedeten Begriffs und des von ihm vermeinten Gegenstandes (wenn es denn *einer* ist) zu betonen. ›Postmoderne‹ und seine Synonyme (wenn sie denn einfache solche sind) finden sich daher auf den Seiten dieses Vorworts durchgehend mit einem terminologischen Vorbehalt versehen, den die Einklammerung typografisch verdeutlicht. Ein Grund für diesen Vorbehalt ist das begriffliche Ausfasern des Postmodernen, seiner Begriffsanalogien und des von ihnen unter wechselnden Namen Bezeichneten. Das soll gleich noch zur Sprache kommen.

Gerade in den kritischeren Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ schienen sich verschiedenste Motive, Strömungen und Machtkämpfe innerhalb und außerhalb des akademischen Feldes zu verdichten. Auf die dabei begegnenden Strategien, Argumente, wissenschaftlichen Praktiken und Topoi fokussieren die in diesem Band versammelten Beiträge. Die Erforschung von Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ lässt sich dabei grob an den Berührungspunkten von Philosophie, Kultursoziologie, literaturwissenschaftlicher Praxeologie, vor allem aber Theorie- und Fachgeschichte situieren. Ansetzend bei Fremdzuschreibungen, Kritiken oder unbilligen Deutungen als Verabschiedungsformen, führen die folgenden Aufsätze auf einen Punkt hin, an dem sich geisteswissenschaftliche Theoriebildung als untrennbar von fach- und feldspezifischen Konflikten erweist.

## 2 Ein theoriegeschichtliches Forschungsfeld

Bei einer Untersuchung der Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ handelt es sich also nicht nur darum, gerade noch rezente Umbrüche in der Fachgeschichte nachzuzeichnen, verzerrte Fremdbestimmungen von Theorien und schiefe Argumente zu korrigieren oder gar ein intellektuelles Gegenfeuer als

Fink 2020. Siehe auch die Beiträge von Achim Geisenhanslüke und Ruth Signer in diesem Band.

8 Das hierbei vorherrschende Schlagwort der Theoriemüdigkeit behandelt der Beitrag von Adrian Robanus in diesem Band.

Antwort auf eine massenmediale Kanonade abzuschießen. Die hier versammelten Aufsätze gehen stattdessen davon aus, dass aus einer Untersuchung jener Verabschiedungen positive Einsichten sowohl für die Praxeologie wie für die Theoriegeschichte der Philologien – vielleicht auch: der Geisteswissenschaften überhaupt – seit den 1960er Jahren zu gewinnen sind. An der kritischen Fremdbestimmung lassen sich zudem womöglich Probleme für jede Aufarbeitung von Theorieschulen und Denkweisen verdeutlichen, die erst post festum auf den Begriff gebracht werden. Hierzu lassen sich drei Punkte festhalten.

Erstens geht in den Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ ein Variieren der Überbegriffe stark mit dem der vermeinten Gegenstände einher. Das betrifft nicht nur den Sachverhalt, wer nun als ›Postmoderne*r‹ oder ›Poststrukturalist*in‹, als ›Theorietheoretiker*in‹ oder ›Panfiktionalist*in‹ identifiziert wird und wer nicht. Unterschiedliche Begrifflichkeiten verweisen auf unterschiedliche Modellierungen und Perspektivierungen ihres Gegenstandes. Eine jüngere amerikanische Diskussion wurde kürzlich um den Begriff der Kritik geführt, von Schlagworten wie *Postcritique* und *New Sincerity* bestimmt. In ihr stand der kritische Gestus von Theorien zur Debatte.[9] In Deutschland schrieb man die letzten zwanzig Jahre in der Fiktionalitätstheorie gegen ›Panfiktionalismus‹, in der Hermeneutik gegen die Kulturwissenschaften und den *linguistic turn* an; und doch bezog man sich oft auf dieselben Theoretiker*innen, die unter dem jeweiligen Begriff zu anderen wurden.[10] In den diversen Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ tritt die Funktion der Begriffspolitik besonders deutlich hervor.

Zweitens verweist diese Vielgestaltigkeit in der Bezugnahme den Begriffsgebrauch auf die unterschiedlichen Ursprungskontexte, auf Forschungsgebiete und akademische Felder zurück sowie auf die in ihnen herrschenden Konfliktlinien. Zeichnen sich die entsprechenden Kontexte durch unterschiedliche Geschichten, Forschungstraditionen und theoretische Abgrenzungen aus, so sind die Aufnahme wie die Abstoßung, das Verständnis

---

9 R. Felski: The Limits of Critique; Elizabeth S. Anker/Rita Felski (Hg.): Critique and Postcritique, Durham: Duke UP 2017; T. Eagleton: After Theory. Siehe hierfür auch die Beiträge von Jonas Teupert und Fabian Eggers in diesem Band.

10 Vgl. Kablitz, Andreas, »Die Geburt der Kulturwissenschaft aus dem Geist des linguistic turn«, in: Benz/Stiening, Nach der Kulturgeschichte (2022). Siehe auch die Beiträge von mir und Anatol Heller in diesem Band.

wie der Gebrauch importierter Theoriebestände von diesen betroffen.[11] Die US-Humanities der 1990er, die Bundesrepublik der 1980er und das Pariser Intellektuellenmilieu der 1960er Jahre haben so begrifflich durchaus unterschiedliche ›Postmodernen‹ und ihnen zugehörige Ismen ausgebildet. Darum ist aber womöglich keine der im Angebot stehenden Rubrizierungen als neutraler Term für das Projekt einer reflektierten Theoriegeschichte einfach so vorauszusetzen.[12]

Drittens lauert aufgrund dieser Auslegung, die stark lokal und perspektivisch geprägt ist, die irreführende Handhabung selbstverständlich scheinender Allgemeinbegriffe gerade dort, wo unter ihnen teils hochgradig diverse Theorien subsumiert werden. Deren Heterogenität verschwindet oft hinter Ismen, die singuläre Denkstile auf Theorieschulen reduzieren. Kleinste gemeinsame Nenner werden gesucht und dabei allzu oft arbiträr bestimmt. Dadurch ist heute aber keineswegs mehr klar, was inflationär bemühte Diskursspielmarken wie ›Postmoderne‹, ›Poststrukturalismus‹ und andere überhaupt noch sagen wollen. Und doch kann man offensichtlich nicht auf sie verzichten.

Eine Untersuchung der Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ zielt so darauf ab, die theoretische Arbeit hinter der Formation begrifflicher Einordnungen sichtbar zu machen. Diese tritt just da besonders klar zutage, wo bestimmte Vorstellungen des Gegenstandes konturiert, generiert oder hervorgehoben werden müssen, um gegen ihn argumentieren zu können. Vom begrifflichen Ausfasern, auf das Begriffe wie ›Theorie‹, ›Postmoderne‹, ›Poststrukturalismus‹ verweisen, lässt sich so vielleicht zur Neuerwägung der Theorien selbst gelangen, die hinter den Begriffen zu verschwinden drohen. Einen solchen Neuzugang hat die historische Rückschau, und nicht nur jene auf den langen Sommer der Theorie, zuletzt durchaus angesteuert.[13] Allerdings lässt sich fragen, ob selbst wertneutral verstandene Reden von einem ›Poststrukturalismus‹ – dessen Name genau *eine* genealogische Linie hervorhebt – nicht schon zu sehr die bemerkenswerte Heterogenese aus verschiedenen Disziplinen verschleiert, die im französischen akademischen

11 Vgl. Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988. Siehe auch den Aufsatz von Patricia Gwozdz in diesem Band.

12 Dass es Momente gibt, die Postmoderne dennoch als Epochensignatur vertretbar erscheinen lassen, argumentiert der Aufsatz von Lutz Hieber in diesem Band.

13 So Birnstiel, Klaus: Wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus, Paderborn: Fink 2016

Feld seinerzeit einflussreich waren im Initiationsmoment eines neuen, eklektizistischen Denkstils. Man stieß sich damals eben nicht allein vom Strukturalismus ab, sondern bezog sich genauso auf die Phänomenologie Husserls und Heideggers, auf Semiologie und Linguistik (und hier nicht nur Saussure, sondern auch Guillaume, Hjelmslev, Benveniste, Jakobson, Greimas), auf die diversen Spielformen der Psychoanalyse, den über Jean Wahl nach Frankreich vermittelten Pragmatismus oder die Ethnologie eines Marcel Mauss und Lévi-Strauss. Derlei Konstellationen wäre theoriegeschichtlich nachzugehen, ohne den eingespielten, aber allzu oft unscharfen Ordnungskategorien zu viel Vertrauen vorzuschießen.

Eine Untersuchung von Verabschiedungen der ›Postmoderne‹, die es mit Rezeptionsphänomenen und Bezugsweisen zu tun hat, könnte vielleicht einer neuen theoriehistorischen Annäherung vorausgehen. Denn es bleibt nach wie vor zu klären, auch und gerade für die Philologien, was diese Explosion des Denkens, die vom Frankreich der 1960er Jahre ausging, jenseits seiner bisherigen Rezeptionsformen war.[14]

## 3 Politische Implikaturen: Ein Denken nach 1968

Gibt es eine Konstante, welche die diversen Auffassungen der ›Postmoderne‹ durchzieht, dürfte sie im zeitgeschichtlichen Index liegen. Das sogenannte postmoderne Denken, damit aber auch jede seiner Verabschiedungen, kommt immer wieder auf die 1960er Jahre und ihre politischen Folgen zurück. Diese waren ihrerzeit auch in den Geisteswissenschaften spürbar. Konstatierte Michel Foucault 1966 mit dem ›Tod des Menschen‹ in *Die Ordnung der Dinge* eine »sukzessive Loslösung humanwissenschaftlicher Forschung vom Menschen als Grundlagenkategorie«[15], so brachte Friedrich Kittler das für die deutschen Geisteswissenschaften einst auf die griffige Formel der

---

14 Eine solche Neuerwägung findet zeitgenössisch auch außerhalb der Literaturwissenschaften statt. Vgl. exemplarisch Schnell, Alexander: Der frühe Derrida und die Phänomenologie. Eine Vorlesung, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 2021. Schnells Augenmerk auf den phänomenologischen Derrida dürfte auch für die Philologie aufschlussreich sein, holt sie Derrida doch aus der nominalistischen Ecke, in die ihn Reduktionen der Dekonstruktion auf eine strukturalistisch inspirierte Sprachphilosophie und Anti-Hermeneutik bis heute stellen.

15 Krämer, Sybille: Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität, Berlin: Suhrkamp 2008, S. 353.

»Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften«.[16] Wie Jürgen Trabant schon vor zwanzig Jahren bemerkt hat, lässt sich die Ranküne wider das postmoderne Denken zu nicht geringen Teilen auch als Reaktion auf ein *pensée de soixante-huit*, seine politischen, sozialen und wissenschaftlichen Konsequenzen auffassen.[17] Eine solche Perspektive erlaubt es, einen politischen Spieleinsatz aufzudecken, der von den meisten Verabschiedungs-Debatten und Frontalkritiken ausgeblendet wird. Der Abschied von den wilden Jahren des Lesens oder vom langen Sommer der Theorie mündete nicht zufällig in die Aufarbeitung der politisch bewegten Jahre um und nach 1968.[18] Hier zeigte sich, dass das Verhalten zu ›Theorie‹ und ›Postmoderne‹ selten von impliziten wie ausdrücklichen Selbstpositionierungen Forschender zu diesen politischen Umbruchsdaten frei war. Auf ihr Verhältnis hierzu wären noch die heutigen Revisionen in den Geisteswissenschaften zu befragen. Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ lassen sich so auch als Reaktionen auf Veränderungen lesen, welche die Literaturwissenschaften und insbesondere die Germanistik seit den 1960er Jahren durchliefen.

Auf die hieraus sich ergebende Unmöglichkeit, Theorie und Politik eindeutig zu trennen, hat Philipp Felsch hingewiesen: »Als unvorhersehbarer Riss im historischen Kontinuum lebt die Revolution als ästhetische Vorstellung fort.«[19] Felsch verweist damit allerdings die Frage nach ihren politischen Implikationen und Wirkungen rein an jene Theorien, die auch mit einem revolutionären oder einem politischen Anspruch angetreten sind: ihre »Vorstellungen müssen sich immer die Frage gefallen lassen, ob sie die Rolle eines Instruments oder eines Ersatzes für politische Veränderung spielen. Auch der Theorie bleibt diese Frage heute nicht erspart.«[20] Was Felsch hier ›Theorie‹ nennt und als eigenständige Gattung verstanden wissen will, stellt in dieser Form bereits selbst ein Rezeptionsphänomen dar, das unterschiedlich modelliert werden kann. Zugleich ist aber das Fortleben von »Revolution« und »Gegenrevolution«, um in Felschs Diktion zu bleiben, eine Problematik, die

16 Friedrich A. Kittler (Hg.), Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften: Programme des Poststrukturalismus, Paderborn: Schönigh 1980.

17 Vgl. Trabant, Jürgen: Der gallische Herkules. Über Sprache und Politik in Frankreich und Deutschland, Tübingen/Basel: Francke 2002, S. 228-243.

18 R. Stockhammer: 1967; G. Poppenberg: Herbst der Theorie. Siehe auch die Beiträge von Achim Geisenhanslüke und Ruth Signer in diesem Band.

19 Felsch, Philipp: »Für eine Gattungsgeschichte der Theorie«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1 (2016), S. 124.

20 Ebd.

von der Weise der Aufnahme und des Umgangs mit Theorien genuin nicht zu trennen sein dürfte.

Von hier aus lässt sich dann auch nach den verdeckten politischen Konsequenzen, Signaturen und Konnotationen fragen, die sich in Theorie-Alternativen von Neo-Hermeneutik bis Fiktionalitätstheorie, von *New Sincerity* bis Postkritik ankündigen.[21] Überhaupt schwebt der Modus der Begriffsarbeit, also *wie* literaturwissenschaftliche Untersuchungsgegenstände theoretisch begriffen werden und welche Zuschreibungen und Ansprüche an eine als ›Text‹, ›Werk‹ oder ›Medium‹ gefasste Literatur von der theoretischen Grundlegung aus jeweils ergehen, nicht im luftleeren Raum. Eine oft präreflexive Praxis, die umso wirkungsvoller sein kann, da sie im Dunkeln verbleibt, lässt sich bereits als Ausdruck einer nicht objektivierten, in Theorie und Wissenschaft aber je schon operativen Politik begreifen.[22] Aus den Theorien, die immer auch kritisch sein wollten, muss so die Einsicht gerettet werden, dass literaturwissenschaftliche Begriffsarbeit nie gänzlich apolitisch ist, so wertneutral und theoriefern – manchmal vielleicht nur unreflektiert – sie auch daherkommt.[23]

Hierbei dürfte nichts anderes auf dem Spiel stehen als das Erbe der 1960er Jahre in den Geisteswissenschaften.

---

21 So thematisiert Fabian Eggers in seinem Beitrag zu diesem Band die Passfähigkeit von Postkritik zur Literatur der *New Sincerity* und beider zu den Tendenzen des von Chiappello und Boltanski beschriebenen Neuen Geistes des Kapitalismus.

22 Vgl. Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 99-104.

23 Um nicht missverstanden zu werden: Fern davon, sich auf irgendwelche politischen Programme zu verpflichten, besitzt schon eine grundlegende forschungslogische Entscheidung wie die zwischen methodischer Orthodoxie und Offenheit/Pluralität der Methodenwahl (wie letztere gerade die auf Theorie fußenden, kulturwissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte gekennzeichnet hat) eine mehr als nur wissenschaftliche Dimension. Politisch sind solche Grundentscheidungen in theoretischen Dingen dahingehend, dass sie je schon Beurteilungs- und Bewertungskriterien wissenschaftlicher Arbeit implizieren. Vgl. hierzu exemplarisch für sein Gebiet die Beobachtungen Francisco Varelas: Varela, Francisco J.: Kognitionswissenschaft-Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 20 sowie grundsätzlich Stengers, Isabelle: Pour en finir avec la tolérance. Cosmopolitiques VII, Paris : La Découverte/Les Empêcheurs de penser en rond 1997.

## 4 Zusammensetzung des Bandes

Den hier nur grob angedeuteten Momenten sollte in einem Workshop nachgegangen werden, der für Juni 2020 als Veranstaltung des PhD-Net *Das Wissen der Literatur* an der Humboldt-Universität zu Berlin angesetzt war. Aufgrund der Covid 19-Pandemie wich man ins Sammelbandformat aus. Ursprünglich sollte der Diskussionsschwerpunkt auf dem Ende des langen Sommers der Theorie[24] und dem medialen ›Postmoderne‹-Bashing der letzten Jahre liegen. Wie sich in den Beiträgen allerdings bald abzeichnete, erstreckte sich das Feld der Verabschiedungen längst weiter, so dass der Untertitel des Bandes nur die äußersten Verläufe eines komplexeren Koordinatennetzes nennt. Da sich hier eine über die Literaturwissenschaften hinausweisende Problematik ankündigte, wurden auch instruktive Beiträge aus Nachbarwissenschaften wie Philosophie und Soziologie berücksichtigt. Angesichts der in dieser Einleitung angedeuteten Schwierigkeiten, vor welche das begriffliche Ausfasern des Postmodernen stellt, wurde es den Autor*innen selbst überlassen, in welcher Form sie auf die im Angebot stehenden Begriffe wie ›Postmoderne‹ oder ›Theorie‹ referieren wollten: ob sie diese etwa in Anführungszeichen gebrauchen mochten (um auf diese Weise etwa eine Distanzierung auszudrücken) oder sie als gültige Beschreibungen übernehmen.

In seinem materialreichen Eröffnungsbeitrag wirft **Adrian Robanus** einen Blick auf die Verabschiedungsdebatten im deutschsprachigen Raum. Als deren Begründung begegnet immer wieder der Begriff Theoriemüdigkeit. Robanus geht den verschiedenen Bezugnahmen auf diesen Term nach und rekonstruiert, wie Theoriemüdigkeit nach und nach zum Topos werden konnte. Dabei fällt vor allem auf, wie sich die unterschiedlichsten Schlüsse aus dieser Diagnose ziehen lassen und die gegenläufigsten Forschungsprogramme als Konsequenz aus ihr ergeben. Damit scheint der Topos für die literaturwissenschaftliche *scientific community* heute eine wichtige strategische und argumentative Funktion für die Begründung neuer Forschungsvorhaben zu erfüllen.

Auf die englischsprachige Diskussion um Postkritik und *New Sincerity* fokussiert **Fabian Eggers.** Beide Strömungen verabschieden die kritische Dimension etablierter Theorien zugungsten anderer Umgangsweisen mit Literatur. Indem die Rezipient*innen, ihre Rolle und ihre Befindlichkeiten

24 Vgl. dafür aber auch die Debattenbeiträge in: Zeitschrift für Kulturwissenschaft 1 (2016), S. 119-146.

beim Lesen von Literatur aufgewertet werden, verschwindet darüber zugleich ein theoretischer Kritikanspruch. Hierbei stellt sich die Frage, inwiefern ein auf Emotionen fokussiertes Forschungsparadigma und eine zeitgenössische, autofiktionale Literatur, die verstärkt Identifikationsangebote macht, nicht längst ein Konvergenzverhältnis eingehen, das seinerseits kritisch analysiert werden müsste.

**Achim Geisenhanslüke** beleuchtet die Historisierung von Theorien unter dem Begriff *linguistic turn*, wie er in jüngeren Auseinandersetzungen mit dem Jahr 1968 neuverhandelt wurde. War nicht 1966 das annus mirabilis des Strukturalismus? Zudem legt Geisenhanslüke den Fokus auf etwas, das im neueren Streit um Literaturtheorien meist übersehen wurde, den Anspruch einer politischen Dimension literarischer Kritik. Dieser lässt sich sowohl an Foucaults Konzept des Gegendiskurses als auch an Pierre Machereys Theorie literarischer Produktion hervorkehren. Das Erbe der literaturtheoretischen 1960er Jahre, das nicht einfach aufgegeben werden kann, deutet sich so vor allem in einem anspruchsvollen Begriff der Literatur an.

Ebenfalls ausgehend von den 1960er Jahren bestimmt **Ruth Signer** ›Theorie‹, in deren Auffassung als Gattung sie Philipp Felsch folgt. Das Augenmerk liegt dabei auf der Tendenz der Ästhetisierung, die dem theoretischen Genre seit den 1960er Jahren anhaftet. Signer geht hierfür zurück auf die politischen Diskussionen, die zu dieser Zeit um ein ›Ende der Literatur‹ geführt wurden. Die Ästhetisierung von Theorien konstituierte damals einen neuen Rezeptionsmodus. An Vorwürfe, die heute von einer Verbindung von ›Theorie‹ und ›Post Truth‹-Phänomenen ausgehen, lässt sich die Frage stellen, ob sie nicht die Ästhetisierung von Theorie mit derjenigen von Politik verwechseln. Statt um die Erschaffung täuschender Halbwahrheiten ging es ästhetischen Theorien um die Erschaffung neuer Wahrnehmungsmodi.

Mit dem Beitrag von **Jonas Teupert** beginnt eine Reihe von Aufsätzen, die sich auch stärker um Erwiderungen auf einige einflussreiche Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ bemühen. Als Ansatzpunkt dient bei Teupert zunächst Bruno Latours *Has Critique run out of steam?*, ein Text der als Verabschiedung postmoderner Denkansätze gelesen werden konnte. Dabei weist er auf die Krise eines Paradigmas hin, das seit der Kritischen Theorie Konjunktur besaß. Wie ließe dieses sich in einem Zeitalter nach der Kritik erneuern? Neben Latours eigenen Ausführungen der letzten Jahre hält hier auch Judith Butlers Aktualisierung des Kritikbegriffs von Marx ungesehene Potenziale bereit. Auf beide Ansätze könnte eine (post-)postmoderne Kritikkultur zurückgreifen.

**Florian Scherübl** wendet sich literaturwissenschaftlichen Theorien fiktionaler Welten zu, die auf der Basis logisch-semantischer Referenztheorien ›Poststrukturalismus‹ als ›Panfiktionalismus‹ kritisieren. Wo solche Welttheorien gleich noch das ›postfaktische Zeitalter‹ erklären wollen, zeigt sich bei genauer Betrachtung ihre eigene Insuffizienz – und dass die als panfiktional eskamotierten Theorien hier womöglich die besseren Erklärungsansätze bieten.

Ausgehend von der Herausgeberfiktion in David Foster Wallaces Roman *The Pale King*, nähert sich der Beitrag von **Anatol Heller** der ›Postmoderne‹-Kritik, wie sie in Autorschaftsdebatten seit 2000 zu beobachten war. Forschungszusammenhänge, die eine ›Rückkehr des Autors‹ forderten, bezogen hier meist gegen den ›Tod des Autors‹ Stellung, wie er angeblich den Kern poststrukturalistischer Autorschaftsmodelle bilden würde. Hieraus ergeben sich Analogien zur Postkritik, die ihrerseits auf ein starkes Autorschaftsverständnis angewiesen ist, nun allerdings um Autor*innen in Netzwerkzusammenhänge zu stellen. Dabei scheint die Verabschiedung von ›Theorie‹ in beiden Fällen fragwürdig, wenn man sie mit dem von ihr erbrachten textanalytischen Mehrwert konfrontiert.

Mit dem Beitrag von **Patricia Gwozdz** hebt eine letzte Abteilung von Aufsätzen an, die auf soziologische Hintergründe, gesellschaftliche Rahmenbedingungen und philosophische Voraussetzungen der Reden und Kritiken der ›Postmoderne‹ reflektieren. Gwozdz zeigt etwa, wie der anhaltende Unfrieden der sogenannten *Science Wars* auf Transformationen des Sachbuchmarktes zurückgeführt werden kann. Die Stilisierung von Akteur*innen aus den Naturwissenschaften zu Populärphilosoph*innen leistet dabei der Ersetzung von kultur- durch naturwissenschaftliche Erklärungsansätze und Autor*innen Vorschub. In diesem Kontext dienen Kritiken der ›Postmoderne‹ längst auch als Vermarktungsstrategie für populärwissenschaftliche Publikationen. Hieraus lassen sich Konsequenzen für eine künftige Wissenschaftskommunikation in den Humanities ableiten.

Am postmodernekritischen Diskurs in den Massenmedien nach 2016 setzt der Beitrag von **Sebastian Ernst** an. Er begreift die Kritiken dabei als Abwehrreaktionen, welche nach wie vor auf die Verunsicherungen durch einen philosophischen Konstruktivismus erfolgen. ›Postmoderne‹ gilt ihm dabei auch als Synonym für konstruktivistische Theoriebildung. Wird der Konstruktivismus als Zumutung und Belastung empfunden, so weil seine ethischen Implikationen oft missdeutet oder falsch entfaltet werden. Es lassen sich aber in ethi-

scher Hinsicht aus ihnen weit positivere Schlüsse ziehen, als man gemeinhin annimmt.

**Lutz Hiebers** Beitrag beschließt den Band aus kunstsoziologischer Perspektive. Er rekapituliert einige kulturelle Konstituenten, die ›Postmoderne‹ als Epochensignatur erscheinen lassen konnten. Sein Aufsatz plädiert dabei für eine Sicht postmoderner Phänomene als Erzeugnisse der amerikanischen Kultur, gerade der *Counterculture* der 1960er Jahre und sondiert einige der dafür charakteristischen Phänomene. Auf diese Weise ließen sich auch die grundlegenden Vorbehalte verdeutlichen, die dem Begriff ›Postmoderne‹ bei seinem Eintritt in die deutsche Öffentlichkeit entgegenschlugen.

Allen Beitragenden sei an dieser Stelle nochmals herzlich für ihre Arbeit und die Bereitschaft zum Austausch gedankt – auch für die große Geduld, die sie zwischen der ersten Ausschreibung des Workshops und dem Erscheinen des Bandes bewiesen haben. Besonderer Dank gilt Klaus Wiehl, der die Veröffentlichung als Koordinator des PhD-Nets Das Wissen der Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin entscheidend angeregt hat. Sein Nachfolger Robert Loth stand mir genauso wie er mit Rat und Tat zur Seite. Überhaupt danke ich den Mitgliedern des PhD-Net und des thematischen Netzwerks Literatur-Wissen-Medien für ihr hilfreiches Feedback, besonders Jasmin Köhler für ihre Anmerkungen. Die Finanzierung wurde großzügig mit Mitteln des DAAD unterstützt.

# ›Theoriemüdigkeit‹
## Zu einem Topos der Theorieverortung

*Adrian Robanus*

> »Die ›Theorie‹-Müdigkeit und die elende Erschlaffung, die sie begleitet (Neo-dies, Neo-das, Post-dieses, Post-jenes). Die Stunde des Philosophierens.«[1]

Die Geschichte der Verabschiedungen des ›Poststrukturalismus‹ ist auch die Geschichte der Erzählungen von seinem ›Ende‹.[2] Seit den 1990ern haben sich hier einige Schlagworte herausgebildet, die es erleichtern, in der *scientific community* über die komplexe und schwer zu fassende Geschichte der Theorierezeption seit den 1960ern zu kommunizieren. Der sich verändernde Umgang mit theoretischen Angeboten seit den 1990ern und die von vielen Seiten artikulierte Skepsis gegenüber der Weiterführung ›poststrukturalistischer‹ Theorieimpulse haben eine Topik hervorgebracht, die um die Rede vom ›Ende der Theorie‹ kreist.[3] Sehr prominent hat Terry Eagleton diese Stimmung in sei-

---

1 Lyotard, Jean-François: Der Widerstreit, 2. Auflage, München: Fink 1989, S. 12.

2 Vgl. die Aufzählung von Enden und Verabschiedungen in Lepper, Marcel/Siegel, Steffen/Wennerscheid, Sophie: »Einleitung«, in: Marcel Lepper/Steffen Siegel/Sophie Wennerscheid (Hg.), Jenseits des Poststrukturalismus? Eine Sondierung, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2005, S. 7-14, hier S. 11-12.

3 Da in diesem Aufsatz der Fokus darauf liegt, einen Aspekt der geistes- und literaturwissenschaftlichen Theoriekommunikation zu verstehen, bleibt der Theoriebegriff hier bewusst so unbestimmt wie in den untersuchten Quellen. In der Regel handelt es sich in den hier behandelten Beispielen um die sogenannte *French Theory* – wobei französische Theoretiker seit den 1960ern und deren amerikanische Rezeption im Mittelpunkt stehen. Häufig ist auch der Anschluss an die kritische Theorie, die ihre Hochphase in den 1960ern hatte, mitgemeint.

nem Buch *After Theory* (2003) eingefangen und benannt.[4] Das ›Ende der Theorie‹ ist seit den 1990er Jahren fester Bestandteil von Diskussionen über Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Theorie in der Literaturwissenschaft geworden.[5]

Diese »vage Redeweise«[6] hat sich in der literaturwissenschaftlichen Fachkommunikation als sehr anschlussfähig erwiesen, um einerseits kompakt den aktuellen Status von Theorie zu benennen und andererseits die jeweils eigene Position im Verhältnis zu Theorien zu bestimmen. Dabei wurde der Topos in den Literaturwissenschaften – etwa in der Romanistik, aber insbesondere in der Germanistik – mit der Konstruktion zweier Lager verknüpft: einerseits den Vertretern einer sogenannten ›Rephilologisierung‹, andererseits den Befürwortern einer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung.[7] In Bezug auf diese

---

4 Eagleton, Terry: After Theory, London: Penguin Books 2003. Parallel dazu war auch die Formel ›Nach dem Poststrukturalismus‹ gebräuchlich. Vgl. für viele Rajan, Tilottama/O'Driscoll, Michael James (Hg.): After Poststructuralism. Writing the Intellectual History of Theory, Toronto: University of Toronto Press 2002.

5 Vgl. z.B. Hitz, Torsten (Hg.): Am Ende der Literaturtheorie? Neun Beiträge zur Einführung und Diskussion, Münster: Lit 1995. Bereits 2000 gilt: »Die ›Enden der Theorie‹ sind bereits selber ein etabliertes Thema in der Theorie« (Wegmann, Nikolaus: »›Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie‹: Ein Topos der philologischen ›Curiositas‹«, in: Jörg Schönert (Hg.), Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. DFG-Symposion 1998, Stuttgart: J.B. Metzler 2000, S. 509-528, hier S. 516). Aber auch in den 2010ern wird die prägnante Verortung noch vielfach bemüht. Vgl. z.B. Buschmeier, Matthias: »Literaturgeschichte nach dem *Ende der Theorie*? Thesen zu den (Un-)Möglichkeiten einer bedrohten Gattung«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 36.2 (2011), S. 409-414; das 2013 abgehaltene internationale Kolloquium »Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert« (vgl. die von Mark-Georg Dehrmann und Carsten Rode herausgegebene zugehörige Onlinepublikation auf http://www.perspektiven-der-germanistik.de vom 12.02.2021), Geisenhanslüke, Achim: Textkulturen. Literaturtheorie nach dem Ende der Theorie, Paderborn: Fink 2015. Bei Geisenhanslüke wird gleich im ersten Satz das ›Ende der Theorie‹ mit dem Müdigkeitstopos verknüpft: »Wer heute nach dem Status der Theorie in der Literaturwissenschaft fragt, erntet oft nur noch ein müdes Lächeln.« (Ebd., S. 9).

6 Bogdal, Klaus-Michael: »Anleitung zum Erlernen des Ungenauen. Die Leistung ›weicher‹ Theorien in den Geisteswissenschaften«, in: Textpraxis. Digitales Journal für Philologie 6 (2013) vom 12.02.2021: https://www.textpraxis.net/klaus-michael-bogdal-anleitung-zum-erlernen-des-ungenauen

7 Vgl. Erhart, Walter (Hg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?, Stuttgart: J.B. Metzler 2004. Vgl. auch die vielfältigen historisch einordnenden und sachlich differenzierenden Bezugnahmen der Beiträge in Bleumer, Hartmut/

Ordnungsgrößen ließen sich zwei Tendenzen im Verhältnis zu Theorie feststellen: Es habe »einen ›Zweifrontenkrieg‹ zwischen der Forderung nach einer kohärenten, formalisierbaren literaturwissenschaftlichen Texttheorie auf der einen, und Theoriefeindlichkeit und -müdigkeit auf der anderen Seite«[8] gegeben.

Die Verortung vergangener und aktueller Theoriedebatten lassen sich zur Fortschreibung und Selbstverortung nutzen. Den vergangenen oder aktuellen literaturwissenschaftlichen Umgang mit Theorien auf ein Schlagwort zu bringen, hat häufig das Ziel, bestehende theoretische Positionen zu bewerten und neue zu entwickeln. Die große, auch institutionelle Wirkmacht solcher Verortungen geht mitunter auch mit polemischen Frontenbildungen einher. So ist etwa Gerhard Poppenbergs Abrechnung mit der seiner Meinung nach antipluralistischen Position von Andreas Kablitz, einem der vehementesten Kritiker der literaturwissenschaftlichen Rezeption von *French Theory* und philosophischer Ästhetik, als persönlicher Angriff gestaltet.[9] Auf der anderen Seite wird aktuell etwa die kulturwissenschaftliche Ausrichtung performativ verabschiedet,[10] um dem »Versuch einer post-kulturalistischen Methodendebatten [sic!]«[11] Raum zu geben. Gemeinsam ist solchen Verortungen, dass die einordnenden binären Schemata (›Theorie‹ vs. ›Ende der Theorie‹, Rephilologisierung vs. Kulturwissenschaften; ›kulturwissenschaftlich‹ vs. ›postkultu-

---

Franceschini, Rita/Habscheid, Stephan/Werber, Niels (Hg.): Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi. Lili 172 (2013).

8 K.-M. Bogdal: Anleitung zum Erlernen des Ungenauen.

9 »Kablitz ist eine Figur der Reaktion, die in der alten BRD den Marschton des geistigen Lebens angab und in der neuen Republik in Form von Gremienarbeit und Stellenpolitik, Publikationsorganisation und Wissenschaftsmanagement weiterhin bestimmt, was intellektuell zulässig sein soll.« (Poppenberg, Gerhard: Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland, Berlin: Matthes & Seitz 2018, S. 75).

10 Eine in diese Richtung konzipierte Tagung fand 2019 in der Villa Vigoni statt unter dem Titel »Nach der Kulturgeschichte: Perspektiven einer neuen Ideen- und Sozialgeschichte der Literatur«. In der programmatischen Ankündigung des daraus hervorgehenden Sammelbandes ist die aus dem Titel hervorgehende antikulturwissenschaftliche Ausrichtung sogar noch polemisch verschärft: »Das absehbare Ende des kulturwissenschaftlichen Paradigmas in den Geistes- und Sozialwissenschaften eröffnet erneut die Chance auf substanzielle methodologische Debatten auch in der deutschen Literaturwissenschaft.« https://www.degruyter.com/document/isbn/9783110667004/html

11 Ebd.

ralistisch‹) deutlich weniger komplex sind als die literaturwissenschaftlichen Positionen, die ausgehend von diesen Labels entwickelt werden.

Eine Zwischenform des Umgangs mit dem ›Theoriezeitalter‹ bildet gegenüber den auf theoretische und systematische Fragen und die eigene Positionierung fokussierten Theoriebeschreibungen eine insbesondere in den 2010er Jahren etablierte Form der autobiografischen Erinnerungsliteratur, die sich eher subjektiv-assoziativ der Geschichte postmoderner Theorien widmet. In diesen Texten wird jeweils das Moment der individuellen Emphase betont: (Insbesondere) *French Theory* ist eine emotionale Angelegenheit gewesen.[12] *Suche nach dem Handorakel. Ein Bericht*, *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*, *Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland*: Schon die Titel verweisen auf das Genre der Memoiren, die eine goldene Zeit heraufbeschwören.[13] Dazu gehört die positive Einschätzung einer Zeit intensiver Debattenkultur und erbitterter Kontroversen.

Neben der selbst theorieorientierten, aktualisierenden und sich klar verortenden Herangehensweise und den Erinnerungstexten gibt es aber zunehmend den Anspruch der wissenschaftsgeschichtlichen Aufarbeitung des ›Theoriezeitalters‹. Die Frage der Bewertung soll in diesen Ansätzen

---

12 Zu einer Verhältnisbestimmung von Emotion und Theorie vgl. Scheffer, Bernd: »Theorie und Emotion. Können Theorien brutal sein?«, in: Mario Grizelj/Oliver Jahraus (Hg.), Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2011, S. 369-384. Scheffers Vorschlag, die Emotionalität einer Theorie über ihre sprachliche Form zu erfassen, mündet in eine Art Programmatik der Poetologie der Theorie: »Theorien sind jeweils in einer bestimmten Theoriesprache verfasst; damit aber wird die Frage nach ihrer spezifischen Rhetorik, nach ihrem Stil, nach ihren ästhetischen, emotionalen, sogar nach erotischen Implikationen nicht nur zulässig, sondern geradezu unvermeidlich.« (B. Scheffer: Theorie und Emotion. Können Theorien brutal sein?, S. 371).

13 Lethen, Helmut: Suche nach dem Handorakel. Ein Bericht, Göttingen: Wallstein 2012; Raulff, Ulrich: Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens, Stuttgart: Klett-Cotta 2014; G. Poppenberg: Herbst der Theorie. Auffällig ist dabei jeweils, dass die Autoren sich literarischer Verfahren zur Formung ihrer Texte bedienen. Eine für Raulffs Buch typische Passage verwandelt die eingangs beschriebene Rückkehr des Autors an seinen Studienort Marburg an der Lahn in eine Reise ins ›innere Afrika‹: »Weiter flussaufwärts, wo früher ein Ort namens Wehrda gewesen war, lag jetzt das Herz der Finsternis. Schon war die Galeere meinem Blick entschwunden. Mit dem letzten Schlag der Trommel war ich zu mir gekommen. Ich wusste wieder, wer und wo ich war. Nur die Zeit hatte sich verändert, und mit ihr der Stil des Lebens.« (U. Raulff: Wiedersehen mit den Siebzigern, S. 10).

zurücktreten, um aktuelle Theoriedebatten und die historische Dimension voneinander zu trennen.[14] Zugleich ist sogar Skepsis aufgekommen, ob die theoretischen Differenzen in der Literaturwissenschaft wirklich so prägend waren, wie es scheint: Das Programm einer Praxeologie der Literaturwissenschaft geht davon aus, dass es jenseits der theoretischen Differenzen eine stabile gemeinsame Praxis über die Lager hinweg gab und gibt.[15]

Eine an den methodischen Maßstäben der Geschichtswissenschaft orientierte Historisierung des ›Poststrukturalismus‹ und der Geschichte seiner Theorien bringt allerdings konzeptuelle Schwierigkeiten mit sich.[16] Das liegt vor allem daran, dass die unter diesem Label gefassten Theorieentwürfe in der Regel ein kritisches Verhältnis zu den etablierten methodischen Verfahren und Vorannahmen der Geschichtswissenschaft haben.[17] Insbesondere

---

14 Wichtige Impulse zum Programm einer Theoriegeschichte in den Literaturwissenschaften: Lepper, Marcel: »›Ce qui restera […], c'est un style.‹ Eine institutionengeschichtliche Projektskizze (1960–1989)«, in: Lepper/Siegel/Wennerscheid (Hg.), Jenseits des Poststrukturalismus? (2005), S. 51-75; Lepper, Marcel: »Wissenschaftsgeschichte als Theoriegeschichte. Ein Arbeitsprogramm«, in: Geschichte der Germanistik 29/30 (2006), S. 33-40.

15 Martus, Steffen: »Wandernde Praktiken ›after theory‹? Praxeologische Perspektiven auf ›Literatur/Wissenschaft‹, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 40.1 (2015), S. 177-195. Aus der Betonung des stabilen Kerns literaturwissenschaftlicher Arbeitsweisen ergibt sich allerdings eine ungelöste – und hier auch nicht zu lösende – Problematik der historischen Beschreibung von Transformation, die Foucault in seiner *Archäologie des Wissens* aufwirft: »[W]ie soll man die verschiedenen Begriffe spezifizieren, die das Denken der Diskontinuität gestatten (Schwelle, Bruch, Einschnitt, Wechsel, Transformation)?« (Foucault, Michel: Die Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2018, S. 13). Zur historischen Transformation von Praktiken bei Michel Foucault vgl. Schäfer, Hilmar: Die Instabilität der Praxis. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2013, S. 121-194.

16 Zur Diskussion einer angemessenen Theoriegeschichtsschreibung in den Geschichtswissenschaften vgl. Hunter, Ian: »The History of Theory«, in: Cricital Inquiry 33.1 (2006), S. 78-112; Jameson, Frederic: »How Not to Historicize Theory«, in: Critical Inquiry 34.3 (2008), S. 563-582; Breckman, Warren: »Times of Theory. On Writing the History of French Theory«, in: Journal of the History of Ideas 71/3 (2010), S. 339-361; Felsch, Philipp: »What was Theory? Toward a Generic History«, in: New German Critique 132 (2017), S. 5-20.

17 »French Theory explicitly subverts many of the notions on which traditional historiography has rested: the linearity of history, periodization, progress, continuity, teleology, causality, agency, and authorship« (W. Breckman: Times of Theory, S. 342). Tilottama Rajan und Michael J. O'Driscoll bringen es auf den Punkt: »theory itself has profoundly altered the process of writing about theory« (Rajan, Tilottama/O'Driscoll,

in den der Dekonstruktion zugerechneten Positionen wird die Möglichkeit, historische Wahrheiten mit dem Anspruch auf die Unterscheidung von ›wahr‹ und ›falsch‹ zu rekonstruieren, argumentativ grundsätzlich in Frage gestellt.[18] Viele dem ›Poststrukturalismus‹ zugerechnete Theoriebildungen wenden sich parallel dazu auch performativ gegen die Konventionen wissenschaftlichen Schreibens, seien es nun Zitierweisen, der Anspruch auf intersubjektive Geltung oder Darstellungskonventionen. In der Rückschau werden solche Verfahren häufig als Annäherung von Literatur und Theorie beobachtet: Theorie sei selbst zur Literatur oder als solche lesbar geworden. Umgekehrt speis(t)en sich gerade die literaturnahen Theoriebildungen häufig aus der Analyse literarischer Texte, denen selbst ein (quasi-)theoretischer Status zugewiesen wurde und wird.[19]

Die kontroverse Diskussionskultur als Charakteristikum des ›Theoriezeitalters‹ zu erforschen, hat sich bereits als literaturwissenschaftsgeschichtlich sehr produktiv erwiesen.[20] Zum Teil daran anschließend ist der oben schon angesprochene praxeologische Ansatz auch für die Geschichte der Theorierezeption vielversprechend.[21] Einer der wichtigsten Beiträge zur deutschen

---

Michael James: »Introduction«, in: Tilottama Rajan/Michael James O'Driscoll (Hg.), After Poststructuralism. Writing the Intellectual History of Theory, Toronto: University of Toronto Press 2002, S. 3-24, hier S. 3).

18 Pierre Bourdieu versucht, dieses Verfahren, das er exemplarisch bei Roland Barthes am Werke sieht, im Rahmen einer feldtheoretischen Untersuchung des französischen Universitätssystems als Symptom eines Machtkampfes zu entlarven. Das Faszinations- und Empörungspotenzial, das einer derart ›freihändigen‹ Literaturwissenschaft einst innewohnte, bringt Bourdieu nicht ohne wertenden Unterton folgendermaßen auf den Punkt: »Mit der Ergebenheit der Kirchendiener zweifach brechend, ernennt er sich selbst zum modernistischen Hermeneuten, der den Texten ihren Sinn abzutrotzen vermag, indem er ihnen mit den allerneuesten Waffen der Wissenschaft auf den Leib rückt, und zum Schöpfer, der das Werk neu zu schaffen vermag, kraft einer Interpretation, die selber zum literarischen Werk erhoben und damit jenseits von wahr und falsch angesiedelt wird.« (Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2018, S. 196).

19 Vgl. grundlegend hierzu: Culler, Jonathan D.: The Literary in Theory, Stanford: Stanford University Press 2007. Das Verhältnis von Theorie und Literatur lotet auch folgender Sammelband aus: Birnstiel, Klaus/Schilling, Erik (Hg.): Literatur und Theorie seit der Postmoderne, Stuttgart: S. Hirzel 2012.

20 Klausnitzer, Ralf/Spoerhase, Carlos (Hg.): Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse, Bern et al.: Peter Lang 2007.

21 Vgl. grundlegend Martus, Steffen/Spoerhase, Carlos: »Praxeologie der Literaturwissenschaft«, in: Geschichte der Germanistik 35/36 (2009), S. 89-96; anschließend daran

Theoriegeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Philipp Felschs *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte*, verortet sich ebenfalls innerhalb der Forschungstradition der Untersuchung der Praxis: »Will man den Siegeszug der Theorie seit den sechziger Jahren verstehen, sind ihre Lesarten und Gebrauchsweisen mindestens genauso wichtig wie ihre – längst gut erforschten – Inhalte.«[22] Felschs Ansatz ist es, den Status von Theorie als »ein Wahrheitsanspruch, ein Glaubensartikel und ein Lifestyle-Accessoire«[23] mit der quellenhistorischen Aufarbeitung der Geschichte des Merve Verlags zu verbinden. Die Untersuchung der Wirkungsgeschichte der Theorie wird bei Felsch programmatisch zugespitzt, der Darstellung ihrer Inhalte entgegengesetzt und stattdessen in sozialhistorisch verortbaren Kontexten situiert.

In diesem Beitrag soll demgegenüber ein methodischer Mittelweg verfolgt werden. Er schließt an den Vorschlag von Michael Eggers an, Theorie über die Beschreibung ihrer Topoi zu erfassen.[24] Eggers zeigt in seinem Aufsatz *Topics of Theory and the Rhetoric of Bruno Latour*, wo in Latours Texten etwa der Topos des messianischen »à venir« oder der »*shifting definitions*«-Topos auftreten. Die Identifizierung und Beschreibung von Topoi der Theorie ermöglicht es, neben den Sachaussagen vor allem die Schreibverfahren und impliziten Voraussetzungen theoretischer Texte zu untersuchen und damit eine wesentliche, aber zuweilen vernachlässigte Dimension der Theoriegeschichte zu erfassen.[25] Die

---

und die Forderung nach einer »Theoriepraxis« (S. Martus: Wandernde Praktiken »after theory«?, S. 188) um eine »Praxistheorie« ergänzend Pethes, Nicolas: »Philological Paperwork. The Question of Theory within a Praxeological Perspective on Literary Scholarship«, in: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (2017), S. 99-111.

22 Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H. Beck 2015, S. 19.

23 Ebd., S. 12.

24 Eggers, Michael: »Topics of Theory and the Rhetoric of Bruno Latour«, in: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (2017), S. 83-98. Zum Ansatz einer historischen Untersuchung zentraler Topoi der Hermeneutik, der sich in seiner Methodik für das Projekt einer Topik der Theorie anschlussfähig erweist, vgl. Limpinsel, Mirco: Angemessenheit und Unangemessenheit. Studien zu einem hermeneutischen Topos, Berlin: Ripperger & Kremers 2013.

25 Anhand von Beiträgen zu Topoi der Theoriegeschichte wird Eggers' Vorschlag weitergeführt in folgendem im Entstehen begriffenen Sammelband, der voraussichtlich 2022 erscheinen wird: Eggers, Michael/Robanus, Adrian (Hg.): Topik der Theorie. Zur rhetorischen Struktur von Theorien nach deren proklamiertem Ende.

strukturierende Funktion von Theorietopoi ist aber nicht nur für die theoretischen Texte selbst festzustellen, sondern findet sich auch in der wissenschaftlichen Kommunikation über Theorie und ihre Rezeption, ob affirmativ oder ablehnend.[26] Der Begriff des Topos hat eine lange Tradition und seine jüngeren literaturwissenschaftlichen Aneignungen erweisen sich als sehr flexibel und divergent. Im vorliegenden Text wird er zur Erforschung rhetorischer Strukturen von Theorietexten und Theoriediskussionen eingesetzt, die nicht im Zentrum der Argumentation oder der Begriffsarbeit stehen, aber dennoch eine wichtige Funktion für die Theoriekommunikation haben. Ein Theorietopos in diesem Sinne ist ein in verschiedenen Theorietexten diagnostizierter Befund, der eher an den Rändern als im Zentrum auftritt. Gerade wegen seiner Unschärfe kann er zur Stiftung von Konsens oder Artikulation von Dissens dienen. Als ein solcher Topos der Theorierezeption soll im Folgenden die ›Theoriemüdigkeit‹ untersucht werden. Anhand theoretischer Verortungen in ausgewählten literaturwissenschaftlichen Beiträgen möchte ich zeigen, wie dort dieser Topos verwendet wird, um den Stand der Theoriediskussion zu bestimmen und eigene theoretische Ansätze zu modellieren.

26 Der Ansatz, die Fachkommunikation über Theorie anhand eines Topos zu rekonstruieren, wird sehr überzeugend durchgeführt in: N. Wegmann: ›Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie‹: Ein Topos der philologischen ›Curiositas‹. Die Untersuchung literaturwissenschaftlicher Argumentationsweisen, in der Regel auch mit der Zielsetzung der Selbstreflexion des Faches, hat selbst schon eine Forschungstradition. Vgl. z.B. Savigny, Eike von: Argumentation in der Literaturwissenschaft. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zu Lyrikinterpretationen, München: Beck 1976; Winko, Simone: »Standards literaturwissenschaftlichen Argumentierens. Grundlagen und Forschungsfragen«, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 65.1 (2015), S. 14-29. Mit Verweis auf M. Limpinsel: Angemessenheit und Unangemessenheit situiert Winko die Untersuchung literaturwissenschaftlicher Topoi als Teil der Untersuchung der generellen Argumentationsstandards (S. 21f.) und hebt das Desiderat von deren Erforschung hervor: »Studien wie die Limpinsels sind leider rar, so dass die argumentative Verwendung und literaturwissenschaftliche Spezifik von Topoi noch weitgehend unerforscht ist.« (Ebd., S. 22).

## 1 Topoi der ›Theoriemüdigkeit‹ im Literaturwissenschaftsbetrieb: zwei Beispiele aus der Sozialgeschichte der Literatur

Die ›Theoriemüdigkeit‹ wird bereits seit den 1970ern in den Geisteswissenschaften überhaupt zunehmend diagnostisch bemüht.[27] Der vielerorts auftretende Befund hat dementsprechend am Ende des Jahrzehnts auch Eingang in die von Jürgen Habermas herausgegebenen »Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹« (1979) gefunden.[28] Parallel dazu taucht die ›Theoriemüdigkeit‹ auch in der germanistischen Fachkommunikation auf. Ein typisches Beispiel findet sich im Heft 26 der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* von 1977. Dort gebraucht der Mediävist Wolfgang Haubrichs den Begriff im diagnostischen Sinne als Ausgangspunkt für seine theoretische Selbstverortung. Haubrichs zitiert zunächst die 1976 erschienene *Theory of Criticism* Murray Kriegers, in deren Einleitung »The Vanity of Theory and its Value« sowohl die Vergeblichkeit von Theorie in ihrem Streben nach Vollständigkeit als auch die Notwendigkeit von Theorie als Reflexion der Gerichtetheit jeden literaturwissenschaftlichen Handelns postuliert wird.[29] Im Anschluss an diesen Ansatz bringt Haubrichs den Topos der ›Theoriemüdigkeit‹ ins Spiel:

> Auch der, welcher glaubt, auf sie verzichten zu können, gebraucht das Unverzichtbare, gebraucht Theorie, bedient sich systematischer Methoden und Verfahrensweisen in seiner Analyse, Interpretation. Die Worte Kriegers sind hilfreich in einer wissenschaftsgeschichtlichen Situation, die nach Jahren einer oft überfordernden und überzogenen Theorie- und Methodendiskussion

---

27 Vgl. P. Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 161f. Im deutschen Korpus des Google Books Ngram Viewer steigt der Gebrauch der ›Theoriemüdigkeit‹ von 0,0000000191 % im Jahr 1964 auf den Höhepunkt von 0,0000014298 % im Jahr 1991 an (https://books.google.com/ngrams/graph?content=Theoriem%C3%BCdigkeit&year_start=1800&year_end=2019&corpus=31&smoothing=3&direct_url=t1%3B%2CTheoriem%C3%BCdigkeit%3B%2Cc0#t1%3B%2CTheoriem%C3%BCdigkeit%3B%2Cc0 vom 12.02.2021). Das entspricht einer Steigerung von knapp 99 %. Danach sinkt der Gebrauch wieder kontinuierlich. Da nicht klar ist, wie repräsentativ das vom Ngram Viewer genutzte Korpus ist, hat dieser Befund allerdings nur begrenzten Aussagewert.

28 Vgl. Bohrer, Karl Heinz: »Die drei Kulturen«, in: Jürgen Habermas (Hg.), Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹. 2. Band: Politik und Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, S. 636-670.

29 Krieger, Murray: The Theory of Criticism. A Tradition and its System, Baltimore: John Hopkins University Press 1976, S. 3-8. Der Hinweis auf die unausweichliche theoretische Formung des Interpretierens gehört selbst zu den Topoi der Literaturtheorie.

> in der Literaturwissenschaft der verschiedensten Fächer eine gewisse Theoriemüdigkeit gezeitigt hat.[30]

Der Topos hat hier eine doppelte Funktion: Auf der einen Seite stimmt Haubrichs dem Befund zu, dass die literaturwissenschaftliche Theoriediskussion zwei Probleme habe: Überforderung und Überzogenheit. Ausreichend unpräzise wird zunächst die Beobachtung präsentiert, dass sich Literaturwissenschaftler*innen überfordert fühlen von der zeitgenössischen Theorie- und Methodendiskussion. Dabei handelt es sich weniger um ein Sachargument, sondern eher um eine Art einfühlende Bestätigung der Schwierigkeiten, sich im Pluralismus der Theorieangebote zurechtzufinden. Der zweite Begriff scheint zunächst klarer eine sachliche Wertung vorzunehmen. Doch was genau ist eine »überzogene« Theoriediskussion? Wer bestimmt die Grenzen zwischen einer »überzogenen« und einer angemessenen Theoriediskussion? Schon diese Verortungen bewegen sich also im Bereich funktionaler, topischer Wissenschaftskommunikation, die eher eine Stimmung in der *scientific community* erfassen, als eine klare Bestimmung der Theorielandschaft vorzunehmen. Das zeigt auch der zweite Gebrauch des Topos:

> Wir müssen mit Krieger begreifen, daß wir als Literaturwissenschaftler in einem systematischen ›Spiel‹ begriffen sind, dessen Grundregeln nicht verletzt werden dürfen, will man nicht das Spiel selbst aufgeben. […] Es wird nach wie vor – auch in einer Zeit der Theoriemüdigkeit – gut sein, die Regeln des Spiels bewußt zu machen […].[31]

Der Befund dient als Überleitung zum eigenen Programm, womit sich ein rhetorischer Dreischritt eröffnet: Ja, es herrscht – und nicht zu Unrecht – ›Theoriemüdigkeit‹. Aber da es keine theoriefreie Literaturwissenschaft geben kann, lohnt es sich *dennoch*, sich die eigene »Spielpraxis«[32] bewusst zu machen. Ausgehend von diesen Verortungen ist das argumentative Fundament gebildet, von dem aus im Verlauf der Einleitung die Notwendigkeit einer theoretischen und methodischen Klärung der »Berechtigung und Tragweite einer sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise in der mediävistischen Literaturgeschichtsschreibung«[33] entwickelt wird.

---

30 Haubrichs, Wolfgang: »Einleitung«, in: Literaturwissenschaft und Linguistik 7.26 (1977), S. 7-18, hier S. 7.

31 Ebd., S. 8.

32 Ebd.

33 Ebd., S. 10.

Das *close reading* des Gebrauches des Topos an dieser Stelle zeigt seine verschiedenen Funktionen: Bestimmung des Status von Theorie in der literaturwissenschaftlichen Fachcommunity, ›Abholung‹ der Theorieskeptiker bei gleichzeitiger vorsichtiger Affirmation der Notwendigkeit von Theorie und Entwicklung einer eigenen theoretischen Position. Ein weiteres Beispiel aus den 80ern funktioniert ganz ähnlich: In ihrem Aufsatz *Probleme und Perspektiven einer theoretisch-systematischen Grundlegung für eine ›Sozialgeschichte der Literatur‹* von 1988 stellen Dieter Pfau und Jörg Schönert die Stimmung in der Literaturwissenschaft folgendermaßen dar:

> Der Rückenwind, den seit Ende der 60er Jahre Theorie-Diskussionen in der Literaturwissenschaft gespürt und genutzt haben, hat sich heute gelegt. ›Theoriemüdigkeit‹ macht sich breit, so daß selbst dort nicht mehr theoretisiert wird, wo theoretische Besinnung und Grundlegungen notwendig wären.[34]

Dieses Befinden wird von Pfau und Schönert diagnostiziert, um dagegenzuhalten und die Notwendigkeit eines differenzierten theoretischen Programmes einer Sozialgeschichte der Literatur zu legitimieren, deren theoretische Grundlagen sie dann anschließend vorstellen. Vor der ›eigentlichen‹ Theoriearbeit liegt die topische Verortung. Ihr Zwischenstatus zwischen sachlichem Befund und gefühlter Wahrheit wird in diesem Beispiel sprachlich besonders deutlich: Der verspürte »Rückenwind« hat sich nun gelegt und muss der sich »breit« machenden Theoriemüdigkeit Platz machen.

## 2 Theorieüberdruss und Widerstand: »Theoriemüdigkeit« »after theory«

In den genannten Beispielen dient die mit der ›Theoriemüdigkeit‹ verbundene Skepsis als Ausgangspunkt für literaturwissenschaftsspezifische programmatische Debatten. Der Topos eignet sich aber auch als Bezugsgröße

34 Pfau, Dieter/Schönert, Jörg: »Probleme und Perspektiven einer theoretisch-systematischen Grundlegung für eine »Sozialgeschichte der Literatur«, in: Heydebrand, Renate von/Pfau, Dieter/Schönert, Jörg: Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf, Tübingen: Niemeyer 1988, S. 1-26, hier S. 1.

für den generellen Diskurs über die ›Postmoderne‹ und ihre Verabschiedungen. ›Postmoderne‹ wie ›Theoriemüdigkeit‹ werden häufig über Semantiken einer gefühlten Stimmungslage erfasst: »Was immer Postmoderne also heißen mag – das ist in jedem Falle ein Name, der für ein ganz bestimmtes, wichtiges Gefühl steht.«[35] Dass es sich bei der ›Theoriemüdigkeit‹ um ein generelles Stimmungsbild handelt, das vielen Intellektuellen der 1990er als adäquate Beschreibung des ›geistigen Zustandes der Zeit‹ erscheint, zeigt sich kondensiert in dem Aufsatz des Medien- und Kommunikationstheoretikers Norbert Bolz *Theorie der Müdigkeit – Theoriemüdigkeit*, der 1997 in *Telepolis* erschien. Liest man den Text nicht als Zeitdiagnose, sondern mit Blick auf seine Evidenzstrategien, so finden sich viele Hinweise darauf, wie dort über rhetorische Verfahren maximale Anschlussfähigkeit des Theoriemüdigkeitstopos als zeit- und theoriediagnostisches Instrument für Feuilleton und Geisteswissenschaften hergestellt wird. Der Verzicht auf die genauere begriffliche Fassung der ›Postmoderne‹ zugunsten der Betonung eines »bestimmte[n], wichtige[n] Gefühls« macht den topischen Charakter deutlich.[36] Dieses Gefühl wird im Artikel vor allem über Akkumulation dargestellt: Bolz' Zeitdiagnose erscheint als Häufung und Konzentration kursierender Topoi zeitgenössischer Selbstbeschreibung. So wird der semantische Komplex von Postmoderne, Theoriemüdigkeit, Erschöpfung, medialer Überforderung, politischer Resignation und Sehnsucht nach einer Lösung dieser Misere adressiert. Bolz spricht von »wohltätige[r] Ermattung«[37], »es kostet Kraft, ständig nein zu sagen zum Möglichen«,[38] die Vernunft lässt »die Zügel schleifen«,[39] mit Konrad Lorenz evoziert er eine »›Ermüdung aller sozialen Reaktionen‹«,[40] der Auftritt eines Wahrsagers als »›Verkündiger der großen Müdigkeit‹«[41] aus Nietzsches *Zarathustra* wird zur Diagnose herangezogen, genauso wie Georg Simmels »›Blasiertheit‹« des Großstädters, der seine »›letzte Kraftreserve hergeben‹«

35 Bolz, Norbert: »Theorie der Müdigkeit – Theoriemüdigkeit«, in: Telepolis 3 (1997), S. 40-51.

36 »Auch wenn der Topos demnach immer nur ein ungenaues Wissen artikuliert, macht er gleichwohl eine – man ist versucht zu sagen – Aussage zur Sache.« (N. Wegmann: ›Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie‹, S. 520).

37 N. Bolz: Theorie der Müdigkeit – Theoriemüdigkeit, S. 41.

38 Ebd., S. 40.

39 Ebd., S. 41.

40 N. Wegmann: ›Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie‹.

41 N. Bolz: Theorie der Müdigkeit – Theoriemüdigkeit, S. 42.

muss.[42] »[D]em kritischen Bewußtsein geht es nun wie einem Zwangskranken, der immer wieder, nach Freud, ›in eine lähmende Müdigkeit‹ verfällt«[43], so diagnostiziert Bolz in seinem Fazit. Seine Bewertung der Gegenwart vereint also viele gängige Bestimmungen, die unter dem Begriff der ›Postmoderne‹ gefasst werden: der Verlust des Glaubens an die linken Ideale, ein Gefühl des Stillstands der Geschichte, die medialisierte Gegenwart und die kombinatorische Ästhetik. Auch in seiner Adressierung ist der Artikel repräsentativ für die Diskussionen über die ›Postmoderne‹, da das scheinbar universelle ›Wir‹, das Bolz adressiert, offensichtlich eigentlich die »Linksintellektuellen«[44] meint, eine relativ spezifische soziale Gruppe also.[45]

Die bisher angeführten Beispiele sollten zeigen, dass sich der untersuchte Topos zur generellen Ordnung und Verortung innerhalb der Theoriediskussion eignet, weil er relativ unbestimmt ist und eine Stimmungslage im Fach erfassen kann, die als diagnostischer *common sense* in viele Richtungen anschlussfähig ist: Ausgehend von der in Bolz' Beitrag pointiert zugespitzten generellen geisteswissenschaftlichen Stimmungslage erwies sich der Topos der ›Theoriemüdigkeit‹ nach 2000 erneut als anschlussfähig für die Selbstverortung innerhalb des Feldes methodischer und theoretischer Angebote. Dabei lassen sich sowohl die Abwendung von der Theorie im herkömmlichen Sinne als auch die weitere Intensivierung theoretischer Bemühungen durch den Bezug auf die ›Theoriemüdigkeit‹ legitimieren.

Ein prominentes Beispiel für die performative Abwendung von der Theorie ist Hans Ulrich Gumbrechts Abhandlung *Diesseits der Hermeneutik. Die Pro-*

---

42 Ebd., S. 41.

43 Ebd., S. 41f.

44 Ebd.

45 Einer der beharrlichsten Kritiker des performativen Universalitätsanspruches (»Allmachtstraum«) prominenter Intellektueller ist Pierre Bourdieu, der in seinen *Meditationen* fordert, »nicht nur die Grenzen des Denkens und der Macht des Denkens zu reflektieren, sondern auch seine Voraussetzungen, die so viele Denker veranlassen, die Grenzen einer zwangsläufig partiellen, geographisch wie sozial begrenzten gesellschaftlichen Erfahrung zu überschreiten, einer Erfahrung, die auf einen engen, immer gleichbleibenden Kreis des sozialen und sogar des intellektuellen Universums eingeschränkt ist […].« (Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2017, S. 9) Zum daraus folgenden Programm einer Soziologie der Hochschule vgl. das Vorwort zur deutschen Ausgabe von Bourdieus *Homo academicus*: P. Bourdieu: Homo academicus, S. 9-30.

*duktion von Präsenz* (2004).[46] Es gebe einen Grund dafür, dass »viele Wissenschaftler und die meisten Studenten in den Geisteswissenschaften [...] der ›Theorie‹ überdrüssig«[47] seien. Bei Gumbrecht ist der Befund der ›Theoriemüdigkeit‹ jedoch der Ausgangspunkt dafür, das eigene Programm der »Produktion von Präsenz« zu lancieren.

> In einer Zeit also, da wir der ›Theorie‹ müde geworden sind, wird dieses Buch einen bestimmten ›theoretischen‹ Schachzug nahelegen, der unserem Umgang mit allen möglichen kulturellen Artefakten tatsächlich neue Energie zuführen und uns womöglich sogar die Fähigkeit verleihen könnte, wieder eine Beziehung zu manchen Phänomenen unserer Gegenwartskultur herzustellen, die jetzt außerhalb der Reichweite der Geisteswissenschaften zu liegen scheinen.[48]

Bezeichnenderweise ist die Entfaltung dieses Programms im Verlauf des Buches durchzogen von Stimmungsbefunden, die sich in das topische Feld der Theoriemüdigkeit einordnen lassen: »das Gefühl [...], zu den Dingen dieser Welt keinen Kontakt mehr zu haben«[49], steht in Gumbrechts Argumentation als »Wunsch«[50], als »Verlangen nach Präsenz«[51] gleichberechtigt neben und sogar über der diskursiven Auseinandersetzung mit Theorie. Diese Zukunftsorientierung ermöglicht es, den Rückblick auf die Theorie kurz und persönlich zu halten. Die auf einer generellen Aussageebene getroffene Feststellung, man müsse »erkennen, wie problematisch es ist, von ›der Welt‹ oder ›der Gesellschaft‹ ständig so zu reden, als wären ›Welt‹ und ›Gesellschaft‹ ferne Gegenstände, im Verhältnis zu denen wir Abstand halten können (oder

---

46 Eine nützliche Zusammenfassung der zentralen Begriffe von Gumbrechts Präsenzkonzept und gleichzeitig die Einordnung in die Geschichte der Präsenztheorien von Wittgenstein und Heidegger über George Steiner und Jean-Luc Nancy, Karl Heinz Bohrer, Martin Seel, Dieter Mersch bis hin zu Gumbrecht findet sich bei Hermann, Robert: Präsenztheorie. Dissertation, Baden-Baden: Ergon 2019, S. 168-221.

47 Gumbrecht, Hans Ulrich: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S. 17. Theorie wird von Gumbrecht näher bestimmt als »eine häufig aus der Philosophie importierten oder von der Philosophie inspirierte Form abstrakten Denkens, von deren ›Anwendung‹ wir früher glaubten, sie könne für Energie sorgen und damit der Lehre und dem Schreiben zugute kommen.« (H. U. Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik, S. 17).

48 H. U. Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik, S. 17.

49 Ebd., S. 69.

50 Ebd., S. 164.

51 Ebd., S. 12.

sogar müssen)«[52], wird performativ durch die konsequente Subjektivierung des Theoretischen und die durchgängige Engführung der Geschichte der Literaturwissenschaften mit der Autobiografie des Autors umgesetzt. So präsentiert Gumbrecht das erste Kapitel als Versuch, »die Fahrten zu schildern, die der Autor im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre etwa auf dem See (beileibe nicht auf dem Ozean) der Theorie unternommen hat«.[53] Die dezidiert persönlich gehaltene Stoßrichtung des Buches kulminiert in einer mit religiösem Vokabular durchsetzten Beschreibung der Erfahrung von »Erlösung«[54] im japanischen Nō- und Kabuki-Theater. Der Autor postuliert, diese Erfahrungen »unabhängig von irgendwelchen theoretischen Belangen, deren ich mir bewußt war«[55], gemacht zu haben. Die anfängliche Diagnose der ›Theoriemüdigkeit‹ führt in seiner Abhandlung also tatsächlich zur performativen Abwendung von den Konventionen des Theoriediskurses: Präsenzerfahrungen werden als sehr persönliches Remedium in Stellung gebracht. Die ›Theoriemüdigkeit‹ kreuzt sich mit dem mehrfach aktivierten autobiografischen Narrativ des renommierten Literaturprofessors, der der Vorschläge, wie er sich verjüngen könnte, »aus [s]einer Berufswelt und [s]einer sozialen Umwelt […] müde«[56] ist. Dass Gumbrechts Band darstellungstechnisch auf seine persönliche Erfahrung zuläuft, ist von der Programmatik her konsequent. Wie die ›Theoriemüdigkeit‹ der Geisteswissenschaften und die Müdigkeit des Autors kongruieren, so wird umgekehrt die Präsenzerfahrung Gumbrechts als Angebot einer Lösung für die kollektive Erschöpfung der Geisteswissenschaftler*innen in Szene gesetzt. Die ebenfalls topische Beglaubigungsformel am Ende des Aufsatzteils unterstreicht die ›Authentizität‹ dieses ›neuen‹

---

52 Ebd., S. 38. Eine Entwicklung in der amerikanischen Literaturszene und Literaturwissenschaft, die sogenannte *New Sincerity*, die eine einfühlsamere Lektüre von Texten mit weniger kritischer Distanz fordert, gibt seither der Sehnsucht nach weniger Abstand zunehmenden Raum. Vgl. hierzu den Beitrag von Fabian Eggers in diesem Band, dem ich diesen Hinweis verdanke.

53 Ebd., S. 18.

54 Ebd., S. 155.

55 Ebd., S. 173. Hier bricht Gumbrecht also sogar partiell mit der oben schon als topisch verorteten Einsicht aller Theoriediskussionen, dass es eine vortheoretische Interpretation von Texten nicht geben könne.

56 Ebd., S. 157.

Sinnangebotes »diesseits der Hermeneutik«.[57] Mit Vorbehalten wurde Gumbrechts »›theoretischer‹ Schachzug« durchaus gewürdigt, trotz oder gerade wegen der provokativ zur Schau gestellten Bereitschaft, »bestimmte diskursive Tabus zu brechen (sich die Hände schmutzig zu machen)«[58].

Auf den ersten Blick lässt sich der von Mario Grizelj und Oliver Jahraus herausgegebene Sammelband *Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften* als Gegenprogramm zu Gumbrechts Programm einer antitheoretischen Präsenztheorie verstehen. In seinem kartierenden Beitrag *Theorietheorie* unternimmt es Jahraus, »sich zunächst die systematischen Voraussetzungen einer historisch bedingten Situation in der Theorielandschaft zu vergegenwärtigen.«[59] Der Ausgangsbefund ist trotz des deutlicher am Objektivitätsideal der Wissenschaft orientierten Anspruches zunächst ähnlich wie bei Gumbrecht:

> Überblickt man zudem einen weiten Bereich jüngerer kulturwissenschaftlicher Forschung, spürt man eine Abkehr von theoretischen Anstrengungen, die sich bisweilen bis zu einer Ablehnung und einem Widerstand gegen die Theorie zuspitzt.[60]

Wieder wird über ein Verb des Empfindens deutlich, dass am Anfang der Reflexion über den Status der Theorie in der Literaturwissenschaft oft gefühlte Wahrheiten stehen. Daraus wird aber nicht ein Programm der Theorieabkehr

---

57 »In diesem Buch habe ich getan, was in meiner geistigen Kraft steht, um sie [die Gesichter der Kabuki-Spiele, A.R.] heraufzubeschwören, und in Zukunft werde ich mich bemühen, ihnen so nahe zu bleiben wie nur möglich.« (Ebd., S. 176).

58 Ebd., S. 98. Vgl. etwa https://literaturkritik.de/id/7427 vom 12.02.2021. Im Nachwort zu einem Sammelband von 2012 geht Gumbrecht noch einen Schritt weiter und verabschiedet sich in einem kursiv nach dem eigentlichen Nachwort gesetzten Absatz performativ zugunsten seines Chronotopos-Projektes von seiner Teilnahme an Theoriebildung überhaupt: »*Im Ende von ›Theorie‹ und im möglichen Ende von ›Wissenschaft‹ vollziehen und vollzögen sich ja nur Auflösungen verschiedener Formen von Wissensproduktion – nicht die Auflösung von Wissensproduktion schlechthin. Ganz in diesem Sinn allerdings möchte ich mich selbst mit diesem Text aus der weiterlaufenden Theorie-Produktion ausklinken.*« (Gumbrecht, Hans Ulrich: »Vom Wandel der Chronotopen. Ein mögliches Nachwort«, in: Klaus Birnstiel/Erik Schilling (Hg.), Literatur und Theorie seit der Postmoderne, Stuttgart: S. Hirzel 2012, S. 229-236, hier S. 236).

59 Jahraus, Oliver: »Theorietheorie«, in: Grizelj/Jahraus, Theorietheorie (2011), S. 17-39, hier S. 22.

60 Ebd.

formuliert. Vielmehr interpretiert Jahraus mit Paul de Man alle ›Theoriemüdigkeit‹ als theoretische Geste des Widerstands gegen die Theorie.[61] Diese metatheoretische Perspektive ermöglicht es, »eine Theorietheorie zu entwickeln, die die Widerstände gegen Theorie, die Figuren ihrer Negation als Konstituenten von Theorie selbst begreifen kann.«[62] Hiervon ausgehend wird eine »Systematik des Theoriebegriffs«[63] entwickelt, die anhand von neun Aspekten die systematische mit einer genetischen Perspektive auf Theorien verbindet. Die Leistungsfähigkeit der »Theorietheorie« erweist sich in ihrer integrativen Funktion: Sogar die Theoriekritik der Präsenztheorie kann über den Aspekt der Differenzialität und durch eine dialektische Denkfigur in das Konzept integriert werden.[64] Jahraus versucht, am Ende seines Aufsatzes sogar Gumbrechts Ansatz mit Hilfe einer dialektischen Denkfigur einzuholen: Nach dem Kleist'schen »Durchgang durch das Unendliche«[65] der »Theorietheorie« stellt sich (so dürfen die kanonkundigen Leser*innen innerlich ergänzen), auch die Grazie wieder ein: »Theorie wird dann, was sie schon am Anfang war: eine Präsenzerfahrung und mithin ein Fest.«[66] Die »Theorietheorie« ist somit eine Figur der Potenzierung, die es ermöglicht, einerseits selbst theorietheoretisch zu forschen, andererseits sämtliche Theorien der Moderne als »Theorietheorien« zu lesen.[67] Dieses Programm verspricht große Anschlussfähig-

---

61 Paul de Mans Aufsatz (de Man, Paul: »The Resistance to Theory«, in: Yale French Studies 63 (1982), S. 3-20) ist ein wichtiger Anschlusstext in den nachfolgenden Theoriedebatten bis heute. Jahraus bezieht sich auf das Kapitel »Resisting Theory« in J. Culler: The Literary in Theory, S. 73-98.

62 O. Jahraus: Theorietheorie, S. 27.

63 Ebd.

64 »Denn gerade die beiden erwähnten Konzeptionen von Gumbrecht und Mersch zeigen auf höchstem theoretischen Niveau, dass solche Positionen nur möglich sind, nachdem sie nicht nur durch die Hermeneutik, sondern auch durch die Dekonstruktion gleichsam – in einer Kleistschen Bewegung durch das Unendliche – hindurchgegangen sind, ohne es jemals vollständig hinter sich gelassen zu haben, also deren Problempotenzial auf sich genommen und transformiert, anverwandelt haben.« (Ebd., S. 34) Im Umschlagtext wird die Abfolge von Theoriedebatten und »Widerstand gegen die Theorie« sogar als »historisches Entwicklungsprinzip der Geisteswissenschaften« adressiert.

65 Ebd., S. 36.

66 Ebd.

67 »Mit der Moderne, wie sie Schiller, vielleicht weniger als Historiker, wohl aber als Theoretiker, repräsentiert, beginnt ein Phänomen, das ich mit Theorietheorie bezeichnen würde.« (Ebd., S. 35).

keit. Durch die Synthese von Genese und Systematik, und durch die konzeptuelle Integration theoriekritischer Positionen wird mit der »Theorietheorie« ein Konzept der umfassenden Theoretisierung präsentiert. Durch seine nahezu universelle Anwendbarkeit büßt dieses allerdings auch an Begriffsschärfe ein. In Jahraus' Beschreibung ist jedenfalls die Diskrepanz auffällig, die sich zwischen den kategoriellen Bestimmungen der »Theorietheorie« und ihren globalen Definitionen auftut. In der Zuspitzung werden letztere nahezu tautologisch: »Theorietheorie betreiben heißt, über das Theoretische von Theorie zu schreiben, heißt, darüber zu schreiben, wie man selbst über Theorien schreibt, die über Theorien schreiben.«[68]

Die tatsächliche Gestalt des Bandes und der Beiträge zeigt, dass die »Theorietheorie« für die meisten der Beiträger*innen ein flexibler begrifflicher Ausgangspunkt ist, der begriffliche und historische Beschreibungen theoretischer Modelle ebenso zulässt wie weiteres Theoretisieren. Auch von der Darstellung her signalisiert *Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften* Kontinuität: Es handelt sich um einen Sammelband, die Aufsätze verfügen über umfassende Literaturverzeichnisse, subjektivistische und persönliche Wendungen finden sich nur an den dafür vorgesehenen marginalen Stellen.

Wird bei Gumbrecht als Antwort auf die ›Theoriemüdigkeit‹ die Diskontinuität, der Bruch mit dem Überlieferten, die Notwendigkeit eines Neuanfangs inhaltlich wie in der Schreibweise betont, so steht bei Grizelj/Jahraus die Kontinuität, die dialektische Integration durch metatheoretische Verfahren im Vordergrund. Die untertitelgebende Konsequenz aus der Diagnose der ›Theoriemüdigkeit‹ ist deren Bekämpfung durch potenziertes Theoretisieren. Die Steigerung von Komplexität, der Aufruf zur theoretischen Metabeobachtung hat den Anspruch, sich auf dem Niveau der »avancierten Theorieentwicklungen der letzten Jahrzehnte«[69] zu bewegen (und diese, so suggeriert die Potenzierung in der Namensgebung des Projektes, womöglich sogar zu übertreffen).

68 Grizelj, Mario/Jahraus, Oliver (Hg.): Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2011, S. 10.

69 Ebd., S. 9.

## 3 »Rückzugsgefechte« am Ende des »langen Sommers der Theorie«

Die Stichproben haben gezeigt, dass die Diagnose der ›Theoriemüdigkeit‹ innerhalb der jeweiligen literaturwissenschaftlichen Verortungen eine wichtige Funktion für die *scientific community* hat. Wie die vielen Verben des Fühlens und Spürens zeigen, handelt es sich hier um einen ausreichend unscharfen Begriff, der das in vielen schriftlichen und mündlichen Diskussionen artikulierte Unbehagen gegenüber bestimmten theoretischen Forderungen in Worte fasst. Von der ›Theoriemüdigkeit‹ her konnte man für die Fortsetzung des Theorieprojektes plädieren, die ›Rückkehr zur Philologie‹ fordern oder mit der Theorietradition überhaupt brechen. Die Leistung des Topos war es, diese Stimmung zu erfassen und ihn jeweils als Bezugspunkt für die eigene Ausrichtung zu nutzen.[70]

Abschließend soll hier noch kurz angedeutet werden, wie die Untersuchung topischer Strukturen auch für die Verortung theoriegeschichtlicher Ansätze selbst produktiv gemacht werden kann. Bezeichnenderweise wird die »Theorietheorie« im kurzen »Epilog. After Theory« am Ende von Philipp Felschs eingangs angeführtem *langen Sommer der Theorie* gemäß seiner Me-

70 Ausgeblendet blieb in den vorangegangenen Analysen eine im engeren Sinne praxeologische Perspektive, die auch institutionelle und personelle Bedingungen für den Einsatz des Topos mit in den Blick nimmt. Auffällig ist etwa, dass die beiden divergenten Ansätze zur Überwindung beziehungsweise Bekämpfung der »Theoriemüdigkeit« trotz ihrer unterschiedlichen Darstellungsverfahren einen engen institutionellen Zusammenhang verraten: Die Tagung »Theorietheorie. Die Geisteswissenschaften als Ort avancierter Theoriebildung – Theorie als Ort avancierter Geisteswissenschaft« hat 2009 am Inter University Centre (IUC) in Dubrovnik stattgefunden, demjenigen Ort, der Gumbrecht in seinem Buch zur subjektiv geprägten Darstellung ›seiner‹ Theoriegeschichte dient (H. U. Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik, S. 20-32). Vgl. die Homepage https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/philosophische-fakultaet/fachbereiche/neuphilologie/englisches-seminar/sections/english-literatures-and-cultures/lehrstuhl-prof-dr-christoph-reinfandt/conferences/theorietheorie/ vom 12.02.2021. Dort wird auch betont, dass am IUC in Dubrovnik »Hans Ulrich Gumbrecht mit seinen fünf legendären Tagungen in den 1980er Jahren für Aufsehen gesorgt und Maßstäbe gesetzt« habe. Er hat dort auch selbst einen Vortrag zum Thema »What did – and what should – we mean by ›Theory‹?« gehalten, der allerdings nicht im Tagungsband erschien.

thodik nicht inhaltlich eingeordnet, sondern als bloßes »Rückzugsgefecht«[71] bewertet:

> Eine Konferenz mit dem Titel »Theorietheorie«, die 2009 am Ort längst legendärer Theorie-Symposien in Dubrovnik tagte, gelangte unter anderem zu dem Ergebnis, dass »sowohl Konjunktur als auch Abgesang, aber auch Theorieindifferenz und selbst noch der Widerstand gegen die Theorie theoretische Positionen« seien. Das klingt verdächtig nach Rückzugsgefecht.[72]

Der ›Klang‹ von Jahraus' Programmatik bestimmt also dessen theoriegeschichtliche Einordnung. Eine solche Perspektive kann man allerdings – ›theorietheoretisch‹ – auch auf Felschs Darstellungsverfahren selbst anwenden. Wie bereits seine Rezensent*innen vielfach bemerkt haben, ist *Der lange Sommer der Theorie* sehr stark durch rhetorische Verfahren bestimmt, die das präsentierte Wissen ordnen.[73] Methodisch ist die Programmatik des Buches zwar als Anschluss an das Konzept der »theoretische[n] Praxis« (Althusser) formuliert. In der zugehörigen Fußnote verortet Felsch sein Buch zudem als Fortführung der Untersuchung der »diskursiven Praktiken« Foucaults, der »Stilistik intellektueller Praktiken« de Certeaus und der »historischen Ethologie des Lesens« von Ivan Illich.[74] Doch die Nostalgie, welche sich in den eingangs angeführten autobiografischen Perspektiven auf Theoriegeschichte bemerken lässt, durchzieht trotz der historiografischen Perspektive auch seinen Text von Anfang bis Ende und geht mit prägnanten Bildlichkeiten einher: »Heute, wo die intellektuellen Energien von 1968 in schwach glimmende Substanzen zerfallen sind, fällt es schwer, sich die Faszination eines Genres zu vergegenwärtigen, das Generationen von Lesern in seinen Bann gezogen hat.«[75] Besonders auffällig ist die rhetorische Strukturierung des Buches im Epilog: Der knappen Einordnung der »Theorietheorie-Tagung« als »Rückzugsgefecht« folgt die etwas ausführlichere Beschreibung von Heidi Paris' Begräbnis nach ihrem Selbstmord.[76] Während der Topos der ›Theoriemüdigkeit‹ nur am Rand auftaucht, ist *Der lange Sommer der*

71 P. Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 240.

72 Ebd., S. 239f.

73 »›For every thing there is a season‹, so übersetzt die King James Bible *Prediger* 3,1. Ist Theorie auch so ein Ding? Ein Saisonprodukt?« (Horn, Eva: »Herbst der Theorie?«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1 (2016), S. 119f., hier S. 119).

74 P. Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 245.

75 Ebd., S. 12.

76 Vgl. ebd., S. 240.

*Theorie* insgesamt deutlich durch die Metaphorik von Blütezeit und Verfall, Sommer und Herbst, Leben und Tod strukturiert. »Die Zukunft der Theorie ist ungewiss«[77]: Der letzte Satz des Buches ist einerseits ein Allgemeinplatz, dem man wohl nicht nicht zustimmen kann, begreift man Theoriegeschichte als ergebnisoffenen Prozess. Die Färbung durch die rhetorische Ordnung des Buches und die unmittelbar vorher ausgeführte buchstäbliche Begräbnisstimmung auf Heidi Paris‹ Beerdigung suggeriert dennoch eine eher düstere Zukunft der Theorie.

An den aufgeführten Beispielen wird auch die politische Dimension der Theorie und ihrer Bewertung deutlich: Philipp Felsch stellt aus einer eher linken Haltung heraus einen beklagenswerten Verlust der einstigen politischen Wirksamkeit der Theorie in den Hochzeiten des Merve Verlags fest, Norbert Bolz dagegen hat aus der Postmoderneskepsis heraus eine extrem konservative Wende in seinen öffentlichen Positionen vollzogen. Der Topos der ›Theoriemüdigkeit‹ ist implizit offensichtlich auch politisch kodiert. Doch der von Felsch angedeuteten Prognostik kann man sich widersetzen: Die zahlreichen theoretisch ambitionierten Versuche, Herausforderungen der Gegenwart zu beschreiben und damit eigene zeitgemäße Theorien hervorzubringen, passen vielleicht nicht ins Raster der ›Großtheoretiker‹ des 20. Jahrhunderts. Aber wieso sollte man Ansätze, gesellschaftliche Ungleichbehandlung in Theorien der Intersektionalität angemessen zu erfassen,[78] mit der Geschichte des Kolonialismus und des Rassismus verbundene Wissensparadigmen kritisch zu reflektieren[79] oder die digitale Gesellschaft zu theoretisieren[80] als bloße Schwundstufen der ›goldenen Zeit‹ der Theorie einordnen?[81]

Es ist zu vermuten, dass die aus den rezipierten Theorien geerbte Skepsis gegenüber den etablierten Modellen der Geschichtsschreibung die Frage verkompliziert, wie man Theoriegeschichte angemessen darstellen kann. Möglicherweise ist das auch ein Grund, dass Darstellungsprobleme des Öfteren

77 Ebd.

78 Winker, Gabriele/Degele, Nina: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld: Transcript 2009.

79 Mbembe, Joseph-Achille: Kritik der schwarzen Vernunft, Berlin: Suhrkamp 2017.

80 Nassehi, Armin: Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft, München: C.H. Beck 2019.

81 Ein weiterer blinder Fleck des Theoriekanons und der Theoriegeschichte ist die häufige Marginalisierung oder Abwertung von Theoretikerinnen. Zur Kritik auch an der sehr auf männliche Theoretiker zentrierten Perspektive und der Ausblendung feministischer Theorie durch Felsch vgl. Wedemeyer, Arndt: »The Mighty Quinn«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 10.1 (2016), S. 137-141.

über narrative und rhetorische Verfahren gelöst werden, ohne dies methodisch explizit zu machen. Und hier sind eben traditionelle Topoi der zeitlichen Ordnung, etwa die jahreszeitliche Metaphorik, genauso anschlussfähig wie das Gefühl allgemeiner postmoderner Erschöpfung, das sich im Topos der ›Theoriemüdigkeit‹ manifestiert. Möglicherweise verstellen solche Topoi in manchen Fällen sogar den Blick für die neuesten Entwicklungen der Theoriegeschichte. Sie zu analysieren, ist daher im besten Falle kritische Praxistheorie, die ein tradiertes theoretisches Konzept aktualisiert: Blinde Flecken der wissenschaftlichen Kommunikation durch deren Beobachtung zweiter Ordnung sichtbar zu machen.[82]

## Literatur

Birnstiel, Klaus/Schilling, Erik (Hg.): Literatur und Theorie seit der Postmoderne, Stuttgart: S. Hirzel 2012.

Bleumer, Hartmut/Franceschini, Rita/Habscheid, Stephan/Werber, Niels (Hg.): Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi. Lili 172 (2013).

Bogdal, Klaus-Michael: »Anleitung zum Erlernen des Ungenauen. Die Leistung ›weicher‹ Theorien in den Geisteswissenschaften«, in: Textpraxis. Digitales Journal für Philologie 6 (2013).

Bohrer, Karl Heinz: »Die drei Kulturen«, in: Jürgen Habermas (Hg.), Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹. 2. Band: Politik und Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, S. 636-670.

Bolz, Norbert: »Theorie der Müdigkeit – Theoriemüdigkeit«, in: Telepolis 3 (1997).

Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2017.

82 »Folgt man dieser Vorstellung einer radikalen Verzeitlichung dessen, was Beobachten ist und tut, dann müssen nicht nur alle Objektkonstanzen und alle Aufzeichnungen daraufhin relativiert werden, dann verliert auch Wissen die Eigenschaft von etwas, das man ›haben‹ und ›behalten‹ kann, und an die Stelle solcher Bestandsvorstellungen tritt die Frage, wer was wann und unter welchen Bedingungen aktualisiert.« (Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 107). Für wesentliche Anregungen zur Erforschung des Topos der ›Theoriemüdigkeit‹ danke ich insbesondere Michael Eggers, Martin Roussel und Julie Heinrichs sowie dem Köln-Siegener Kolloquium unter der Leitung von Anja Lemke und Andrea Polaschegg.

Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2018.
Breckman, Warren: »Times of Theory. On Writing the History of French Theory«, in: Journal of the History of Ideas 71/3 (2010), S. 339-361.
Buschmeier, Matthias: »Literaturgeschichte nach dem *Ende der Theorie*? Thesen zu den (Un-)Möglichkeiten einer bedrohten Gattung«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 36/2 (2011), S. 409-414.
Culler, Jonathan D.: The Literary in Theory, Stanford: Stanford University Press 2007.
de Man, Paul: »The Resistance to Theory«, in: Yale French Studies 63 (1982), S. 3-20.
Eagleton, Terry: After Theory, London: Penguin Books 2003.
Eggers, Michael: »Topics of Theory and the Rhetoric of Bruno Latour«, in: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (2017), S. 83-98.
Eggers, Michael/Robanus, Adrian (Hg.): Topik der Theorie. Zur rhetorischen Struktur von Theorien nach deren proklamiertem Ende (im Erscheinen).
Erhart, Walter (Hg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?, Stuttgart: J.B. Metzler 2004.
Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H. Beck 2015.
Felsch, Philipp: »What was Theory? Toward a Generic History«, in: New German Critique 132 (2017), S. 5-20.
Foucault, Michel: Die Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2018.
Geisenhanslüke, Achim: Textkulturen. Literaturtheorie nach dem Ende der Theorie, Paderborn: Fink 2015.
Grizelj, Mario/Jahraus, Oliver (Hg.): Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2011.
Gumbrecht, Hans Ulrich: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.
Gumbrecht, Hans Ulrich: »Vom Wandel der Chronotopen. Ein mögliches Nachwort«, in: Klaus Birnstiel/Erik Schilling (Hg.), Literatur und Theorie seit der Postmoderne, Stuttgart: S. Hirzel 2012, S. 229-236.
Haubrichs, Wolfgang: »Einleitung«, in: Literaturwissenschaft und Linguistik 7/26 (1977), S. 7-18.
Hermann, Robert: Präsenztheorie. Baden-Baden: Ergon 2019.
Hitz, Torsten (Hg.): Am Ende der Literaturtheorie? Neun Beiträge zur Einführung und Diskussion, Münster: Lit 1995.

Hunter, Ian: »The History of Theory«, in: Cricital Inquiry 33/1 (2006), S. 78-112.
Jameson, Frederic: »How Not to Historicize Theory«, in: Critical Inquiry 34/3 (2008), S. 563-582.
Jahraus, Oliver: »Theorietheorie«, in: Mario Grizelj/Oliver Jahraus (Hg.), Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2011, S. 17-39.
Klausnitzer, Ralf/Spoerhase, Carlos (Hg.): Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse, Bern et al.: Peter Lang 2007.
Krieger, Murray: The Theory of Criticism. A Tradition and its System, Baltimore: John Hopkins University Press 1976.
Lepper, Marcel/Siegel, Steffen/Wennerscheid, Sophie: »Einleitung«, in: Marcel Lepper/Steffen Siegel/Sophie Wennerscheid (Hg.), Jenseits des Poststrukturalismus? Eine Sondierung, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2005, S. 7-14.
Lepper, Marcel: »›Ce qui restera […], c'est un style.‹ Eine institutionengeschichtliche Projektskizze (1960–1989)«, in: Lepper/Siegel/Wennerscheid (Hg.), Jenseits des Poststrukturalismus? (2005), S. 51-75.
Lethen, Helmut: Suche nach dem Handorakel. Ein Bericht, Göttingen: Wallstein 2012.
Limpinsel, Mirco: Angemessenheit und Unangemessenheit. Studien zu einem hermeneutischen Topos, Berlin: Ripperger & Kremers 2013.
Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990.
Lyotard, Jean-François: Der Widerstreit, München: Fink 1989.
Martus, Steffen/Spoerhase, Carlos: »Praxeologie der Literaturwissenschaft«, in: Geschichte der Germanistik 35/36 (2009), S. 89-96.
Martus, Steffen: »Wandernde Praktiken ›after theory‹? Praxeologische Perspektiven auf ›Literatur/Wissenschaft‹, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 40/1 (2015), S. 177-195.
Mbembe, Joseph-Achille: Kritik der schwarzen Vernunft, Berlin: Suhrkamp 2017.
Nassehi, Armin: Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft, München: C.H. Beck 2019.
Pethes, Nicolas: »Philological Paperwork. The Question of Theory within a Praxeological Perspective on Literary Scholarship«, in: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (2017), S. 99-111.

Pfau, Dieter/Schönert, Jörg: »Probleme und Perspektiven einer theoretisch-systematischen Grundlegung für eine »Sozialgeschichte der Literatur«, in: Heydebrand, Renate von/Pfau, Dieter/Schönert, Jörg: Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf, Tübingen: Niemeyer 1988, S. 1-26.

Poppenberg, Gerhard: Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland, Berlin: Matthes & Seitz 2018.

Rajan, Tilottama/O'Driscoll, Michael James: »Introduction«, in: Tilottama Rajan/Michael James O'Driscoll (Hg.), After Poststructuralism. Writing the Intellectual History of Theory, Toronto: University of Toronto Press 2002, S. 3-24.

Raulff, Ulrich: Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens, Stuttgart: Klett-Cotta 2014.

Savigny, Eike von: Argumentation in der Literaturwissenschaft. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zu Lyrikinterpretationen, München: Beck 1976.

Schäfer, Hilmar: Die Instabilität der Praxis. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2013.

Scheffer, Bernd: »Theorie und Emotion. Können Theorien brutal sein?«, in: Mario Grizelj/Oliver Jahraus (Hg.), Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2011.

Wedemeyer, Arndt: »The Mighty Quinn«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 10/1 (2016), S. 137-141.

Wegmann, Nikolaus: »›Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie‹: Ein Topos der philologischen ›Curiositas‹«, in: Jörg Schönert (Hg.), Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. DFG-Symposion 1998, Stuttgart: J.B. Metzler 2000, S. 509-528.

Winker, Gabriele/Degele, Nina: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld: Transcript 2009.

Winko, Simone: »Standards literaturwissenschaftlichen Argumentierens. Grundlagen und Forschungsfragen«, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 65/1 (2015), S. 14-29.

# US-Amerikanische Literaturwissenschaft im Postfordismus

## New Sincerity trifft Postkritik

*Fabian Eggers*

## 1 Einleitung

In der theorieaffinen amerikanischen Belletristik und Literaturwissenschaft scheint die Zeit der Postmoderne vorüber zu sein. Statt der oft mit postmoderner Theorie und Literatur assoziierten Verspielt- und Selbstbezogenheit streben prominente Vertreter*innen beider Bereiche Formen der verlässlichen Kooperation zwischen Autor*in, Text und Leser*in an. Diese Neubewertung des Verhältnisses zum literarischen Text, so die These dieses Beitrags, korrespondiert mit zeitgenössischen, insbesondere postfordistischen Kommunikationsnormen der Arbeitswelt.

Zunächst zur Literatur: Obgleich die Debatte zur genauen Datierung des Endes der postmodernen Hegemonie weitergeht, herrscht weitgehender Konsens darüber, dass zahlreiche zeitgenössische Schriftsteller*innen sich von stereotypisch postmodernen Motiven wie ironischer Distanziertheit und emphatischer Selbstreferenzialität verabschiedet haben.[1] Eine der einflussreicheren Lesarten des wiedergefundenen Interesses an Zwischenmenschlichkeit in der amerikanischen Gegenwartsliteratur stellt die vorrangig von Adam Kelly theoretisch begründete *New Sincerity* (Neue Aufrichtigkeit) dar.[2] In teilweise expliziter Reaktion auf den schon zu Lebzeiten

1 Vgl. z.B. Holland, Mary: Succeeding Postmodernism. Language and Humanism in contemporary American Literature, New York: Bloomsbury 2013; Timmer, Nicoline: Do you feel it too? The Post-Postmodern Syndrome in American Fiction at the Turn of the Millennium, Amsterdam/New York: Rodopi 2010.

2 Kelly, Adam: »David Foster Wallace and the New Sincerity in American Fiction«, in: David Hering (Hg.), Consider David Foster Wallace. Critical essays, Los Angeles/Austin:

einflussreichen David Foster Wallace erkunden zahlreiche Autor*innen die Limitierungen des Subjektstatus und daraus folgend die Möglichkeit einer mehr oder minder *aufrichtigen* Haltung gegenüber anderen. Diese Rückbesinnung auf Fragen des literarischen Realismus unter den Vorzeichen einer unübersichtlichen Gegenwart setzt sich dadurch vom oft anspruchsvollen Stil der literarischen Postmoderne ab, dass die Leser*innenschaft scheinbar vertrauensvoll adressiert und involviert wird. In ihrem Vertrauen in einen (mehr oder minder) Populären Realismus trotz – beziehungsweise, wie im Folgenden gezeigt wird, teils auch mithilfe – der fundamentalen Kritik des Poststrukturalismus an eben dieser Möglichkeit lässt sich die *New Sincerity* mit Moritz Baßler als eine Facette des »Neuen Midcult« verstehen.[3]

Die amerikanische Literaturwissenschaft erlebt eine geistesverwandte Debatte, in der einige das Erbe der postmodernen Theorie französischen Ursprungs, welche in den USA besonders wirkmächtig war und zum Teil weiterhin ist,[4] in analoger Weise hinterfragen. Vertreter*innen dieser postkritischen (»postcritical«) Denkschule beanstanden die ehemals dominanten, aber nun mitunter als unergiebig und abgehoben empfundenen Theorieschulen der Postmoderne und wollen diese durch intuitivere und vertrauensvollere

---

Sideshow Media Group Press 2010, S. 131-146. Dieser Beitrag verwendet aus zweierlei Gründen den englischen Begriff *New Sincerity* statt dessen deutscher Entsprechungen. Zunächst geht es im Folgenden fast in Gänze um Diskurse in der amerikanischen Literaturwissenschaft, in denen diese Bezeichnung etabliert ist. Im deutschsprachigen Feuilleton konkurriert dagegen die »Neue Ehrlichkeit« mit der präziseren Entsprechung »Neue Aufrichtigkeit.« Diese verschiedenen Versionen sind nicht das Resultat ungenauer Übersetzung, sondern deuten vielmehr die komplexen Begriffsgeschichten von »Aufrichtigkeit« und »Redlichkeit« an. Vgl. hierzu Tolksdorf, Nina: Performativität und Rhetorik der Redlichkeit. Nietzsche-Kleist-Kafka-Lasker-Schüler, Berlin/Boston: De Gruyter 2020, S. 1-8. Darüber hinaus ist die *New Sincerity* ebenfalls von der »Neuen Innerlichkeit« bzw. »Neuen Subjektivität« zu unterscheiden, welche die Emphase des Privaten in der deutschsprachigen Literatur der späten 1960er und 70er meint. Während letztere eine Aufmerksamkeitsverschiebung hin zum eigenen Subjekt bezeichnet, richtet sich erstere dezidiert nach außen.

3 Baßler, Moritz: »Der Neue Midcult. Vom Wandel populärer Leserschaften als Herausforderung der Kritik«, in: Pop. Kultur und Kritik 18 (2021), S. 132-149. Die Betonung gegenseitigen Vertrauens bzw. sogar der Kollaboration zwischen Autor*in und Leser*in (Produktion und Rezeption), eine weitere Gemeinsamkeit zwischen *New Sincerity* und Neuem Midcult, kommt im dritten Teil dieses Aufsatzes zur Sprache.

4 Vgl. Cusset, François: French Theory. How Foucault, Derrida, Deleuze, & Co. transformed the Intellectual Life of the United States, Minneapolis: University of Minnesota Press 2008.

Interpretationsansätze ersetzen. Die unter anderem von Rita Felski angeführte Postkritik (*Postcritique*) schlägt beispielsweise vor, die angeblich zum Klischee verkommene Geste des Misstrauens mit affizierenden Formen des Lesens zu ersetzen, die dem lesenden Subjekt mehr Spielraum zugestehen.

Gemeinsam ist der *New Sincerity* und Postkritik die Emphase eines durch den Text vermittelten reziproken Vertrauens zwischen Autor*in, Text und Leser*in. In ihrer jeweiligen Neubeurteilung des Leseprozesses bevorzugen sie Zugänglichkeit und Nähe gegenüber jener Distanz, welche beispielsweise durch experimentelle Formen oder eine kritische Lesehaltung erzeugt wird. Erst in gemeinsamer Intimität werden Leser*in, Autor*in und Text zu kreativen Partner*innen. Diese auf flache Hierarchien, (hermeneutische) Arbeitsteilung und Flexibilität abzielende Rekonfiguration des Leseprozesses erinnert nicht zufällig an die Rhetorik des *Neuen Geist des Kapitalismus* nach Luc Boltanski und Ève Chiapello und kann,[5] so die im Folgenden entfaltete These, als Versuch der Aktualisierung und Aufwertung der (wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit) Literatur im Postfordismus verstanden werden. Nach einer Einführung in die *New Sincerity* und einem kurzen Überblick über den Diskurs der Postkritik folgt eine abschließende Diskussion, welche die hier aufgeworfenen Gemeinsamkeiten ergründet.

## 2 *New Sincerity*

Die folgende Passage veranschaulicht den Diskussionsgegenstand *in medias res*:

> Nachdem Laura eine Margarita bestellt hatte, drehte sie hin und wieder den Kopf um neunzig Grad, um mit einem unsicheren, besorgten Gesichtsausdruck nach draußen zu starren – auf den Bürgersteig oder die unbelebte Straße –, wobei sie auf eine individuelle, unübliche Weise desorientiert und schüchtern wirkte, die Paul auf ein zugrunde liegendes Empfinden eines ›umfassenden, aber gescheiterten‹ Versuchs (im Gegensatz zum ›unvollständigen, aber erfolgreichen‹ Versuch der meisten Menschen) im Hinblick darauf, soziale Interaktion zu meistern, hinzuweisen schien, der sich aber, andächtig betrachtet, auch in genereller Hinsicht auf das Leben

5 Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: The New Spirit of Capitalism, London: Verso 2007.

> beziehen konnte. Paul hatte diese Haltung in den vergangenen Jahren verstärkt als Persönlichkeitsmerkmal jeder einzelnen Person wahrgenommen, mit der er in etwa seit der Middleschool Freundschaft geschlossen hatte oder eine Beziehung eingegangen war (oder, wie ihm manchmal schien, auch nur ernsthaft interagiert hatte, ohne sich entfremdet oder verrückt vorzukommen).[6]

Diese Szene eines unbeholfenen Dates aus Tao Lins *Taipei* von 2013, hier in der deutschen Übersetzung *Taipeh* von 2014, steht stellvertretend sowohl für die Sehnsucht nach Zwischenmenschlichkeit in Lins Texten als auch für die zahlreichen Herausforderungen, die diesem Verlangen entgegenstehen. Die Passage wird durch die mäandernde Stimme des autobiografisch inspirierten Protagonisten Paul fokalisiert, der darüber nachsinnt, dass sowohl ihm als auch Laura die zur eleganten Navigation einer solchen Verabredung nötigen Soft Skills fehlen. Das die Situation dominierende Unbehagen manifestiert sich sprachlich in der Ruhelosigkeit der ungelenken, nicht enden wollenden Sätze und den zahllosen Einschüben. Aber gerade weil die beiden diese Inkompetenz gemein haben, wird das Defizit zur Keimzelle ihres gegenseitigen Vertrauens. Lauras »desorientierte« und »schüchterne« Haltung scheint sogar die Voraussetzung für Pauls Interesse an ihr zu sein. Ihre »individuelle, unübliche Weise« mag steif wirken, aber im Gegensatz zu den geläufigen Oberflächlichkeiten impliziert Lauras »›umfassender, aber gescheiterter‹ Versuch« einen Funken Authentizität. Paradoxerweise fühlt sich Paul also nur mit Menschen verbunden, die, so wie er auch, gerade durch ihre soziale Inkompetenz eine gewisse Transparenz und Vertrauenswürdigkeit ausstrahlen. Es ist wenig überraschend, dass Paul und Lauras soziale Untauglichkeit sie fortlaufend vor neue Probleme stellt, schon bald gehen sie wieder getrennte Wege. Diese Dynamik des Scheiterns ist repräsentativ für Lin, denn seine Texte kreisen fast durchgehend um die nicht bzw. nur unzulänglich überbrückbare Einsamkeit seiner Figuren.

Lins Stil ist überwiegend idiosynkratisch. Es ist jedoch festzuhalten, dass die in seinen Texten zentralen Versuche, existenzielle Einsamkeit im Alltagsleben zu überwinden und authentische Formen der Zwischenmenschlichkeit zu finden, von einer ganzen Reihe weiterer zeitgenössischer Autor*innen thematisiert werden. Neben Dave Eggers und Jennifer Egan, die zu Wallaces Generation zählen, ergründen beispielsweise auch Texte von Miranda July und

---

6 Lin, Tao: Taipeh, Köln: DuMont 2014, S. 36.

Ottessa Moshfegh regelmäßig die (Un-)Möglichkeit gegenwärtiger Zwischenmenschlichkeit.[7] Stilistisch haben die Texte dieser Autor*innen oft wenig gemeinsam, aber auch wenn die beschriebenen Versuche – wie in der zitierten Passage aus *Taipeh* – letztendlich scheitern, zeugen sie regelmäßig von dem Anliegen, Solipsismus und zwischenmenschliche Unterschiede zu überwinden und dem Gegenüber eine Hand entgegenzustrecken – beziehungsweise es wenigstens zu versuchen.

Dieses Gegenüber ist nicht selten die Leser*innenschaft. Ein geeignetes Beispiel hierfür ist der Roman *Then we came to an End* (*Wir waren unsterblich*), den Joshua Ferris 2007 vorgelegt hat. Die Geschichte über eine Werbeagentur während der Dotcom-Krise wird fast in Gänze in der ersten Person Plural erzählt, im kollektiven ›Wir‹ der um ihre Jobs bangenden Angestellten. Mit Ausnahme eines stilistisch eigenständigen Kapitels durchbricht lediglich der allerletzte Satz des Romans diese Erzählperspektive. Dort heißt es: »We were the only two left. Just the two of us, you and me.«[8] Das Romanende versichert der Leser*in rückwirkend ihre Zugehörigkeit zu eben jener Gemeinschaft, die im Zentrum der gesamten Handlung und Lektüre stand. Dabei kommt nicht nur eine spürbare Anerkennung zum Vorschein, sondern auch eine Sehnsucht nach gegenseitiger Wertschätzung. Solch einladende Rhetorik, oft kombiniert mit prominent inszenierten Autor*innenfiguren wie bei Lin und Wallace, erzeugen Ästhetiken der Intimität, die sich deutlich von postmodernen Techniken abgrenzen lassen. Wie bereits angedeutet ist dabei zunächst nebensächlich, ob das beschriebene Verlangen in Erfüllung geht. Vielmehr ist die Sehnsucht nach Zwischenmenschlichkeit unter widrigen Umständen von Interesse, denn wenn diese zum Großteil als beschädigt empfunden wird, scheint ›wahre Intimität‹, die wohl schon immer eine Fantasie war, von vorneherein ausgeschlossen.

Der Erfolg des noch jungen Lin, der sich zunächst mithilfe von Blogs und digitaler Selbstvermarktung einen Namen machte und dessen Bücher seit *Taipei* von namhaften Verlagen vertrieben und übersetzt werden, zeigt,

---

7 Vgl. exemplarisch: Eggers, Dave: A Heartbreaking Work of Staggering Genius, New York: Simon & Schuster 2000; Egan, Jennifer: A Visit from the Goon Squad, New York: Alfred A. Knopf 2010; July, Miranda: The First Bad Man, New York: Scribner 2015; Moshfegh, Ottessa: My Year of Rest and Relaxation, New York: Penguin 2018.

8 Ferris, Joshua: Then We Came to the End, New York: Back Bay Books 2007, S. 385. Kelly bespricht Ferris am Rande und nennt weitere Beispiele von scheinbar expliziter Leseransprache, vgl. A. Kelly: David Foster Wallace, S. 145-146.

dass die *New Sincerity* auch abseits der Kultfigur Wallace im Mainstream angekommen ist. Adam Kelly weist den Schriften von Wallace aus den frühen 1990er Jahren eine wegweisende Rolle für diese Entwicklung zu. Kelly zufolge nahm die Bedeutung von Aufrichtigkeit und Authentizität, deren jahrhundertelange Geschichte Lionel Trilling 1972 in seinem Grundlagenwerk *Sincerity and Authenticity* untersuchte,[9] im späten 20. Jahrhunderts rapide ab. Den Grund hierfür sieht er in der parallel wachsenden Vormachtstellung von postmoderner Theorie, wo diese die Möglichkeit stabiler Subjektformationen und damit die Voraussetzung sowohl für *authentische* Wahrhaftigkeit gegenüber sich selbst als auch die *aufrichtige* Haltung gegenüber anderen hinterfragte.[10] Als die Theorien von »Foucault, Derrida, Deleuze, & Co« Anfang der 1990er in den USA nahe ihres Zenits waren und für mitunter heftige Auseinandersetzungen auf universitären Campussen führten,[11] rückte Wallace Aufrichtigkeit als wiederentdeckte Tugend ins Zentrum seiner Literatur. Laut Kelly stellt dies jedoch keinen Rückschritt hinter die durchaus überzeugenden Einwände beispielsweise des Poststrukturalismus gegenüber althergebrachten, schlicht-dichotomen Subjektbegriffen dar.[12] In der Tat kennt Wallace den postmodernen Theorieapparat und seine vornehmliche Skepsis gegenüber dem gemeinschafts- und sinnstiftenden Potenzial sprachlicher Kommunikation genau. Nach jahrelanger Dominanz poststrukturalistischer Theorieschulen, welche Wallace und viele seiner (späteren) Mitstreiter*innen selbst im Studium erlebten, bedurfte es jedoch einer Neubewertung.[13] Dies bedeutet keinen Rückfall in die (literarische) Naivität. Vielmehr studierten, reflektierten und – beispielsweise in Bezug auf die (Un-)Möglichkeit aufrichtiger Zwischenmenschlichkeit – zweifelten sie an gewissen poststrukturalistischen Prämissen. Analog hierzu verhält es sich mit Wallaces Kritik postmoderner Literatur, deren ursprünglich subversive Stilmittel wie exzessive Selbstreferenzialität, Ironie

9 Trilling, Lionel: Sincerity and Authenticity, Cambridge: Harvard University Press 2009.

10 A. Kelly: David Foster Wallace, S. 131-133.

11 Für einen konzisen Überblick vgl. F. Cusset: French Theory, xi-15.

12 Die poststrukturalistische Kritik hat für den Zeithorizont dieses Beitrags die größte Relevanz, jedoch verweist »Aufrichtigkeit« natürlich auf eine lange Begriffs- und Diskursgeschichte voller Zwickmühlen. Das Dilemma zwischen einem Verzicht auf im Zweifel manipulative Rhetorik und der nötigen Selbst-Markierung als eben aufrichtige Sprache bleibt, auch und besonders für literarische Texte, unauflösbar. Für einen Überblick vgl. N. Tolksdorf: Performativität und Rhetorik, S. 17-24.

13 Vgl. hierzu Dames, Nicholas: »The Theory Generation«, in: n+1 14 (2012), S. 157-169.

und die Hinterfragung moralischer Standards ihm zufolge von einer zunehmend beschleunigten Medienwelt sukzessive aufgesogen und neutralisiert wurden.[14] Auch hier zielt die Kritik nicht auf die bloße Abkehr von ihrem Gegenstand, sondern auf dessen Weiterentwicklung. Die als ethisch mittlerweile fragwürdig angesehene (sowie inflationär benutzte) Ironie wird nicht komplett abgelehnt, sondern zur ›Post-Ironie‹ weiterentwickelt, die den potenziell zynischen Gehalt ironischer Sprache explizit reflektiert, sprachliche Uneindeutigkeiten und Doppelbödigkeiten jedoch nicht aufgibt.[15] Diese Beispiele offenbaren die dialektische Verbindung zwischen *New Sincerity* und literarischer Postmoderne exemplarisch. Wie Mary Holland überzeugend darlegt, kann die Literatur von Wallace und stilverwandten Schriftsteller*innen in diesem Sinne sowohl als eine Gegenreaktion auf die Postmoderne als auch als deren Vollendung verstanden werden.[16]

In seinem oft als Manifest gelesenen Essay *E Unibus Pluram* von 1991 identifiziert Wallace die kulturelle Allgegenwärtigkeit des Fernsehens als Quelle ästhetischen Stillstands und ethischer Indifferenz:

> Seit mindestens zehn Jahren hat das Fernsehen jetzt auf geniale Weise genau die zynische postmoderne Ästhetik absorbiert, homogenisiert und reproduziert, die einst die einzige Alternative zu den Verlockungen der niederen Muse war, der leicht konsumierbaren Erzählungen des Massenmarkts.[17]

Das ehemals subversive Potenzial der Postmoderne verwandle sich so Stück für Stück in sarkastische Konformität, sodass »Ironie, schweigende Pokerfaces und Angst vor der Lächerlichkeit« die amerikanische Gegenwartskultur der frühen 1990er beherrschten.[18] Wallace beendet seinen Essay mit einem Ruf nach den »nächsten echten literarischen ›Rebellen.‹« Diese malt er sich

---

14 A. Kelly: David Foster Wallace, S. 134.

15 Vgl. Konstantinou, Lee: Cool characters. Irony and American Fiction, Cambridge: Harvard University Press 2016; Hoffmann, Lukas: Postirony, Bielefeld: transcript 2016.

16 Vgl. M. Holland: Succeeding Postmodernism, S. 1-21. Diese Ambiguität erklärt nicht zuletzt, warum Texte der oben genannten Autor*innen im Feuilleton mal als dezidiert postmodern, mal als exemplarisch post-postmodern verstanden werden. Beide Perspektiven sind also nicht falsch, laufen aber Gefahr, die beschriebene Dialektik zu unterschlagen und der Komplexität dieser Texte damit nicht gerecht zu werden.

17 Foster Wallace, David: »E Unibus Pluram. Fernsehen und Literatur in den USA«, in: Ulrich Blumenbach (Hg.), Der Spaß an der Sache. Alle Essays, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 231-300, hier S. 267.

18 Ebd., S. 264.

als einen schrägen »Haufen von Antirebellen« aus, die »schlichte, alte, unmodische menschliche Nöte und Gefühle im Leben der USA voller Andacht und Überzeugung behandeln.« Ihr Heroismus läge in ihrem Willen begründet, sich zu unzweideutigen Werten zu bekennen, als »zu aufrichtig« zu gelten und damit Missfallen zu riskieren. Ihr Mut läge gerade in ihrer unerwarteten *Nicht*rebellion.[19]

Wallace plante seine literarische Karriere minutiös und kontinuierlich auf jene Vormachtstellung hin, die er einige Jahre später mit *Infinite Jest* (*Unendlicher Spaß*) tatsächlich einnahm.[20] Es ist insofern wenig verwunderlich, dass er diesen Aufruf letztendlich auf sich und sein Schaffen bezog. Kellys Verständnis nach liegt Wallaces Erneuerung des Begriffs der Aufrichtigkeit in der Literatur eine umgestaltete Beziehung zwischen Autor*in und Leser*in zugrunde.[21] Andernorts führt er aus:

> [I]n New Sincerity writing, the author and reader really do exist, which is to say they are not simply *implied*, not primarily to be understood as rhetorical constructions or immortalized placeholders. The text's existence depends not only on a writer but also on a particular reader at a particular place and time.[22]

Das Ziel der *New Sincerity*, der Leser*innenschaft in diesem Sinne nicht nur implizit die Hand auszustrecken und sie zur einer »kind of intimate conversation between two consciences« einzuladen, zieht jedoch ein Dilemma nach sich.[23] Wie lässt sich eine solche Geste *aufrichtig* in einer Kultur übermitteln, die, wie Wallace regelmäßig beklagte,[24] unter einer angeblichen Hegemonie von Ironie und Sarkasmus steht?[25] Autor*innen der *New Sincerity* erkennen

---

19 Ebd., S. 300.

20 Vgl. Boswell, Marshall: The Wallace Effect, New York: Bloomsbury Academic 2019, 1–12.

21 A. Kelly: David Foster Wallace, S. 146.

22 Kelly, Adam: »The New Sincerity«, in: Jason Gladstone/Andrew Hoberek/Daniel Worden (Hg.), Postmodern/Postwar and After. Rethinking American Literature, Iowa: University of Iowa Press 2016, S. 197-208, hier S. 206, Herv. i.O.

23 Lipsky, David: Although of course you end up becoming Yourself. A Road Trip with David Foster Wallace, New York: Penguin 2010, S. 289.

24 Vgl. auch McCaffery, Larry: »An interview with David Foster Wallace«, in: Review of Contemporary Fiction 13 (1993), S. 127-150.

25 Für eine ähnliche Frage vgl. A. Kelly: David Foster Wallace, S. 135.

dieses Dilemma nicht nur an, sondern lenken die Aufmerksamkeit ihrer Texte regelmäßig auf ebenjene ökonomischen und kulturellen Einflüsse, die Aufrichtigkeit scheinbar verunmöglichen – und damit auch ihr eigenes zentrales Anliegen.[26] Nach dem (künstlerischen) Selbstverständnis der *New Sincerity* hängt der Erfolg nun vom Mut ab, es trotzdem zu versuchen. Zwar räumt Wallace ein, dass in dieser Welt alle allein litten und »echte Empathie« unmöglich bleibe, betont jedoch direkt danach das »nahrhafte« und »erlösende« Potenzial literarischer Lektüre, welche diese universelle Einsamkeit zumindest lindern könne.[27]

Soll Aufrichtigkeit als solche erkannt und geglaubt werden, bedarf sie dementsprechend der vorbehaltlosen empathischen Geste sowie einer überzeugenden Darbietung derselben. Eben dieses darstellende Element ist von Interesse, denn Aufrichtigkeit verweist auf die performative Überbrückung der simplifizierten, aber wirkmächtigen Dichotomie zwischen innerer Gefühlslage und ihrer äußerlichen Artikulation. Konventionellen Definitionen zufolge, so schreiben Ernst van Alphen und Mieke Bal in *The Rhetoric of Sincerity*, bezeichne Aufrichtigkeit als »the performance of an inner state on one's outer surface so that others can witness it.«[28] Diese Perspektive weist erstaunliche Überschneidungen mit Arlie Russell Hochschilds Begriff der »Emotionsarbeit« auf, denn diese verlangt »to induce or suppress feeling in order to sustain the outward countenance that produces the proper state of mind in

---

26 A. Kelly: The New Sincerity, S. 205.

27 L. McCaffery: An interview with, S. 127.

28 Die in dieser Definition implizierte Spaltung zwischen Subjekt-Oberfläche und -Innerlichkeit stehe wiederum mit der Einheit dieser Sphären in Konflikt, welche Aufrichtigkeit eigentlich kennzeichne. Van Alphen und Bal wollen eben diese produktiven Spannungen herausarbeiten, anstatt das Konzept der Aufrichtigkeit mit dem Verweis auf »a vulgarized and misunderstood ›postmodern irony‹« pauschal abzutun. Eine solche Ablehnung wäre problematisch angesichts »the ongoing, crucial political and cultural function of speech acts that have been associated with sincerity (such as vows and oaths) or its absence […] A different analysis and evaluation of such speech acts – the idea that performance overrules expression – must not be mistaken for a naïve dismissal of these acts as ›just‹ play. The undeniable presence and persistence of these acts co-exist, instead, with a transformed conception of subjectivity, a transformed idea of what we believe today to be sincere behavior or expression.« In ihrem Plädoyer für ein in Sprechakten verankertes »transformiertes Konzept« der Aufrichtigkeit versuchen van Alphen und Bal, Aufrichtigkeit also mit einem performativen Begriff der Subjektivität zu verbinden. Ernst van Alphen/Mieke Bal/C. E. Smith (Hg.): The Rhetoric of Sincerity, Stanford: Stanford University Press 2009, S. 3-5.

others.«[29] Hochschild erarbeitete den Begriff in einer 1983 erschienen Studie zu den emotionalen Anforderungen an Flugbegleiterinnen, er lässt sich jedoch auch auf zwischenmenschliche Begegnungen außerhalb der Lohnarbeit beziehen. Gerade in der postfordistischen Gesellschaft, in welcher Soft Skills oft genauso wichtig sind wie fachliche Expertise, lässt sich Aufrichtigkeit also durchaus als eine Form der Emotionsarbeit verstehen. Diese Analogie hilft bei der Historisierung von Wallaces Hinterfragung des ästhetischen und ethischen Werts der oft mit postmoderner Ästhetik assoziierten Gefühlskälte. Seine Kritik an den Stilmitteln der Distanziertheit – Ironie, Zynismus, Nihilismus – begehrt gegen die Herabsetzung oder gar Verleugnung von Gefühlen auf. Zugespitzt formuliert wehrt sich Wallace gegen das *American Cool*, mit dem der Emotionshistoriker Peter Stearns die im Laufe des 20. Jahrhundert zunehmend restriktive Normierung von Gefühlsäußerungen sowohl in privaten wie auch beruflichen Kontexten auf den Begriff bringt.[30]

Ironische Distanz beruht auf kühler Affektkontrolle.[31] Aufrichtigkeit, verstanden als das Bestreben solche Signale auszusenden, die vom Gegenüber entsprechend ihrer Intention interpretiert werden sollen, verlangt das Gegenteil. Glaubt der oder die Adressat*in dieser performativen Rhetorik an eine »congruence between avowal and actual feeling,« dies Trillings Definition von Aufrichtigkeit,[32] entsteht ein Intimitätseffekt im Sinne einer vertrauensvollen Gegenseitigkeit zwischen Leser*in und Autor*in.[33] Die Diskussion über Wallaces Beschäftigung mit dem Antagonismus von Ironie und Aufrichtigkeit kann dementsprechend wie folgt erweitert werden: Sein Plädoyer für

---

29 Hochschild, Arlie R.: The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling, Berkeley: University of California Press 1983, S. 7.

30 Vgl. Stearns, Peter N.: American Cool. Constructing a Twentieth Century Emotional Style, New York: New York University Press 1994.

31 Vgl. Ulla Haselstein/Irmela Hijiya-Kirschnereit/Catrin Gersdorf/Elena Giannoulis (Hg.): The cultural Career of Coolness. Discourses and Practices of Affect Control in European Antiquity, the United States, and Japan, Lanham: Lexington Books 2013.

32 L. Trilling: Sincerity and Authenticity, S. 2.

33 Hierbei ist anzumerken, dass dieses Bestreben die *New Sincerity* im Sinne einer Dialektik nur noch fester an die Rationalisierung der Emotionen bindet. Die beschriebene »Wiederbelebung« der Emotionen in der Literatur wird ermöglicht durch minutiöse und reflexive Beobachtung – die unschwer als Technik der Instrumentalisierung erkennbar ist. Weil dieses reflexive Dilemma keinen Ausweg kennt, sollte die *New Sincerity* nicht dafür kritisiert werden, das Ideal des »reinen Gefühls« nicht einlösen zu können. Jedoch bedarf ihre (Selbst)darstellung einer kritischen Einordnung.

Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Empathie passt zweifelsohne zu dem Bestreben, die oft mit der postmodernen Ästhetik verbundene Gefühlskälte zu kritisieren, es fügt sich jedoch ebenso in die Geschichte der Instrumentalisierung von Emotionen ein. Die Soziologin Eva Illouz beobachtet beispielsweise eine Ausformung und Verfestigung tradierter sozialer Strukturen durch die Regulierung und Kommodifizierung von Emotionen. Ihr zufolge haben sich im Laufe des 20. Jahrhunderts die ökonomischen und emotionalen Sphären in den westlichen Gesellschaften soweit überlagert, dass beispielsweise psychologische Normen und therapeutische Paradigmen die zwischenmenschlichen Kommunikation in allen Lebensbereichen beeinflussen. Illouz argumentiert mit Bezug auf Pierre Bourdieu, dass die erforderlichen Techniken für einen kompetenten Umgang mit der Schnittmenge von emotionaler und ökonomischer Sphäre habitusbildend seien. Darüber hinaus könne die »emotionale Kompetenz,« also das geschickte Navigieren der Schnittmengen beider Sphären, wiederum als »emotionales Kapital« genutzt werden, das Illouz als einen Mechanismus der sozialen Stratifizierung interpretiert.[34] Nicht zuletzt werden diese Kenntnisse überwiegend in der Mittelschicht erworben, wo die Bedeutung von Selbstreflexion, Manipulation und vor allem der eigenen Außenwirkung früh vermittelt wird. Die Folge ist die Abgrenzung dieser ›emotional Gebildeten‹ von jenen, die diese Techniken nie erlernt haben.

Der Übergang zu beispielsweise Wallaces Literatur fiele an dieser Stelle leicht. Viele seiner Romanfiguren werden von einem instrumentalisierten Verhältnis zur eigenen Gefühlswelt, permanenter Selbstüberwachung und Selbstentfremdung geplagt. Doch statt einer Analyse zur Funktion von rhetorisch konstruierter Nähe zwischen Leser*in und dem »Emotionsarbeiter« Wallace[35] folgt hier eine Perspektivumkehrung, denn die Betrachtung der akademisch einflussreichen Denkschule der Postkritik kann dabei helfen eine parallele Rhetorik der Intimität in der Literaturtheorie zu beleuchten.

34 Illouz, Eva: Saving the Modern Soul. Therapy, Emotions, and the Culture of Self-Help, Berkeley: University of California Press 2008, S. 214.

35 Vgl. hierzu Eggers, Fabian: »›Quality Time‹ with David Foster Wallace. The Pale King's Emotional Economy«, in: Jesse Ramirez/Sixta Quassdorf (Hg.), Work. The Labors of Language, Culture, and History in North America, Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2021, S. 35-52.

## 3 Postkritik

In den vergangenen zwei Jahrzehnten mehren sich Forderungen innerhalb der amerikanischen Literaturwissenschaften, etablierte Formen der Kritik als Methode zu revidieren und intuitivere und empfindsamere Begegnungen mit literarischen Texten zu ermöglichen. Schon 2004 fragt der einflussreiche Wissenschaftsforscher Bruno Latour polemisch *Why Has Critique Run out of Steam?* und beklagt, dass Kritik als Methode nicht nur ihre emanzipatorische Kraft verloren hätte, sondern die dazugehörige Rhetorik von Verschwörungstheoretiker*innen und andere dubiosen Akteur*innen vereinnahmt würde.[36] In ähnlicher Weise beschäftigt sich die Literaturtheorie mit den *Limits of Critique*, wie ein vielbeachteter Titel von Rita Felski andeutet, deren Interventionen die Postkritik geprägt haben.[37] In diesem oft polemischen Diskurs wird dabei nur selten benannt, von welchen Formen der Kritik genau es sich gälte abzuwenden. Felski arbeitet sich vornehmlich an der von Paul Ricœur in Bezug auf Sigmund Freud, Karl Marx und Friedrich Nietzsche so benannten ›Hermeneutik des Verdachts‹ ab, welche für verschiedene poststrukturalistische Ansätze grundlegend ist, hinterfragt aber auch feministische Ansätze der Literaturwissenschaften mithilfe derer sie einst selbst ganze Bücher füllte. Das von Stephen Best and Sharon Marcus vorgeschlagene ›Surface Reading‹ (Oberflächenlesen), auf das hier nur am Rande eingegangen werden kann, argumentiert hingegen konkret gegen Fredric Jameson und sein angeblich nicht mehr zeitgemäßes Misstrauen gegenüber textlichen oder kulturellen Oberflächen.[38] Jameson ist der wohl prominenteste Vertreter eines zeitgenössischen Marxismus in der amerikanischen Geisteswissenschaft. Gemeinsam ist fast allen Beiträgen dieser Art jedoch ein gewisser Theorieüberdruss, der sich nach den vergangenen theorieschwangeren Jahrzehnten als Krisensymptom verstehen lässt.

Felskis *Uses of Literature* (2008) bietet einen geeigneten Einstieg in die Debatte. Im Laufe der letzten Jahrzehnte, so argumentiert sie, hat die Literaturwissenschaft eine mehr oder weniger uniforme Haltung des Misstrauens

---

36 Latour, Bruno: »Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, in: Critical Inquiry 30 (2004), S. 225-248, hier S. 225.

37 Vgl. Felski, Rita: The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015.

38 Vgl. Best, Stephen/Marcus, Sharon: »Surface Reading: An Introduction«, in: Representations 108 (2009), S. 1-21.

gegenüber literarischen Texten entwickelt, die der Inszenierung eines Idealbildes der klugen Kritiker*in dient, aber der individuellen Komplexität des jeweiligen Textes keine Rechnung trägt und einer sinnstiftenden Begegnung mit ihm eher im Weg steht. Felskis Anliegen ist es, die Kluft zwischen der akademischen Behandlung von Literatur und ihrem laienhaften Äquivalent zu überbrücken. Sie bezieht sich dabei zwar auf phänomenologische Denkschulen, distanziert sich aber beispielsweise explizit von der Rezeptionsästhetik der Konstanzer Schule, weil diese ein Idealbild der akademischen Leser*in vorrausetze und damit die individuell abweichenden Reaktionen der Leser*innen außer Acht lasse. Ihr gehe es aber genau um diese vielfältigen Formen einer »Mikroästhetik,« bei der das Resultat einer jeden Lektüre offenbleibe.[39]

In *The Limits of Critique* (2015) verschiebt Felski den Fokus von den Potenzialen intuitiver Rezeptionshaltungen hin zu den angeblich beschränkten Perspektiven professioneller Leser*innen. Es geht ihr nun darum, was Literaturwissenschaftler*innen (nicht) tun sollten. Konkret kritisiert sie jene im geisteswissenschaftlichen Wissenschaftsbetrieb verbreiteten selbstgefällig-kritischen Posen, die durch allgegenwärtige Skepsis und eine radikale Rhetorik gekennzeichnet sind und denen zufolge alles, was nicht kritisch ist, *un*kritisch sein müsse.[40] Angesichts der außerhalb der Universitäten dominanten Lesegewohnheiten versucht Felski nun die Sackgassen der Kritik hinter sich zu lassen und die Literaturwissenschaft neu auszurichten: »What if critique were limited, not limitless; if it were finite and fallible; if we conceded that it does some things well and other things poorly or not at all?«[41] Statt der formelhaften Anwendung irgendeines kritischen Verfahrens, das lediglich das Dogma der Skepsis wiederhole, plädiert sie für die Rückkehr zur intuitiven Interpretation ohne Scheuklappen. Denn im Gegensatz zu den angeblich abgehobenen Diskursen, die Felski kritisiert, könne die Rückbesinnung auf individuelle Leseerfahrungen den Literaturwissenschaften inmitten des wachsenden institutionellen Legitimitätsdrucks ihr Überleben sichern.[42] Angesichts ihrer zunehmenden Abwertung haben die Geisteswissenschaften in einer marktorientierten Gesellschaft Mühe, sich zu behaupten. Dabei steht die Literaturwissenschaft besonders unter Rechtfertigungsdruck: »Why, after all, should

---

39 Felski, Rita: Uses of Literature, Oxford: Blackwell 2008, S. 133.

40 R. Felski: The Limits of Critique, S. 2.

41 Ebd., S. 8.

42 Ebd., S. 9-10.

anyone care about literature?«[43] Felski formuliert ihre Antwort, indem sie ihre neophänomenologische »Mikroästhetik« mit Hilfe der Actor-Network-Theorie (ANT) theoretisiert. Literarische Texte seien nicht auf ihre historischen Kontexte zu reduzieren, sondern als transhistorische Agent*innen anzuerkennen. So könnten Texte als nicht-menschliche Akteur*innen konzeptualisiert werden, die, ähnlich wie ihre Leser*innen, nie allein sind, sondern immer in einem sich ständig weiterentwickelnden Diskurs mit ihrem Netzwerk stehen.[44]

Felski verweist auf die französischen Kritiker*innen Marielle Macé und Yves Citton, die einen Kompromissvorschlag zum Hermeneutik-Begriff unterbreiten. Hier sei ein Text »no longer a monument to dead thought (*histoire*) nor a self-referential web of linguistic signs (*écriture*).«[45] Durch ihre Referenz auf die ANT umgeht Felski nicht nur die potenziellen methodologischen Probleme, welche die Betonung der Komplexität individueller Lektüreerfahrungen mit sich bringt, sondern auch die wiederkehrende Frage nach Selbst- und Fremdbestimmung. Da die ANT jedem Akteur/Aktant, also auch der Leser*innenschaft, ein gewisses Maß an Handlungsfähigkeit zugesteht, kann Felski diese aus der schwachen Position der ewigen Unterwerfung »retten«, die ihnen durch die ihrer Meinung nach formelhafte und wenig überzeugende Applizierung einer hermeneutischen Kritik zugewiesen wird. Umgekehrt gewährt sie den Leser*innen Handlungsfähigkeit durch unvorhersehbare und unkontrollierbare Affekte, ohne einen simplifizierten Subjektbegriff rehabilitieren zu müssen.[46] Die Betonung von individuellen und volatilen Lesereaktionen stellt einen Kompromiss dar, der Felski hilft, ihr Hauptargument gegen die Standardisierung – und für die Revitalisierung – des Umgangs mit Literatur voranzutreiben. Ihr Projekt lässt sich mit Winfried Fluck wie folgt zusammenfassen:

> The reader, shaken out of her routine and brought back to life, has regained her singularity, one that, contrary to the formulaic practice of *critique*, can no

43 Ebd., S. 14.

44 Ebd., 156–178. Freilich stellt sich die Frage, warum Felski für diese heutzutage wohl selbstverständliche Einsicht die Hilfe der Actor-Network-Theory in Anspruch nehmen muss.

45 Ebd., S. 175, Herv. i.O.

46 Fluck, Winfried: »The Limits of Critique and the Affordances of Form: Literary Studies after the Hermeneutics of Suspicion«, in: American Literary History 31 (2019), S. 229-248, hier S. 235.

> longer be trapped in a predictable plot. Singularity is the normative base of an approach that aims to escape routinization.[47]

Es geht Felski und ihren Mitstreiter*innen also darum, die einzigartige Begegnung zwischen Leser*in und Text im Akt des Lesens wieder in den literaturwissenschaftlichen Fokus zu rücken. Jedoch ist dieser Standpunkt nicht neu und kann bereits in Susan Sontags kurzer Polemik *Against Interpretation* nachgelesen werden.[48] Darüber hinaus stellt sich natürlich die Frage, wie viel Freiheit oder Innovation diese Aussicht tatsächlich mit sich bringt. Außerhalb des Lektüreseminars konnten Lai*innen Texte schon immer so lesen, wie es ihnen gefiel, und diese Prozesse haben zu Recht analytische Betrachtung erfahren.[49] Bruce Robbins macht des Weiteren darauf aufmerksam, wie die Postkritik die Rhetorik von Selbsthilfe- und Verbraucherdiskursen nachahmt und damit eine Form der Rezeption produziert, die eher der von Fangemeinden als von Wissenschaftler*innen ähnelt.[50] Ebenfalls bleibt unklar, wie Postkritik als Methode tatsächlich aussehen würde. Merve Emre merkt hierzu an, dass die Befürworter*innen der Postkritik wohl nicht zufällig abstrakte Metaphern, Versprechen und Hoffnungen gegenüber konkreten Vorschlägen bevorzugen.[51] Obwohl diese methodologischen Einwände gegenüber der Postkritik gewichtig sind, geht es im Folgenden jedoch um die beachtliche

---

47 Ebd., S. 238, Herv. i.O.

48 Sontag, Susan: Against Interpretation, London: Vintage Books 2007. Ähnliches ließe sich über die frühe strukturalistische Semiotik von Roland Barthes sagen. Obwohl Felski ihn mutmaßlich als ›kritischen Leser‹ einordnen würde, nicht zuletzt ist er eine wichtige Inspiration im postmodernen Theorieapparat, lässt sich bei Barthes ebenfalls der Wunsch nach Autonomie für das lesende Subjekt finden. Umgekehrt muss festgestellt werden, dass die Postkritik sich in ihrem Einspruch gegen poststrukturalistische Exzesse über eine Vielzahl von Einsprüchen aus Feminismus, Black- und Queer Studies ausschweigt, die schon vor Jahrzehnten Nivellierungen des Subjekt-Begriffs oder übertriebenes Misstrauen als Lektürehaltung kritisierten. Vgl. exemplarisch hooks, bell: »Postmodern Blackness«, in: Vincent B. Leitch/William E. Cain/Laurie A. Finke (Hg.), The Norton Anthology of Theory and Criticism, New York: W. W. Norton & Company 2010, S. 2509-2516 sowie Kosofsky Sedgwick, Eve: Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity, Durham/London: Duke University Press 2003, S. 123-151.

49 Vgl. exemplarisch Radway, Janice A.: Reading the Romance. Women, Patriarchy, and Popular Literature, Chapel Hill/London: The University of North Carolina Press 1991.

50 Robbins, Bruce: »Critical Correctness«, in: Chronicle of Higher Education 65 (2019).

51 Emre, Merve: Paraliterary. The making of bad readers in postwar America, Chicago/London: The University of Chicago Press 2017, S. 255.

Kompatibilität zwischen der postkritischen Emphase einzigartiger Lektüreerfahrungen und den rhetorischen Angeboten der *New Sincerity*.

## 4 Schluss: Ein gutes Team

Vergegenwärtigt man sich den kommunikativen Impetus der eingangs besprochenen Literatur der *New Sincerity*, offenbart sich eine deutliche Analogie zur Postkritik. Auf der einen Seite hinterfragen Schriftsteller*innen die Einsichten poststrukturalistischer Theorie sowie den Wert postmoderner Selbstbezogenheit und versuchen das Vertrauen in die verbindenden Potenziale der Sprache (wieder) herzustellen. Texte der *New Sincerity* bedienen sich hierzu regelmäßig einer Rhetorik der Transparenz und streben eine empathische Beziehung zur Leser*innenschaft an. Das Streben nach intersubjektiver Verbindung und Kommunikation, welches laut Nicoline Timmer zentraler Bestandteil des *Post-Postmodern Syndrome in American Fiction* ist,[52] bedarf keinerlei textueller Ausgrabung – es findet sich direkt an der Oberfläche. Die vertrauensvolle Rhetorik der *New Sincerity* setzt voraus, dass die Leser*innen nicht »tief« im Text »graben,« um etwas Verborgenes zu bergen, oder von ihm »zurücktreten,« um die eigene Perspektive zu hinterfragen.[53] Kritisches Misstrauen würde die offenherzige Haltung der Texte vielmehr unterlaufen, ihr kommunikatives Bestreben hemmen und letztendlich das gesamte literarische – und ethische – Anliegen sabotieren.

Auf der anderen Seite plädiert die Postkritik für einen intuitiveren Zugang zu und eine Hingabe an Texte statt einer Hinterfragung der eigenen Reaktionen und Affekte, ganz als ob sie das Angebot der *New Sincerity* explizit annähme. Neben Felskis Vorschlägen ist das bereits kurz erwähnte ›Surface Reading‹ (Oberflächenlesen) von Best und Marcus ein prägnantes Beispiel: Ihr für wissenschaftliche Standards bescheidenes Bestreben, anzuzeigen, was ein literarischer Text über sich selbst aussagt, ist Ausdruck eben jenes Vertrauens, das die *New Sincerity* ihren Leser*innen abverlangt.[54] Felski wiederum vergleicht das Verhältnis zwischen Text und Leser*in mit einem Balletttanz: Der Akt des Lesens ähnele einem »›pas de deux,‹ an interplay between text and person that refuses the false choice of autonomous aesthetics or instrumental

52 N. Timmer: Do you feel, S. 13.

53 Vgl. R. Felski: The Limits of Critique, S. 52-84.

54 S. Best/S. Marcus: Surface Reading, S. 11.

politics.«[55] Die Tanzmetapher offenbart die große Bedeutung von gegenseitigem Vertrauen und Intimität: Nur wenn beide Seiten einander führen und folgen, Impulse geben und empfangen, entsteht die sowohl für *New Sincerity* als auch Postkritik wesentliche Harmonie. Die Vertrauenswürdigkeit von (textlichen) Oberflächen ist Prämisse für beide Ansätze. Sowohl *New Sincerity* als auch Postkritik werben in gegenseitiger Ergänzung für eine aufrichtige Beziehung zwischen Leser*in, Autor*in und Text, welche formal-ästhetische Verschleierung ebenso wie kritische Distanz ablehnt. Stattdessen wird ein gegenseitiges Entgegenkommen betont: Leser*in und Text sind vertrauensvolle Partner*innen, die gemeinsam daraufhin arbeiten, ein intimes *Dazwischen* zu schaffen. Der Leseprozess wird hier jeweils betont kooperativ verstanden, die Arbeit gerecht geteilt. Diese Partnerschaft impliziert eine antihierarchische Revision der Lesemilieus, die professionelle Leser*innen mit Lai*innen gleichsetzt. Es besteht keine Notwendigkeit, mit akribischer Aufmerksamkeit dem nachzuspüren, was ein Text verbirgt – es könnte sogar hinderlich sein. Anders als bei der skeptischen Lesehaltung, die Felski beklagt, ist das Lesen hier ein kooperativer Prozess zwischen Gleichgestellten und idealerweise auch Gleichgesinnten.

Die Affekttheorie beschreibt diese Prozesse des Dazwischen mitunter als »affektive Intensitäten.« Rainer Mühlhoff und Jan Slaby zufolge sind letztere in solchen Situationen erlebbar, deren Affektgewirr fesselnd wirkt und die sich dadurch merklich von ihren weniger intensiven Umgebung unterscheiden. Die höchste Entsprechung dieser Intensitäten liegt in der Immersion, deren Erfahrungsspektrum von Unbehagen und Konzentration bis zur momentanen Verschmelzung von Subjekt und Umfeld reicht, bei der sich der oder die Leser*in völlig auf die Lektüreerfahrung einlässt.[56] Dieses Spektrum eignet sich zur groben Zusammenfassung dessen, wie sich die Postkritik Beziehungen zu literarischen Texten vorstellt, nämlich als singuläre Begegnungen mit stets ungeahnten Auswirkungen. Jede einzelne Lektüre jedes einzelnen Romans kann ein lebensveränderndes Geflecht affektiver Beziehungen entstehen lassen. Dieses Potenzial ist allgegenwärtig und für jeden verfügbar, wenn man sich Texten nur mit einer aufrichtig offenen Haltung nähert und

55 R. Felski: The Limits of Critique, S. 176.

56 Mühlhoff, Rainer/Slaby, Jan: »Immersion at Work. Affect and Power in post-Fordist Work Cultures«, in: Birgitt Röttger-Rössler/Jan Slaby (Hg.), Affect in relation. Families, places, technologies, London: Routledge, Taylor & Francis Group 2018, S. 155-174, hier S. 160.

*mitarbeitet.*[57] Mühlhoff/Slaby weisen nicht zufällig darauf hin, dass solch immersive Teamarbeit dem heutigen Ideal kollaborativer Arbeitsarrangements entspricht. Die von Postkritik und *New Sincerity* befürwortete Zusammenarbeit kann in der Tat als Versuch interpretiert werden, den Status und Nutzen von Literatur im Postfordismus gesellschaftlich zu erneuern. Nicht zuletzt fällt die Forderung nach Dialog und Gemeinschaft sowie die Abkehr von den »Routinen der Kritik« hin zu einzigartigen Leseerfahrungen mit einer Legitimationskrise der Geisteswissenschaften zusammen. Wie bereits angedeutet, rahmt Felski ihre Intervention mit genau diesem Krisenbewusstsein. In einer Gesellschaft, die zunehmend positivistisches Wissen schätzt, muss sich die Auseinandersetzung mit Literatur aufs Neue legitimieren.[58] Inmitten des wachsenden Drucks auf die institutionalisierte Literatur(kritik) unternimmt die Postkritik einen solchen Legitimationsversuch durch ihre Aufmerksamkeit für singuläre Beziehungen zwischen Leser*in und Text.

Während diese institutionellen Dynamiken nicht zu leugnen sind, lassen sich die diskutierten Ähnlichkeiten zwischen *New Sincerity* und Postkritik auch gesamtgesellschaftlich deuten. Wie Boltanski und Chiapello sowie andere Theoretiker*innen des zeitgenössischen Kapitalismus betonen, hat sich der Rationalisierungstrieb im Postfordismus weiterentwickelt, um menschlichere, subtilere und gerade wegen dieser Subtilität aggressive Mechanismen disziplinarischer Macht zu schaffen.[59] Wenn das Subjekt nicht mehr von großen Institutionen geprägt wird, sondern sich auf dem Marktplatz der Persönlichkeiten der postindustriellen Ökonomie und individuell selbst kuratieren muss, gewinnen immaterielle Werte wie ›Netzwerke‹ oder ›emotionales Kapital‹ an Bedeutung. Die von Andreas Reckwitz portraitierte *Gesellschaft der*

---

57 Auch dieser Aspekt der Postkritik hat ihre Vorläufer. Im Sinne von literarischen Texten, die Mitarbeit einfordern, hat Espen J. Aarseth schon 1997 von »ergodischer Literatur« gesprochen. Unter anderem in Referenz zu Aarseth entwickelte Marie-Laure Ryan ihre Theorie zu »The Poetics of Immersion« und »The Poetics of Interactivity« und setzte sich mit dem aus der analytischen Philosophie kommenden Ansatz der »Possible Worlds« und ihren Potenzialen für die Narratologie auseinander. Vgl. Aarseth, Espen J.: Cybertext. Perspectives on ergodic literature, Baltimore: Johns Hopkins University Press 1997; Ryan, Marie-Laure: Narrative as Virtual Reality. Immersion and Interactivity in Literature and Electronic Media, Baltimore: Johns Hopkins University Press 2001; Ryan, Marie-Laure: the living handbook of narratology. Possible Worlds: https://www.lhn.uni-hamburg.de/node/54.html

58 R. Felski: Uses of Literature, S. 2.

59 L. Boltanski/È. Chiapello: The New Spirit, S. 98.

*Singularitäten* erhebt den Wert besonderer, ungewöhnlicher oder einzigartiger Erlebnisse sogar zum kulturellen Maßstab.[60]

Felski drängt darauf, die öde Verwaltung von Texten durch akademische Autoritätsfiguren durch einen Lesemodus zu ersetzen, der die aufregenden Potenziale der Literatur für alle betont, die sich auf ein immersives Erlebnis einlassen. In ihrer Emphase von Individualität und experimenteller Unsicherheit tritt die Postkritik tendenziell für eine Form des *unternehmerischen Lesens* ein. Befreit von den Regeln etablierter Formen der Kritik, kann sich der oder die Leser*in auf einen Austausch mit offenem Ende einlassen. Es mag übertrieben sein, die Postkritik mit einer »kreativen Zerstörung« im Sinne Joseph Schumpeters zu assoziieren, und sie dem volatilen Markt akademischer Trends gegenüberzustellen. Der Vergleich zeigt aber auf, wie ihre Intervention etablierte und manchmal behäbige Ansätze der Literaturwissenschaft mit einer ›deregulierten‹ Art des Lesens unter Druck setzt, die allen ein Versprechen auf Singularität gibt. Von den Routinen der Kritik befreit, kann sich der oder die Leser*in auf einen Austausch mit offenem Ende einlassen. Da dieses Unterfangen mitunter anspruchsvoll und verwirrend geraten kann, kommt es nur gelegen, dass die *New Sincerity* die Leser*innenschaft vertrauensvoll an die Hand nimmt.

## Literatur

Aarseth, Espen J.: Cybertext. Perspectives on ergodic literature, Baltimore: Johns Hopkins University Press 1997.

Baßler, Moritz: »Der Neue Midcult. Vom Wandel populärer Leseschaften als Herausforderung der Kritik«, in: Pop. Kultur und Kritik 18 (2021), S. 132-149.

Best, Stephen/Marcus, Sharon: »Surface Reading: An Introduction«, in: Representations 108 (2009), S. 1-21.

60 Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin: Suhrkamp 2017. So schreibt der eingangs zitierte Tao Lin nicht nur idiosynkratische Literatur, die in ihrem Streben nach Intimität trotz aller Affektverweigerung eine hohe Eigenkomplexität aufweist. Darüber hinaus ist er als Autorenfigur mit jahrelang intensiv gepflegter Internetpräsenz im permanenten Austausch mit seinen Fans, denen seine Nahbarkeit ein ›einzigartiges‹ Lektüreerlebnis seiner Texte ermöglicht.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: The New Spirit of Capitalism, London: Verso 2007.

Boswell, Marshall: The Wallace Effect, New York: Bloomsbury Academic 2019.

Cusset, François: French Theory. How Foucault, Derrida, Deleuze, & Co. transformed the Intellectual Life of the United States, Minneapolis: University of Minnesota Press 2008.

Dames, Nicholas: »The Theory Generation«, in: n+1 14 (2012), S. 157-169.

Egan, Jennifer: A Visit from the Goon Squad, New York: Alfred A. Knopf 2010.

Eggers, Dave: A Heartbreaking Work of Staggering Genius, New York: Simon & Schuster 2000.

Eggers, Fabian: »›Quality Time‹ with David Foster Wallace. The Pale King's Emotional Economy«, in: Jesse Ramirez/Sixta Quassdorf (Hg.), Work. The Labors of Language, Culture, and History in North America, Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2021, S. 35-52.

Emre, Merve: Paraliterary. The making of bad readers in postwar America, Chicago/London: The University of Chicago Press 2017.

Felski, Rita: Uses of Literature, Oxford: Blackwell 2008.

Felski, Rita: The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015.

Ferris, Joshua: Then We Came to the End, New York: Back Bay Books 2007.

Fluck, Winfried: »The Limits of Critique and the Affordances of Form: Literary Studies after the Hermeneutics of Suspicion«, in: American Literary History 31 (2019), S. 229-248.

Haselstein, Ulla/Hijiya-Kirschnereit, Irmela/Gersdorf, Catrin/Giannoulis, Elena (Hg.): The cultural Career of Coolness. Discourses and Practices of Affect Control in European Antiquity, the United States, and Japan, Lanham: Lexington Books 2013.

Hochschild, Arlie R.: The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling, Berkeley: University of California Press 1983.

Hoffmann, Lukas: Postirony, Bielefeld: transcript 2016.

Holland, Mary: Succeeding Postmodernism. Language and Humanism in contemporary American Literature, New York: Bloomsbury 2013.

hooks, bell: »Postmodern Blackness«, in: Vincent B. Leitch/William E. Cain/Laurie A. Finke (Hg.), The Norton Anthology of Theory and Criticism, New York: W. W. Norton & Company 2010, S. 2509-2516.

Illouz, Eva: Saving the Modern Soul. Therapy, Emotions, and the Culture of Self-Help, Berkeley: University of California Press 2008.

July, Miranda: The First Bad Man, New York: Scribner 2015.

Kelly, Adam: »David Foster Wallace and the New Sincerity in American Fiction«, in: David Hering (Hg.), Consider David Foster Wallace. Critical essays, Los Angeles/Austin: Sideshow Media Group Press 2010, S. 131-146.

Kelly, Adam: »The New Sincerity«, in: Jason Gladstone/Andrew Hoberek/Daniel Worden (Hg.), Postmodern/Postwar and After. Rethinking American Literature, Iowa City: University of Iowa Press 2016, S. 197-208.

Konstantinou, Lee: Cool characters. Irony and American Fiction, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press 2016.

Kosofsky Sedgwick, Eve: Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity, Durham/London: Duke University Press 2003.

Latour, Bruno: »Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, in: Critical Inquiry 30 (2004), S. 225-248.

Lin, Tao: Taipeh, Köln: DuMont 2014.

Lipsky, David: Although of course you end up becoming Yourself. a Road Trip with David Foster Wallace, New York: Penguin 2010.

McCaffery, Larry: »An interview with David Foster Wallace«, in: Review of Contemporary Fiction 13 (1993), S. 127-150.

Moshfegh, Ottessa: My Year of Rest and Relaxation, New York: Penguin Press 2018.

Mühlhoff, Rainer/Slaby, Jan: »Immersion at Work. Affect and Power in post-Fordist Work Cultures«, in: Birgitt Röttger-Rössler/Jan Slaby (Hg.), Affect in relation. Families, places, technologies, London: Routledge, Taylor & Francis Group 2018, S. 155-174.

Radway, Janice A.: Reading the Romance. Women, Patriarchy, and Popular Literature, Chapel Hill/London: The University of North Carolina Press 1991.

Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin: Suhrkamp 2017.

Robbins, Bruce: »Critical Correctness«, in: Chronicle of Higher Education 65 (2019).

Ryan, Marie-Laure: Narrative as Virtual Reality. Immersion and Interactivity in Literature and Electronic Media, Baltimore: Johns Hopkins University Press 2001.

Ryan, Marie-Laure: the living handbook of narratology. Possible Worlds: https://www.lhn.uni-hamburg.de/node/54.html

Sontag, Susan: Against Interpretation, London: Vintage Books 2007 [1966].

Stearns, Peter N.: American Cool. Constructing a Twentieth Century Emotional Style, New York: New York University Press 1994.

Timmer, Nicoline: Do you feel it too? The Post-Postmodern Syndrome in American Fiction at the Turn of the Millennium, Amsterdam/New York: Rodopi 2010.

Tolksdorf, Nina: Performativität und Rhetorik der Redlichkeit. Nietzsche-Kleist-Kafka-Lasker-Schüler, Berlin/Boston: De Gruyter 2020.

Trilling, Lionel: Sincerity and Authenticity, Cambridge: Harvard University Press 2009.

van Alphen, Ernst/Bal, Mieke/Smith, C. E. (Hg.): The Rhetoric of Sincerity, Stanford: Stanford University Press 2009.

Wallace, David F. : »E Unibus Pluram. Fernsehen und Literatur in den USA«, in: Ulrich Blumenbach (Hg.), Der Spaß an der Sache. Alle Essays, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 231-300.

# Diskurse und Gegendiskurse
## Das Jahr 1966 und die Wege der Kritik

*Achim Geisenhanslüke*

## 1 Ende der Theorie?

Die Geschichte der Literaturwissenschaften war in den letzten fünfzig Jahren, zunächst durch den *linguistic turn*, dann durch die neuen Literaturtheorien, zu wesentlichen Teilen durch literaturtheoretische Programme und Debatten geprägt. In der jüngeren Geschichte lässt sich eine Zäsur feststellen, die häufig als ein Ende der Literaturtheorie, als ein Zeitalter »After Theory«[1] wahrgenommen wurde. Auch für Deutschland lassen sich Indizien anführen. Dazu zählt die von Wilfried Barner 1997 im *Jahrbuch der Schiller-Gesellschaft* initiierte Diskussion, ob die Theoriedominanz nicht zu einem Verlust des Gegenstands Literatur geführt habe ebenso wie der von Karl-Heinz Bohrer 1998 im *Merkur* verkündete Abschied von der Postmoderne und ihren Theorien. Ende der neunziger Jahre zeichnet sich ein Paradigmenwechsel ab. In der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaft treten an die Stelle von Theorieproblemen Fragen nach Schnittstellen von Kultur und Natur, die von einer posttheoretischen Metaphorik begleitet werden. Zugleich gibt es eine Rückwendung zum Materialismus des 19. Jahrhunderts, die sich in den neuen kognitiven Literaturtheorien ebenso zeigt wie in den Versuchen, eine postdarwinistische Ästhetik zu erarbeiten. Die oft gestellte Diagnose, sich in den Literaturwissenschaften in einer Phase nach der Theorie zu befinden, wird vor diesem Hintergrund zum einen als Befreiung von einem zunehmend als Zwang empfundenen methodischen Korsett, zum anderen als Verlust des wissenschaftlichen Anspruches wahrgenommen, für den die theoretische Reflexion lange Zeit einstand. Die alten wie die neuen Literaturtheorien scheinen

1 Eagleton, Terry: After Theory, London/New York: Penguin Books 2003.

das innovative Potenzial verloren zu haben, über das sie seit dem Strukturalismus der fünfziger Jahre bis heute zu verfügen schienen.

Ein Aspekt wird in den Diskussionen um die Leistungen und Grenzen der neuen Literaturtheorien, die sich seit den sechziger Jahren international durchgesetzt haben, jedoch meist vernachlässigt: ihr politischer Einsatz. Was in den Diagnosen vom Ende der Theorie häufig vergessen wird, ist die Tatsache, dass sowohl traditionelle hermeneutische Modelle als auch die neuen Literaturtheorien immer auch mit politischen Fragen und Zielen verbunden waren. Das zeigt sich schon in den sechziger Jahren bei hermeneutischen wie strukturalistischen Ansätzen gleichermaßen. Wenn Peter Szondi die Literaturwissenschaft als eine Kunstwissenschaft versteht, die »wirkliche Erkenntnis nur von der Versenkung in die Werke, in die ›Logik des Produziertseins‹ erhoffen«[2] kann, dann bezieht er sich nicht nur unmittelbar auf die Kritische Theorie zurück, sondern verpflichtet sich damit zugleich einer Form der Ideologiekritik, die sich ungeachtet aller theoretischer und methodischer Differenzen ebenso im Strukturalismus finden lässt. So bestimmt Roland Barthes die Semiologie als Grund der Ideologiekritik, um zugleich das Fehlen einer politischen Theorie der Sprache einzuklagen: »es fehlt eine politische Theorie der Sprache, eine Methodologie, durch die sich die Prozesse der Subjekt*aneignung* freilegen und das ›Eigentum‹ der Äußerungsmittel studieren ließe, etwas wie *Das Kapital* der Sprachwissenschaft«[3]. Der Theorie ging es, anders als in ihrer Außenwahrnehmung als in sich selbst befangene Ausblendung aller referentiellen Bezüge, nie allein um sich selbst, sondern immer auch um die politischen Fragen, die das Ende der sechziger Jahre bestimmten. Die Ausbildung der neuen Literaturtheorien ist keine autonome Entwicklung, innerhalb derer sich die scheinbare Souveränität einer »Theorietheorie«[4] herausbildet, sondern Teil eines sie übergreifenden historischen und politischen Dispositivs.

Die Frage, die sich vor diesem Hintergrund stellt, ist die, welchen Zeitpunkt die historische Analyse zu ihrem Gegenstand wählen soll. In punktueller Zuspitzung auf eine Jahreszahl sind unterschiedliche Vorschläge vorge-

---

2 Szondi, Peter: Schriften I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978, S. 286.

3 Barthes, Roland: Das Rauschen der Sprache, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006, S. 82.

4 Grizelj, Mario/Jahraus, Oliver (Hg.): Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2001.

bracht worden. »1965 Die Stunde der Theorie«[5] – so lautet das erste Kapitel von Philipp Felschs Untersuchung zum langen Sommer der Theorie. Angesichts der zeithistorischen Umstände bietet sich zugleich die Chiffre 1968 an. In seiner Untersuchung *1967. Pop, Grammatologie und Politik* setzt Robert Stockhammer dagegen ganz auf das Jahr 1967, um dem Schatten 68's zu entkommen: »Zu *68* gibt es nichts mehr zu sagen«[6], lautet der Eingangssatz der Untersuchung. Stockhammer begründet seine Entscheidung in der Folge ausführlich:

> Wird 1967 allzu schnell *68* zugeschlagen, so bedarf es *67*, um sich darunter einmal etwas anderes vorzustellen als unter 68. Denn erst im Zeichen von 67 lässt sich eine grundsätzliche Infragestellung von überkommenen Begriffen des Politischen rekonstruieren, das gemeinhin mit dem Gehalt von Aussagen identifiziert wird. Im Zeichen von *67* hingegen stand weit mehr als der Gehalt von Aussagen zur Debatte, mehr auch als deren Form, vielmehr die Vorrichtungen selbst, in denen etwas ausgesagt werden kann. *67* bestand nicht einfach darin, etwas Neues zu sagen, sondern Sprachen zu entwickeln, in denen überhaupt etwas Neues gesagt werden könnte – oder jedenfalls zu untersuchen, warum in den vorhandenen Sprachen nicht ›einfach‹ etwas Neues gesagt werden konnte.[7]

Stockhammer begreift 1967 als das Jahr der Eröffnung eines diskursiven Raums, der 68 erst möglich gemacht hat. Mit dem Hinweis auf die Suche nach einer neuen Sprache, in der etwas Neues gesagt werden kann, kann er sich auf Foucaults Diskurstheorie wie Derridas Grammatologie gleichermaßen berufen. Auf die 1967 erschienene *Grammatologie* bezieht sich Stockhammer daher auch ausdrücklich. Foucaults 1966 erschienene Untersuchung zu *Les mots et les choses* strukturiert dagegen den Hauptteil seiner Untersuchung, der dem französischen Titel entsprechend mit »Wörter und Dinge« betitelt ist. Es geht in diesem Zusammenhang nicht um die Frage, was sich eher lohnt, ein Ansatz, der sich auf die Diskurstheorie Foucaults oder die Grammatologie Derridas beruft. Wie Stockhammer deutlich macht, ist die Bemühung um eine neue Sprache trotz späterer Differenzen vielmehr

---

5 Vgl. Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H. Beck 2015.

6 Stockhammer, Robert: 1967. Pop, Grammatologie und Politik, Paderborn: Fink 2017, S. 7.

7 Ebd., S. 9.

beiden Unterfangen gleichermaßen inhärent. Die theoretisch wie politisch motivierte Suche nach einer neuen Struktur der Sprache, die Archäologie und Grammatologie verbindet, erfolgt in einem Zeitraum, der sich im Rückblick für die Theoriebildung als sehr erfolgreich erwiesen hat und in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre anzusiedeln ist. Neben Stockhammers ausführlicher Untersuchung zum Jahr 1967 lässt sich das im Blick auf die Theorie skizzenhaft auch am Jahr 1966 nachzeichnen.

## 2 Annus mirabilis 1966?

In seiner Geschichte des Strukturalismus hat François Dosse das Jahr 1966 als »sacrée année structuraliste«[8] bezeichnet. Er beruft sich auf wichtige Publikationen u.a. von Roland Barthes (*Critique et Vérité*), Émile Benveniste (*Problèmes de linguistique générale*), Pierre Bourdieu (*L'amour de l'art*), Georges Dumézil (*La Religion romaine archaïque*), Gérard Genette (*Figures I*), A. J. Greimas (*Sémantique Structurale*), Jacques Lacan (*Écrits*), Pierre Macherey (*Pour une théorie de la production littéraire*), und, als erfolgreichste Neuerscheinung des Jahres, auf Michel Foucaults *Les mots et les choses*. Darüber hinaus haben sich im Jahr 1966 eine Vielzahl von Zeitschriften mit dem damals herrschenden strukturalistischen Paradigma auseinandergesetzt, so u.a. *Langages*, *Cahiers pour l'analyse*, *Communications* und, nicht zuletzt, *Les temps modernes* mit einer Sondernummer. In Frankreich wurde die Bedeutung des Strukturalismus 1966 auf einem Kolloquium in Cérisy-La-Salle mit dem Titel *Les chemins actuels de la critique* diskutiert, in den Vereinigten Staaten trat die French Theory, vertreten u.a. durch Roland Barthes, Jacques Lacan und Jacques Derrida, das erste Mal an der Johns Hopkins University in Baltimore auf. Die Akten des Kolloquiums wurden von Richard Marksey und Eugenio Donato unter dem Titel *The Structuralist Controversy* veröffentlicht und bilden so etwas wie die Gründungsurkunde für den späteren Erfolg der Dekonstruktion in Amerika.

---

8 Dosse, François : Histoire du structuralisme. Tome I : Le champ du signe 1945–1966, Paris : Éditions la Découverte 1991, S. 369. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Compagnon, Antoine (Hg.): 1966, annus mirabilis. Themenheft LHT 11 (2013); Savage, Jon: 1966. The year the decade exploded, London: Faber & Faber 2015; Schäfer, Frank: 1966. Das Jahr, in dem die Welt ihr Bewusstsein erweiterte, Salzburg: Residenz Verlag 2016.

Das Jahr 1966 scheint also in der Geschichte des Strukturalismus eine besondere Stellung einzunehmen: Es markiert einen Höhepunkt, der sich auf so unterschiedliche Disziplinen wie die Linguistik, die Literaturwissenschaft, die Psychoanalyse, die Philosophie, die Geschichtswissenschaft und die Ethnologie gleichermaßen erstreckt. Zugleich bereitet er jedoch das Ende des Strukturalismus im engeren Sinne und dessen Aufhebung im sogenannten Poststrukturalismus vor: Das Jahr 1967 wird ganz im Zeichen Derridas stehen, der mit *La voix et le phénomène*, *L'écriture et la différence* und *De la grammatologie* gleich drei seiner wichtigsten Publikationen vorlegt. 1968 folgt Gilles Deleuze mit *Différence et répétition*, und so wäre die Liste fast beliebig fortzusetzen. Die eindeutige Datierung Dosses auf das Jahr 1966 erscheint so zumindest nicht unproblematisch, und das nicht nur im Blick auf das von Stockhammer in den Mittelpunkt gestellte 1967, sondern ebenso auf das Jahr 1965, in dem mit Louis Althussers *Lire le capital* ein Werk erscheinen ist, das für Derrida, Foucault und viele andere, die durch die Schule der ENS gegangen sind, von zentraler Bedeutung gewesen ist.[9] Vor diesem Hintergrund wäre es sicherlich plausibler, von einer nach hinten wie nach vorne gleichermaßen offenen Schwellenzeit um die Mitte der sechziger Jahre herum zu sprechen, in der so etwas wie ein *kairos* der strukturalistischen und poststrukturalistischen Bewegung beschlossen lag, in dem sich beide überlagerten, bevor sie sich ausdifferenzierten.

Noch einen zweiten Punkt hebt Dosse in diesem Zusammenhang jedoch hervor: die Tatsache, dass der Literatur und allgemeiner dem künstlerischen Schreiben in den ansonsten z.T. sehr unterschiedlich akzentuierten Positionen eine besonders hervorgehobene Stellung zukommt: »Cette année 1966 est décidément une année privilégiée de réflexion sur la littérature.«[10] Immer wieder erprobt die strukturalistische Bewegung an der Literatur die Reichweite ihres eigenen Ansatzes. Sie gelangt damit aber auch an die Grenzen ihrer Verfahren, da der formale Charakter des linguistischen Strukturalismus die historische Komplexität literarischer Werke nicht immer angemessen abzubilden vermag und sich so ein produktives Potenzial der Widerständigkeit des Literarischen herausbildet. Das lässt sich vielleicht besonders deutlich an Foucaults *Les mots et les choses* zeigen, in dem die heterogenen Ansätze von

9 Zur Bedeutung Althussers vgl. Derrida, Jacques : Politique et amitié. Entretiens avec Michael Sprinker sur Marx et Althusser, Paris : Galilée 2011.

10 François Dosse, Histoire du structuralisme I, S. 400.

Philosophie, Epistemologie und Geschichtswissenschaft eine prekäre Synthese finden, deren Fragilität, aber auch über alle Disziplinen hinausreichende Fruchtbarkeit gerade in der Auseinandersetzung mit der Literatur deutlich wird. Ähnliches gilt für vergleichbare Ansätze, die der Literatur eine besondere Stellung einräumen wie Pierre Machereys unmittelbar an Althusser anschließende Untersuchung *Pour une théorie de la production littéraire*. Im Folgenden soll es daher weniger um die allgemeine Bedeutung von 1966 als Schlüsseljahr des Strukturalismus gehen denn vielmehr um die nach der Bedeutung des Jahres 1966 für die literaturwissenschaftliche Diskussion. Drei unterschiedliche Projekte dienen als Ausgangspunkt der kurzen Skizze: zum einen das Kolloquium in Cérisy-La-Salle *Les chemins actuels de la critique*, zweitens Machereys *Pour une théorie de la production littéraire*, und schließlich Foucaults *Les mots et les choses*, in dem eine Spannung zwischen Politik und Poetik zum Ausdruck kommt, die, in veränderter Weise, bis heute fortbesteht.

## 3 Wege der Kritik

Vom 2. bis zum 12. September 1966 versammelten sich auf Einladung von Georges Poulet namhafte Literaturwissenschaftler im Centre Culturel International de Cerisy-la-Salle, um über *Les chemins actuels de la critique* zu diskutieren. Zu den Teilnehmern zählten u.a. Serge Doubrovsky, Gérard Genette, René Girard, Paul de Man, Jean-Pierre Richard und Jean Rousset, um nur einige zu nennen. In seinem einleitenden Beitrag umreißt Poulet das Thema der Veranstaltung, so wie er es sieht. Er erkennt in der Nouvelle Critique »une critique de participation, mieux encore, d'identification«[11], die die Literaturwissenschaft vor neue Herausforderungen stellt. In der Auseinandersetzung mit Thibaudet, Du Bos und Rivière von der Nouvelle Revue Française, Fernandez und schließlich mit Proust skizziert er sein Bild der Kritik als einer erinnernden Relektüre des Werkes : »Comme il y un temps retrouvée, il y a donc une lecture refaite, une expérience revêcue, une compréhension rectifiée ; et l'acte critique par excellence est celui par lequel, à travers la totalité d'une œuvre relue, on découvre rétrospectivement les fréquences significatives et les obsessions révélatrices.«[12] Zwar versichert Poulet in der Diskus-

11 Poulet, Georges : Une critique d'identification, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968, S. 9.

12 Ebd., S. 21.

sion seines Beitrags : »je prends de plus en plus conscience de l'importance d'une pensée critique formaliste.«[13] Im Rückblick erstaunt jedoch, wie ungeschützt der Proust-Forscher Poulet – und ähnliches gilt für andere Beiträge wie den von G. W. Ireland zu Gide und Valéry – auf Begriffe wie Autorschaft, Werk und Lektüre zurückgreift, die von Seiten der strukturalistischen Kritik längst grundlegend in Frage gestellt worden waren. Poulet geht es nicht um Abgrenzungen zwischen der alten und der neuen Kritik, wie sie bereits zu Beginn der sechziger Jahre etwa am Streit zwischen Picard und Barthes um Racine deutlich geworden sind. Ihm liegt vielmehr daran, eine Kontinuität zwischen der alten und der neuen Kritik herzustellen, indem er etwa in Ramon Fernandez einen Vorläufer der formalistischen Kritik ausmacht, so wie Ireland Gide und Valéry als Vorläufer der neuen Kritik begreift. Der Weg zu neuen Formen der Kritik, auf den sich die Tagung ihrem Titel entsprechend zu machen schien, mutet heute ausgesprochen zahm an.

Das zeigt sich besonders deutlich an dem Beitrag von Paul de Man, der sich mit Ludwig Binswanger auseinandersetzt, ein Aufsatz, den er später in sein erstes Buch *Blindness & Insight* aufgenommen hat. De Man bezieht sich im Zusammenhang seiner Argumentation wiederholt auf Foucault zurück, um dessen Kritik des anthropologischen Denkens in *Les mots et les choses* einer zweiten Kritik zu unterziehen : »Mais il existe une autre erreur, plus néfaste, qui semble être celle de Foucault et de certains structuralistes : c'est celle qui consiste à croire que l'échec de l'anthropologie philosophique conduit aussitôt à l'abandon de la question du sujet, et entraîne par conséquent l'impossibilité d'établir une phénoménologie de la conscience comme acte constitutif«[14]. Wie so viele Leser Foucaults versteht de Man diesen gegen sein Selbstverständnis als einen Strukturalisten, und wie er insbesondere in der Diskussion deutlich macht, liegt sein eigenes Interesse dagegen in einem Festhalten an einem phänomenologischen Ansatz, der ihn eher in Richtung der Existentialphilosophie Heideggers und Binswangers führt: »Donc, quoique la démarche de Foucault soit extrêmement brillante et stimulante je ne voie pas la raison pour laquelle elle m'écarterait d'une démarche phénoménologique.«[15] De Man übersieht in diesem Zusammenhang nicht allein Foucaults Kritik des strukturalistischen Denkens, sondern darüber hinaus dessen

13 Ebd., S. 25.

14 De Man, Paul : Ludwig Binswanger et le problème du moi poétique, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968, S. 66.

15 Ebd., S. 83.

eigene intensive Auseinandersetzung mit Binswanger – seine erste Publikation war die Einleitung zur französischen Übersetzung von *Traum und Existenz* von Binswanger – wie mit der Phänomenologie. Die Kritik Foucaults fällt augenscheinlich hinter diesen selbst zurück. De Man hält in ähnlicher Weise wie Poulet an einem Begriff der Kritik fest, der exklusiv an Literaten – de Man nennt vor allem Valéry, Mallarmé und Blanchot – gebunden ist. Poulet und de Man scheinen sich mit der nicht unbedingt originellen Einsicht zu begnügen, dass die wahre Kritik von großen Autoren wie Proust und Mallarmé geleistet wird.

Auf Valéry und Blanchot bezieht sich auch Gérard Genette in seinem Beitrag, aber nur, um in diesen Vorläufern einer reinen Kritik zugleich Antezedenten eines Denkens der Abwesenheit zu erkennen, mit dem er die Psychoanalyse Lacans, aber auch Derridas Grammatologie verbindet. Genette ist unter den Teilnehmern der Tagung der einzige, der sich dezidiert auf die Vorgaben der strukturalen Linguistik einlässt, ohne aber die Grenzen zwischen Linguistik und Poetik verwischen zu wollen:

> Quant aux rapports entre critique et linguistique, je crois qu'ils sont de deux ordres très distincts, qu'il serait dangereux de confondre : d'une part, il y a un être linguistique de la littérature, des faits de langage qu'on peut étudier en recourant directement à des procédures linguistiques ; et d'autre part, l'étude de la littérature, des œuvres, des genres etc. en dehors de toute considération directement linguistique, peut faire appel à des modèles structuraux empruntés à la linguistique moderne. Le premier rapport est, comme vous le dites, d'ordre métonymique, puisqu'il suppose un point de contact réel ; le second est plutôt métaphorique, en tant qu'il implique une analogie et une transposition. Si vous voulez, la critique est fondée à s'adresser deux fois, et différemment à la linguistique, d'une part en tant que la littérature est *du langage*, et d'autre part en tant que la littérature est *un langage*.[16]

Aus der Jakobson entlehnten Unterscheidung zwischen Metapher und Metonymie leitet Genette zwei Wege der Kritik ab, von denen der erste linguistisch im engeren Sinne, der zweite linguistisch-poetologisch zu nennen wäre. Genette bleibt damit der einzige, der sich explizit auf ein strukturalistisches Vokabular bezieht, um einen Begriff der Kritik zu etablieren, der nicht mehr

16 Genette, Gérard : Raisons de la critique pure, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968, S. 206f.

der der Poeten und ihrer Ausleger selbst wäre, sondern der eine neue theoretische Verantwortung des Kritikers und dessen Sprache artikuliert. So kann es auch nicht verwundern, dass er mit den letzten Worten der Diskussion dem romantischen Begriff der Schöpfung eine klare Absage erteilt, nicht ohne zuzugestehen, dass romantische Missverständnisse wie Autor, Werk und Schöpfung ihren eigenen Charme haben.

Vor diesem Hintergrund fällt auch das kritische Schlusswort von Poulet ambivalent aus. Er bedauert nicht nur, dass viele wie etwa Charles Mauron, Marthe Robert und Jacques Lacan, ebenso aber Claude Lévi-Strauss und Michel Foucault sowie Jean Starobinski, nicht persönlich hätten kommen können. Darüber hinaus stellt er fest, »que la critique allemande a été mal représentée.«[17] Er nennt ausdrücklich die Romanisten Curtius, Spitzer, Vossler, Auerbach und Friedrich, deren Ansätze in den Diskussionen der Tagung keine Erwähnung gefunden hätten, ebenso wenig wie die von Dilthey, Gundolf, Benjamin, Staiger und Adorno. Schon hier zeichnet sich ab, was die folgenden Jahre bestimmen sollte: dass die französische und die deutsche Kritik unterschiedliche Wege gehen, ohne dass es wirklich zu einer produktiven Begegnung beider Traditionen kommt. Von einer neuen Sprache der Kritik ist nur wenig zu spüren. Wo die neuen Wege der Kritik hinführen, bleibt letztlich unklar.

## 4 Symptomale Lektüren. Pierre Machereys *Pour une théorie de la production littéraire*

In seiner Untersuchung *Pour une théorie de la production littéraire* geht Pierre Macherey andere Wege. Sie sind vorgezeichnet durch die marxistische Theorie Louis Althussers – nicht umsonst war Macherey einer der Mitarbeiter an der kollektiven Arbeit von *Lire le capital*, der sich dort insbesondere mit dem Darstellungsprozess im *Kapital* auseinandergesetzt hatte. Die Frage, die Macherey sich in *Pour une théorie de la production littéraire* stellt, ist denkbar einfach: »Qu'est-ce que la critique littéraire?«[18] Er stellt in diesem Zusammenhang zunächst den Unterschied der Kritik als Wissenschaft, als *science*, oder als Kunst,

17 Poulet, Georges : Conclusion, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968, S. 403.

18 Macherey, Pierre: Pour une théorie de la production littéraire, Paris: ENS Éditions 2014, S. 15.

als *art* oder *goût* heraus, um anschließend auf einer grundlegenden Differenz zwischen dem Werk und der Kritik zu insistieren. Da alles Wissen auf Arbeit beruhe, gehe es auch der Kritik als einer Form der Arbeit nur um eines: »produire du nouveau«[19]. Dementsprechend unterscheide sich der Gegenstand der Kritik auch von dem Werk, mit dem er sich auseinandersetze: »l'œuvre telle qu'elle est écrite par son auteur n'est pas exactement l'œuvre telle qu'elle est expliquée par la critique. Disons provisoirement que, par l'utilisation du langage neuf, le critique fait éclater en l'œuvre une *différence*, fait apparaître qu'elle est *autre qu'elle n'est*.«[20] Macherey vollzieht damit einen Schritt, der bereits in Althussers Begriff der symptomalen Lektüre aus *Lire le capital* angelegt ist: Er legt das Augenmerk auf die Differenz – den eigentlichen Schlüsselbegriff der Zeit – zwischen dem, was Althusser in seiner Einleitung in *Lire le capital* die Ebene des Sichtbaren und die des Unsichtbaren genannt hat. Wie Althusser, so geht es auch Macherey darum, zunächst diese Ebene des Nichtsichtbaren als eine Ordnung eigenen Rechts zur Geltung zu bringen: »Pour voir cet invisible, pour voir ses ›bévues‹, pour identifier ces lacunes dans le plein du discours, ces blancs dans le serré du texte, il faut tout autre chose qu'un regard aigu ou attentif, il faut un regard *instruit*, un regard renouvelé, lui-même produit«[21], hatte Althusser in *Lire le capital* einleitend formuliert. In ähnlicher Weise beharrt Macherey darauf, dass der Blick des Kritikers etwas produziert, was vorher noch nicht dagewesen ist und das damit zum Gegenstand des Wissens werden kann, obwohl man das Werk selbst nicht in Begriffen des Wissens fassen könne. Macherey schließt daher, dass der Kritik ein eigener Erkenntnisanspruch zugesprochen werden muss: »il faudra donner à la critique un statut propre, en particulier renoncer à la maintenir dans les limites de la littérature.«[22] Macherey emanzipiert sich damit von der Vorstellung, die noch in vielen Beiträgen aus *Les chemins actuels de la critique* zum Ausdruck gekommen war: dass das Werk selbst und mit ihm sein Schöpfer für die Kritik verantwortlich seien. Für Macherey geht es im Anschluss an Althusser vielmehr darum, die Struktur als dasjenige herauszuarbeiten, was das Werk erst ermöglicht hat: »Le problème ainsi posé est celui de la structure: si on entend par structure ce qui permet de penser le type de nécessité dont relève

19 Ebd., S. 17.

20 Ebd., S. 18.

21 Althusser, Louis/Balibar, Étienne: Lire le capital I. Paris: Librairie François Maspero 1970, S. 28.

22 Macherey, Pierre : Pour une théorie de la production littéraire, S. 21.

l'œuvre, ce qui fait qu'elle est telle non par hasard mais pour des raisons déterminées.«[23] Und er nähert sich zugleich einer Foucaultschen Begrifflichkeit an, wenn er die Ordnung des Werkes auf die Ebene des Diskurses zurückbezieht: »l'acte de l'écrivain se réalise tout entier au niveau d'un énoncé ; il constitue un discours et est lui-même constitué par ce seul discours«[24]. Nicht der schöpferische Akt des Schriftstellers scheint am Ursprung des Werkes zu stehen, sondern dessen Verpflichtung gegenüber einer ihm vorgängigen Ebene des Diskurses, die Macherey in ganz ähnlicher Weise wie Foucault zu einer Kritik der hermeneutischen Praxis der Interpretation und des Kommentars führt: »connaître, ce n'est pas interpréter mais expliquer«[25], führt er aus, um den hinzuzufügen: »Interpréter, c'est répéter, mais d'une très curieuse répétition *qui dit plus en disant moins* : répétition purifiante, au terme de laquelle un sens, jusque-là caché, apparaît dans sa seule vérité.«[26] In einer fast identischen Begrifflichkeit hatte Foucault in *Les mots et les choses* den Kommentar kritisiert, um die Differenz zwischen dem manifesten Text und seinem latenten Sinn zu kassieren. Macherey geht, wiederum inspiriert durch Althusser, ganz ähnlich vor, wenn er das Werk als Manifestation eines Nicht-Gesagten fasst, das sich nicht ver-, sondern enthüllt: »Ce que l'œuvre ne dit pas, elle le *manifeste*, elle le découvre, de toute sa lettre: elle n'est faite de rien d'autre. Ce silence lui donne aussi son existence.«[27] Was die symptomale Lektüre Machereys zutage fördert, ist dementsprechend ein Schweigen, »*une certaine absence*«[28], die das Werk dezentriere und eine nicht auflösbare Widersprüchlichkeit hervorbringe: »C'est pourquoi dans le tissu de l'œuvre on rencontre toujours des trous, des contradictions, sans lesquelles il n'existerait pas.«[29] Für Macherey, der im Unterschied zu Genette nicht glaubt, man könne die Begriffe der Linguistik einfach auf die Literaturkritik übertragen, verbindet sich so der Begriff der Struktur mit dem der Differenz: »En réalité, la structure est le lieu même de la différence : par principe, elle est donc *absente* du rapport qu'elle sert à expliquer.«[30] Differenz und Abwesenheit werden zu den Schlüsselbegriffen der

---

23 Ebd., S. 46.
24 Ebd., S. 64.
25 Ebd., S. 69.
26 Ebd., S. 77.
27 Ebd. S. 84.
28 Ebd., S. 85.
29 Ebd., S. 98.
30 Ebd., S. 147.

symptomalen Lektüre, deren Reichweite Macherey auf die Literatur zu erweitern sucht. Wie Althusser, so geht Macherey davon aus, dass das Werk durch seine bestimmten Abwesenheiten charakterisiert ist, durch das, was es nicht sagt. Die Aufgabe der Kritik bestehe daher darin, die determinierten Abwesenheiten des Werkes – »*l'absence d'œuvre*«[31], wie Foucault in der *Histoire de la folie* gesagt hatte – herauszuarbeiten. Dass diese Abwesenheiten im Sinne der marxistischen Theorie Althussers dem ehernen Gesetz der Notwendigkeit angehören, ist die Überzeugung, von der Macherey nicht abrücken mag: »à quel type de nécessité renvoie une œuvre; de quoi est-elle faite, qui lui donne sa réalité?«[32], lautet seine Frage. Die dezidierte Aufgabe einer spezifisch marxistischen Begrifflichkeit, wie sie noch Macherey im Anschluss an Althusser leitet, vollzieht erst Foucault.

## 5 Gegendiskurse. Michel Foucaults *Les mots et les choses*

Im Vorwort zu *Les mots et les choses* erweist sich auch Foucault zunächst als ein gelehriger Schüler Althussers: Die Ordnung, um die es ihm geht, ist in ähnlicher Weise wie in Althussers Begriff der symptomalen Lektüre das Unsichtbare eine stumme Macht, die unsichtbar bleibt, bis der archäologische Blick ihre zentrale Bedeutung zutage fördert. Eine wesentliche Prämisse Althussers und Machereys aber hat sich geändert: Für Foucault ist nicht mehr Marx der Garant für den aktuellen Begriff der Kritik. Wenn Foucault in *Les mots et les choses* feststellt: »Le marxisme est dans la pensée de XIXe siècle comme poisson dans l'eau: c'est-à-dire que partout ailleurs il cesse de respirer«[33], dann macht er zugleich deutlich, dass der Marxismus als Inspirationsquelle für die zeitgenössische Kritik nicht mehr in Frage kommt, sondern nur noch als ein historischer Gegenstand unter anderen.

Wenn es nicht mehr der Marxismus ist, der die Kritik inspiriert, dann stellt sich die Frage, wer an seine Stelle tritt. Das ist im Falle Foucaults nicht so leicht zu beantworten: Nietzsche und Heidegger, ein von Canguilhem beeinflusster epistemologischer Blick und nicht zuletzt die mit dem Namen

---

31 Foucault, Michel: Préface, in: Dits et Écrits I. 1954–1988, Paris: Gallimard 1994, S. 162.

32 Macherey, Pierre: Pour une théorie de la production littéraire, S. 149.

33 Foucault, Michel : Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines, Paris : Gallimard 1966, S. 274.

Mallarmés verbundene Literatur, die in der Form eines historischen »›contre-discours‹«[34] in *Les mots et les choses* eingeht. Foucault bezieht sich in diesem Zusammenhang auf eben die Autoren, deren Namen schon Poulet, de Man u.a. in *Les chemins actuels de la critique* in die Diskussion geworfen haben, vor allem auf Mallarmé und Blanchot, um in ihrem Werk den Vorstoß zum Sein der Sprache zu feiern, um die es auch der Diskurstheorie geht. Aber er verbindet mit ihnen etwas anderes als die Literaturkritik: nicht das Zusammengehen von Werk und Kritik, sondern das Verschwinden des Subjekts in einer Form der Sprache, die Literatur und Theorie teilen. Zahlreiche Untersuchungen haben darauf hingewiesen, dass die Literatur in diesem Sinne in gewisser Weise als Fluchtpunkt der eigenen Theoriebildung in *Les mots et les choses* dient.[35] Es geht an dieser Stelle jedoch nicht darum, noch einmal darauf hinzuweisen, welch zentrale Funktion der Literatur in der Ausbildung der Foucaultschen Diskurstheorie zugekommen ist. Vielmehr erscheint von Bedeutung, dass die Loslösung vom Marxismus, die Foucault im Unterschied zu Althusser und Macherey formuliert, eine theoretische und politische Leerstelle hinterlassen hat, die zunächst die Literatur besetzt hält, bis die ausdrückliche Begründung der Diskurstheorie in der *Archäologie des Wissens* dann den Platz beanspruchen kann, den bis dahin die Literatur innehatte. In jedem Fall stellt sich mit der Kritik, für die Foucaults Diskursbegriff einsteht, eine Frage neu, die nämlich, wie das Verhältnis von Poetik und Kritik jenseits des Marxismus zu denken ist und welche Bedeutung gerade dem literarischen Diskurs in diesem Zusammenhang zuzusprechen ist.

Denn nimmt man die Vorgaben der Foucault'schen Diskurstheorie ernst, dann ist die kritische Auseinandersetzung mit der Literatur im Jahr 1966, auf die das Kolloquium von Cérisy-La-Salle wie Macherey und Foucault gleichermaßen zurückgreifen, keine freie Wahl selbstbewusster Kritikersubjekte, sondern selbst Bestandteil einer historischen Episteme, die sich in den letzten 50 Jahren theoretisch wie politisch verändert hat und die nicht einfach mehr mit heutigen Wissensformationen übereinstimmt. Mit Foucault wäre dementsprechend die Frage zu stellen, inwiefern historische Transformationen des Theoriediskurses gerade im Blick auf die Literatur zugleich als politische

34 Ebd., S. 59.

35 Vgl. Geisenhanslüke, Achim: Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997; Klawitter, Arne: Die ›fiebernde Bibliothek‹. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur, Heidelberg: Synchron Verlag 2003.

Veränderungen der Dispositive der Macht zu verstehen sind, die dem annus mirabilis 1966 nun im Blick auf die eigene Zeit das Ende der Theorie entgegenstellen. Was offen bleibt, ist der Zusammenhang zwischen dem literarischen, theoretischen und politischen Diskurs, der schon Foucault im Blick auf eine neue Sprache der Kritik leitet und der in jüngster Zeit von Jacques Rancière aufgenommen werden konnte. Wovon sich Rancière wie bereits Foucault distanziert, ist die Idee, dass dem Literarischen schon an sich eine politische Bedeutung zukomme, die Idee, »qu'il y a un lien essentiel entre la politique comme forme spécifique de la pratique collective et la littérature comme pratique définie de l'art d'écrire.«[36] Im Blick auf die Funktion der Literatur vollziehen Foucault wie Rancière eine Kritik an allen Formen der Essentialisierung, wie sie nicht nur an traditionellen literaturtheoretischen Konzepten der Interpretation und des Kommentars zu beobachten sind, sondern auch an dem Zusammengehen von Strukturalismus und Marxismus, der noch Althusser geleitet hatte. Die Leerstelle, die die Verwerfung des marxistischen Denkens hinterlassen hatte, wie sie Foucault epochemachend in *Les mots et les choses* formuliert hatte, war der Ermöglichungsgrund eines neuen kritischen Denkens, das sich, nicht zuletzt in enger Auseinandersetzung mit der Literatur, in der Mitte der sechziger Jahre theoretisch wie politisch als Differenz zu festen Strukturen zu positionieren versuchte. Die Weigerung, diese Leerstelle in positiven Formeln aufzulösen, die Foucaults Postulat von der Abwesenheit des Werkes wie Derridas Leitbegriff der *différance* gleichermaßen zukommt, hat zu jenem Leuchten geführt, das Dosse dem Jahr 1966 zuspricht, zugleich aber zu einer Verletzlichkeit, in der sich schon der Herbst der Theorie andeutet, den Gerhard Poppenberg in seiner gleichnamigen Abhandlung sentimentalisch beschwört. Dort hält er fest:

> Möglicherweise bleibt als bedeutendster Ertrag des *langen Sommers der Theorie* (Felsch) eine anspruchsvolle Theorie der Literatur. Sie bildet einen intellektuellen Habitus aus, der elementare Mehrdeutigkeit, polyphone Strukturen und skeptisch grundiertes Nichtwissen in die begriffliche Eindeutigkeit, eindimensionale Verfassung und gläserne Transparenz der verwalteten Welt einführt und ein Muster für eine anspruchsvolle Form der Freiheit entwickelt.[37]

36 Rancière, Jacques : Politique de la littérature, Paris : Galilée 2007, S. 11.

37 Poppenberg, Gerhard: Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland, Berlin: Matthes & Seitz 2018, S. 14.

Poppenberg macht damit noch einmal auf den Zusammenhang zwischen Theorie und Politik aufmerksam, der die Bemühungen der Kritik um 1966 leitete, als Suche nach einer Form der Freiheit, die sich nicht länger aus herkömmlichen theoretischen und politischen Diskursen ableiten ließ. Herbst der Theorie heißt vor diesem Hintergrund, dass das goldene Zeitalter der Literaturtheorie unwiederbringlich verloren zu sein scheint. Das gilt nicht nur für die Theorie allein, sondern auch für den unauflöslich mit ihr verknüpften Anspruch der Ermöglichung eines neuen politischen Denkens jenseits fester Strukturen. In diesem Sinne kann es aber kein Ende der Theorie geben, wie Eagleton es im Blick auf das Zeitalter nach dem Strukturalismus und Poststrukturalismus zu diagnostizieren meinte. Der Erzählung von der Geburt der neuen Literaturtheorien in den sechziger und ihrem Tod in den neunziger Jahren kommt die ihr eigene Evidenz nur zu, wenn der Zusammenhang zwischen dem theoretischen und dem politischen Diskurs außer acht gelassen wird, der das französische Denken der Sechziger seit Althusser, Lacan und ihrer Anhänger wie Dissidenten bestimmte. In Frage steht nicht das Ende der Theorie, sondern ihr Weiterleben in den theoretischen und politischen Diskursen, die die Gegenwart bestimmen. »Les années 1960 furent le théâtre d'un des épisodes les plus brillants de l'histoire intellectuelle de France«[38], hält Patrice Maniglier in der Einleitung zu dem von ihm herausgegeben Sammelband *Le moment philosophique des années 1960* fest, und er verbindet diese Feststellung mit einer einfachen Frage: »il y a une actualité, et même une certaine urgence, à se poser la question simple : que s'est-il donc passé, pour la pensée, en France, pendant les années 1960?«[39] Was passiert ist, lässt sich – neben dem Aufkommen des Nietzscheanismus, der Kritik der Anthropologie bei Lévi-Strauss und Foucault sowie der Wiederentdeckung Spinozas als Grundlage eines neuen Anti-Cartesianismus, die Maniglier aus einer philosophischen Perspektive hervorhebt – nicht leicht in einem Wort zusammenfassen. Was aber zu klären bleibt, ist das Verhältnis zwischen dem Theoretischen und dem Politischen nicht nur bei Althusser, Foucault und Derrida, sondern auch in den neu formierten Kulturwissenschaften, den Poetologien des Wissens und dem Postkolonialismus und damit die Frage nach den Möglichkeiten der Kritik jenseits der ihr neuerdings zugeschriebenen

---

38 Maniglier, Patrice : Introduction, in : Patrice Maniglier (Hg.) : Le moment philosophique des années 1960 en France, Paris : Presses Universitaires de France 2011, S. 5.

39 Ebd., S. 7.

Grenzen.[40] Was bei allen Unwägbarkeiten klar bleibt, ist die Tatsache, dass das Jahr 1966 einen wesentlichen Beitrag zu einer Form der Kritik geleistet hat, die sich gerade am literarischen Diskurs zu bewähren hat.

## Literatur

Althusser, Louis/Balibar, Étienne : Lire le capital I. Paris : Librairie François Maspero 1970.

Barthes, Roland: Das Rauschen der Sprache, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006.

Compagnon, Antoine (Hg.) : 1966, annus mirabilis. Themenheft LHT 11 (2013).

De Man, Paul : Ludwig Binswanger et le problème du moi poétique, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968.

Derrida, Jacques : Politique et amitié. Entretiens avec Michael Sprinker sur Marx et Althusser, Paris : Galilée 2011.

Dosse, François : Histoire du structuralisme. Tome I : Le champ du signe 1945–1966, Paris : Éditions la Découverte 1991.

Eagleton, Terry: After Theory, London/New York: Penguin Books 2003.

Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H. Beck 2015.

Felski, Rita: The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015.

Foucault, Michel : Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines, Paris : Gallimard 1966.

Foucault, Michel : Préface, in : Dits et Écrits I. 1954–1988, Paris : Gallimard 1994.

Geisenhanslüke, Achim: Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997.

Genette, Gérard : Raisons de la critique pure, in : Les chemins actuels de la critique. Paris: Union générale d'Éditions 1968.

Grizelj, Mario/Jahraus, Oliver (Hg.): Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München: Fink 2001.

40 Zu den Grenzen der Kritik vgl., in einer ausdrücklichen Abwendung von Althussers Begriff der symptomalen Lektüre, Rita Felski, The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015.

Klawitter, Arne: Die ›fiebernde Bibliothek‹. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur, Heidelberg: Synchron Verlag 2003.
Macherey, Pierre : Pour une théorie de la production littéraire, Paris : ENS Éditions 2014.
Maniglier, Patrice : Introduction, in : Patrice Maniglier (Hg.) : Le moment philosophique des années 1960 en France, Paris : Presses Universitaires de France 2011.
Poppenberg, Gerhard: Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland, Berlin: Matthes & Seitz 2018.
Poulet, Georges : Une critique d'identification, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968.
Poulet, Georges : Conclusion, in : Les chemins actuels de la critique, Paris : Union générale d'Éditions 1968.
Rancière, Jacques : Politique de la littérature, Paris : Galilée 2007.
Savage, Jon: 1966. The year the decade exploded, London: Faber & Faber 2015.
Schäfer, Frank: 1966. Das Jahr, in dem die Welt ihr Bewusstsein erweiterte, Salzburg: Residenz Verlag 2016.
Stockhammer, Robert: 1967. Pop, Grammatologie und Politik, Paderborn: Fink 2017.
Szondi, Peter: Schriften I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978.

# Abschied in den Elfenbeinturm?
## Über die Ästhetisierung von ›Theorie‹ seit ›1968‹

*Ruth Signer*

»Abschied vom Elfenbeinturm«[1] – so lautete das Motto des 6. Deutschen Studententags im Jahr 1960. Die Kritik der Studierenden richtete sich damals gegen eine Wissenschaft, die sich zu wenig in gesellschaftspolitische Fragen einmische. Der Ruf nach einer praxisrelevanten Wissenschaft verstärkte sich in Rekurs auf Karl Marx im Laufe der 1960er Jahre zunehmend. Gerade in diesem Sinne wurde bekanntlich auch der ehemalige Vordenker einer sich politisierenden Studierendenschaft, Theodor W. Adorno, am Ende des Jahrzehnts zum Stein des Anstoßes. Adorno, so ist in einem Leserbrief von 1969 im *Spiegel* zu lesen, sei »zum luxuriös-modernistisch möblierten Elfenbeintürmer«[2] geworden. Auf den Vorwurf, ein Denker im Elfenbeinturm zu sein, hat Adorno im selben Jahr und nur zwei Monate vor seinem Tod reagiert. Er habe – so auch der Titel des Interviews – »*[k]eine Angst vor dem Elfenbeinturm*«, auch wenn der Ausdruck »einmal bessere Tage gesehen [habe]«. Er könne sein Denken, das entscheidend mit »künstlerischen Intentionen« verbunden sei, nicht nach seiner Praxisrelevanz ausrichten.[3]

Der vorliegende Aufsatz, der sich genau diesen Verbindungen von Kunst und Theorie widmet, die sie scheinbar in den Elfenbeinturm katapultieren, wird in drei Schritten verfahren. Zuerst wird die Frage nach dem Ort der Literatur in dieser Debatte am Ende der 1960er Jahre gestellt. Der Vorwurf

---

1 Verband Deutscher Studentenschaften: Abschied vom Elfenbeinturm. 6. Deutscher Studententag Berlin 4.–8. April 1960, 2 Bände, Bonn: O.V. 1960/61.

2 Briefe. Up, up and away, in: Der Spiegel vom 01.06.1969.

3 Adorno, Theodor W.: »Keine Angst vor dem Elfenbeinturm.« Spiegel-Gespräch mit dem Frankfurter Sozialphilosophen Theodor W. Adorno, in: Der Spiegel vom 05.06.1969, S. 204-209, hier S. 204.

der fehlenden Praxisrelevanz galt eben nicht nur der Theorie mit »künstlerischen Intentionen«, sondern konsequenterweise gleichermaßen der Kunst selbst. Insbesondere die Diskussion um den angeblichen *Tod der Literatur* verhandelt diese Liaison von Literatur und Elfenbeinturm: Ihre Tendenz zur Weltfremdheit, Bürgerlichkeit und zum Elitarismus. In einem zweiten Schritt schließt sich die jüngst Verbreitung gefundene Beobachtung an, dass in den Texten, die hier im Anschluss an Philipp Felsch als Gattung der ›Theorie‹[4] bestimmt werden, seit Adorno eine eben solche Ästhetisierung ausgemacht werden kann.[5] Ich schlage vor, gerade in dieser Hinsicht die Gattung ›Theorie‹ primär rezepetionsästhetisch zu bestimmen: ›Theorie‹ wird entscheidend auch ästhetisch rezipiert. Der abschließende, lediglich ausblickhafte letzte Punkt fragt nach den Implikationen dieser Lektüre für die aktuelle Debatte um Fakt und Fiktion. Lässt sich hier eine Analogie ziehen? Werden auch *Fake News* oder »Halbwahrheiten«[6] ästhetisch rezipiert und lassen sich in ihnen ebenso ästhetische Verfahren ausmachen? Und ist es in dieser Hinsicht gerechtfertigt, ›Theorie‹ in einen ursächlichen Zusammenhang zu diesen aktuellen Debatten zu stellen?

## 1 Tod der Literatur? Literatur im Elfenbeinturm?

»Wer zugab, daß er Gedichte las, die sich nicht zu Kampfliedern umfunktionieren ließen, war praktisch geliefert«, so der Schriftsteller Gaston Salvatore im Rückblick auf die Zeit um 1968.[7] Auch der Lyriker Jürgen Theobaldy beschrieb 2018 an einer Abendveranstaltung der Universität Genf seine Schreibtätigkeit um 1968 in diesem Sinne: Als er Ende der 1960er Jahre an

4 Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H.Beck 2015.

5 Vgl. hierzu auch P. Felsch: Der lange Sommer der Theorie; Birnstiel, Klaus: Wie am Meeresufer ein Gesicht im Strand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus, München: Fink 2016; Raulff, Ulrich: Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens, Stuttgart: Klett-Cotta 2014.

6 Gess, Nicola: Halbwahrheiten. Zur Manipulation von Wirklichkeit, Berlin: Matthes & Seitz 2021.

7 Salvatore, Gaston: »Vom Luxus der Freundschaft«, in: Rainer Wieland (Hg.), Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich. Über Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 130-136, hier S. 132.

seinem Schreibtisch in der Wohngemeinschaft, in der er damals lebte, Gedichte schrieb, habe er für den Fall, dass jemand ins Zimmer kam, stets das aufgeschlagene *Kapital* von Karl Marx auf dem Tisch liegen gehabt. Er hat seine Gedichtarbeit bei Besuch also schnell mit dem *Kapital* überdeckt, das er zu lesen vorgab. Das Schreiben von Literatur – vor allem, wenn es sich dabei nicht eindeutig um politisch engagierte Literatur handelte – stand unter Legitimationsdruck, dem Theobaldy auswich, indem er ganz konform Marx vorschob.

Literatur, »die sich nicht zu Kampfliedern umfunktionieren« ließ, galt unter den politisierten Studierenden tendenziell als bürgerlicher Luxus, der potenziell nicht nur *nicht*-nützlich, sondern sogar schädlich ist, insofern er bürgerliche Privilegien tradiert und Energien vom eigentlichen Kampf abzieht. Gleichzeitig wird zu dieser Zeit aber an der Möglichkeit, dass Literatur tatsächlich eine »Waffe in dem Kampf heute« (Peter Weiss)[8] sein kann, gezweifelt. Auch ihre Rolle im politischen Aktivismus steht also in Frage. Gerade hier setzt die Debatte um den angeblichen Tod der Literatur ein, die 1968 im *Kursbuch* 15 stattfand.

Weder Hans Magnus Enzensbergers *Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend* noch Karl Markus Michels *Ein Kranz für die Literatur* verkünden den Tod der Literatur darin schlechthin. Der Topos einer sterbenden Literatur wird bei Enzensberger und Michel vorerst primär zitiert. »Jetzt also hören wir es wieder läuten, das Sterbeglöcklein für die Literatur«, so Enzensberger.[9] Es ist nicht die schöne, bürgerliche Literatur, deren angeblicher Tod Enzensberger diskutiert, sondern die sich in seinen Augen als untauglich erweisende *Engagierte Literatur*:

> Die bisherigen Versuche, gleichsam mit Gewalt aus dem Ghetto des Kulturlebens auszubrechen und ›die Massen zu erreichen‹, etwa mit den Mitteln des Agitprop-Songs oder des Straßentheaters, sind gescheitert. Sie haben sich als literarisch irrelevant und politisch unwirksam erwiesen.[10]

---

8 Zitiert aus: Was war links? Kunst und Klassenkampf, Sendemanuskript. Ein Film in 4 Teilen von Andreas Christoph Schmidt. Produziert von Schmidt & Paetzel Fernsehfilme im Auftrag von SWR und SFB vom 12.02.2022: www.waswarlinks.de/folge4/kommentar4.html

9 Enzensberger, Hans Magnus: »Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend«, in: Kursbuch 15 (1968), S. 187-197, hier: S. 187.

10 Ebd., S. 192.

> Für literarische Kunstwerke läßt sich eine wesentliche gesellschaftliche Funktion in unserer Lage nicht angeben.[11]

Indem Enzensberger der Literatur die Möglichkeit des Engagements abspricht, auf das seit Jean-Paul Sartre immer wieder stark gesetzt wird, kommt er – wie auch Michel – zum Schluss, dass Literatur per se oder zumindest heute bürgerlich sei: »Die Kultur ist das einzige Terrain, auf dem die Bourgeoisie unangefochten dominiert. Ein Ende dieser Herrschaft ist nicht abzusehen.«[12]

Dass die Kunst tot sei, das ist die Beschwörungsformel der Pariser Studierenden: »L'art est mort«.[13] Doch auch alle Variationen dieser Beschwörung können nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie, so nun Michel in seinem Beitrag, doch weiterlebt: »denn in Wahrheit ist sie ja nicht tot, sie lebt geschäftig fort, wenn auch als Leiche, als Ware, als Fetisch, und gaukelt weiter eine Zone der Freiheit, der Autonomie, des Sinnes vor, die es zu entlarven gilt als Schwindel«.[14] In diesem Sinne wirke sie mit an der Verschleierung der Verhältnisse und wird zu dieser kompensatorischen Sonntagsveranstaltung, von der auch Adorno spricht.[15] Dabei vermag sie in ihrem reflexiven Gestus auch politische Bedürfnisse zu stillen, die da aber lediglich verpuffen. Gerade daher ist die bürgerliche Literatur gemäß Michels Einschätzung der gesellschaftspolitischen Lage sogar schädlich. Die aktuelle Literatur, bzw. »[i]hr ›Spruch‹ ist ein Luxus, etwas für den Sonntag (für die Feuilleton-Seite, das Abendstudio, das Literaturseminar)«,[16] sie tue aber so, als würde sie Realität deuten. Schädlich kann die Literatur in Michels Augen also vor allem deshalb sein, weil auch jene Texte, die politischen Anspruch behaupteten, die politische Entwicklung ebenso wenig haben bremsen können. So haben sie nur scheinhaft das politische und kritische Bedürfnis ihrer Leser*innen bedient, es gestillt und diesen Impuls von den eigentlichen politischen Kämpfen abgezogen.[17] Auch der progressiven Literatur sei es nicht gelungen, ihren luxuriösen Status abzustoßen.

11 Ebd., S. 195.

12 Ebd., S. 193.

13 Michel, Karl Markus: »Ein Kranz für die Literatur. Fünf Variationen über eine These«, in: Kursbuch 15 (1968), S. 169-186, hier S. 169.

14 Ebd., S. 170.

15 Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 10.

16 K.M. Michel: »Ein Kranz für die Literatur«, S. 174.

17 Vgl. ebd. 178f.

Die moderne Literatur ähnelt nach Michel der Kritischen Theorie, indem sie sich, wenngleich sie es anders behaupten mag, jeder Praxis enthält. Indem sie nichts bewirke, befördere sie auf der anderen Seite den theorielosen, »trotzigen Aktivismus«, der sich unter dem Eindruck der Wirkungslosigkeit von Kunst und Theorie verbreitet.[18] Diese Gruppe, die dann gegen ›Kultur‹ überhaupt in den Kampf zieht, unterscheide zwar nicht zwischen »Unkraut und Kraut«, treffe aber den »schwachen Punkt« der Literatur: »ihre soziale Privilegiertheit, ihre Distanz zur gesellschaftlichen Praxis«.[19] Auf diese Weise sorgt auch die Literatur, die anti-bürgerlich und progressiv sein will, »selbst dafür, daß sie eine luxuriöse Angelegenheit bleibt: für eine ›Leserelite‹«.[20]

*Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms* hatte Peter Handke 1967 provokativ verlauten lassen.[21] Er ist wohl der berühmteste Literat im Elfenbeinturm dieser Zeit. Und selbst der jugendliche, streitbare Gestus verhinderte nicht, dass der Literatur in dieser demonstrierten Selbstreferenz umso mehr Bürgerlichkeit zugeschrieben wurde.

Enzensberger und Michel attestieren der Literatur, lediglich im Elfenbeinturm, in der Distanz zur gesellschaftlichen Welt, zu hausen. Ihre Ausbruchsversuche daraus seien gescheitert. Handke verortet sich selbst in diesem weltabgewandten Turm und hält die Straßentheater für lächerlich, die glauben bereits revolutionär zu sein, indem sie das Theater von der Bühne auf die Straße verlagern und die bürgerliche Krawatte abstoßen.[22]

Sowohl die bürgerliche, selbstreferenzielle Literatur als auch jene, die von sich behauptet, engagiert zu sein, stehen 1968 im Kreuzfeuer der Kritik. In Bezug auf ihre Möglichkeiten macht sich eine Desillusionierung breit, die den Status der Literatur selbst entzaubert. Denkt man sich nun diese Situation um 1968 von Seiten der Rezipient*innen her, so scheint durch diese Diskreditierung der bürgerlichen Literatur in gewisser Hinsicht ein Vakuum zu entstehen. Die – ich nenne sie hier unspezifisch – *ästhetischen Bedürfnisse* lassen

18 Ebd., S. 177.

19 Ebd., S. 184 und S. 177.

20 Ebd., S. 177.

21 Handke, Peter: »Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms«, in: Ders.: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 19-28.

22 Handke, Peter: »Für *das* Straßentheater gegen *die* Straßentheater«, in: Ders.: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 56-62, hier S. 57. Vgl. Signer, Ruth: »›Wir wollen mit Ihnen in keinen Dialog treten.‹ Publikums-Vorstellungen in Peter Handkes *Publikumsbeschimpfung*, in: Agnes Hoffmann/Annette Kappeler (Hg.), Theatrale Revolten, Paderborn: Fink 2018, S. 147-162, hier S. 151.

sich insbesondere von einer jüngeren Generation nicht mehr unproblematisch durch Literatur befriedigen: Bedürfnisse nach dem Rätselhaften, nach Subversion, nach Öffnung, nach Verzauberung der Wirklichkeit in der und durch die ästhetische Erfahrung.

Michael Rutschky hat in seinem Essay *Erfahrungshunger* von 1980 über diese Bedürfnislage zu Beginn der 1970er Jahre folgende These aufgestellt: Während in den 60er Jahren eine »Utopie der Allgemeinbegriffe«[23] das Diffuse vertrieb, setzte sich in den 70er Jahren allmählich die »Utopie der Unbestimmtheit« an ihre Stelle. Die »Utopie der Allgemeinbegriffe« deutete die Welt in klaren und anwendbaren Theoriesystemen und stellte dementsprechende Erwartungen an Wissenschaft, Literatur und an das politisierte Subjekt. Der Protest und die Revolte vollzogen sich dabei vornehmlich innerhalb dieses allgemeinbegrifflichen Systems. In den 70er Jahren zeigte sich nach Rutschky nun jedoch die Rückseite dieser Utopie; der Einzelne erkannten sich selbst als von diesen Allgemeinbegriffen identifiziert und begrenzt. Als Gegenutopie verbreitete sich nach Rutschky

> eine Utopie der Unbestimmtheit, des Vagierens, der Strukturlosigkeit und Entgrenzung. Jederzeit muß jede Veränderung möglich sein. Vor dem Hintergrund dieser Utopie erscheint alles, was nach Bestimmung, Schema, Identität aussieht, schon auf den ersten Blick als Inbegriff von Einschränkung und Entfremdung.[24]

Rutschky glaubte damals, dass – neben den entstehenden subkulturellen Szenen[25] – die Literatur solche Bedürfnisse befriedigen könne.[26] Ein Rückblick aus größerer historischer Distanz sowohl auf die Debatte um den Tod der Literatur als auch auf die Theorieentwicklungen der 70er und 80er Jahre lässt jedoch vermuten, dass vielmehr die Gattung ›Theorie‹ der Ort wurde, der diesen von Rutschky der Literatur zugeschriebenen ästhetischen Bedürfnissen und Entgrenzungserfahrungen Stoff lieferte.

Während die tabuisierte und potenziell von Bürgerlichkeit durchdrungene Literatur weggelegt oder nur in kritischer Distanz rezipiert wurde,[27]

---

23 Rutschky, Michael: Erfahrungshunger. Ein Essay über die siebziger Jahre, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1980, S. 32.

24 Ebd., S. 52.

25 Ebd., S. 58.

26 Ebd., S. 52.

27 »Dann haben hochbegabte Leute […] einmal ihren Proust beiseite gelegt […] aus diesem Gefühl heraus, das alles ist Luxus«. Interview mit Rüdiger Safranski, in: Was war

scheint es möglich, die selbst im Modus der Kritik verfahrende ›Theorie‹ affirmativer und sinnlicher zu lesen. Oder in den Worten von Ulrich Raulff: »Ich las die wissenschaftliche Literatur mit dem Auge des Ästheten und die schöne Literatur mit dem sachlichen Blick des Historikers oder Philosophen.«[28]

Natürlich hat sich auch die deutschsprachige Literatur in dieser Zeit maßgeblich verändert und ihre Versuche, aus dem ihr zugeschriebenen Milieu auszubrechen, noch radikalisiert. Anders als etwa die nach Authentizität strebende Literatur der ›Neuen Subjektivität‹ erscheint die rätselhafte und verworrene Gattung der Theorie aber diese ästhetischen Bedürfnisse nach Schönheit, Diffusion und Entgrenzung stärker zu affizieren.[29] Hier setzt also das ein, was auch Philipp Felsch in seinem Buch *Der lange Sommer der Theorie* beschreibt: Eine »Ästhetisierung der Theorie«.[30]

## 2 Ästhetisierung der Theorie

Die Ansprüche an die Gattung der Theorie, die in dieser eben beschriebenen Situation allmählich Verbreitung findet und seit den 1970er Jahren in Deutschland prominent vom Merve Verlag aus Frankreich importiert wird, sind hoch: Sinn verleihen muss sie, aber nicht über die Ratio oder – mit Rutschkys *Erfahrungshunger* gesprochen – nicht über die gescheiterte »Utopie der Allgemeinbegriffe«, sondern durch eine »Utopie des Unbestimmbaren«[31] als ästhetische Erfahrung. Oder wie es Klaus Birnstiel in seiner *Kurzen Geschichte des Poststrukturalismus* formuliert und als Konsequenz der Modernisierung überhaupt beschreibt: »Nach dem Zerfall materialer Sinngehalte im Prozess der Modernisierung decken poststrukturalistische Theorieangebote den Bedarf einer partialen Wiederverzauberung der Welt im Modus der ästhetischen Schau«.[32] Solche Bedürfnisse nach Wiederverzauberung, so ar-

---

links? Kunst und Klassenkampf, Sendemanuskript. Ein Film in 4 Teilen von Andreas Christoph Schmidt. Produziert von Schmidt & Paetzel Fernsehfilme im Auftrag von SWR und SFB vom 12.02.2022: www.waswarlinks.de/folge4/kommentar4b.html

28 U. Raulff: Wiedersehen mit den Siebzigern, S. 36

29 Auch für die achtziger Jahre stellt Felsch dies fest: »Im West-Berlin, der Hauptstadt des Posthistoire, wurde Theorie in den achtziger Jahren als Verrätselung gepflegt.« P. Felsch: Der lange Sommer, S. 207.

30 P. Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 33.

31 M. Rutschky: Erfahrungshunger, S. 68.

32 K. Birnstiel: Geschichte des Poststrukturalismus, S. 307.

gumentiert auch Felsch, vermochten bereits Adornos Texte zu befriedigen. Eingangs hatte ich Adornos »künstlerische Intentionen« zitiert, die er als wesentliches Moment seines Schaffens markiert. Mit diesem ästhetischen Anspruch der Texte wird die Lektüre von Theorie zu einem neuen Erlebnis; und dies nicht nur in den *Minima Moralia*, sondern in Adornos sozial- und kulturphilosophischen Schriften überhaupt. Gegenstand seiner Analyse ist da meist die konkrete soziale Wirklichkeit, die seine Leser*innen tagtäglich erleben. Sie erfährt nun aber eine ungemein komplexe Behandlung, wird dialektisch geöffnet und allein dadurch bedeutungsvoll. Scheinbar profanste Phänomene können in den Fokus der Analyse geraten, die sich selbst aber niemals profaniert. Adorno pflegt einen Stil, der auf der Ebene des Satzes Rätselhaftigkeit zulässt. Dass dieser Stil Methode ist, zeigt sich, wenn Adorno etwa schreibt: »Wahr sind nur die Gedanken, die sich selber nicht verstehen.«[33] Der einzelne Satz bleibt oftmals unergründlich, wendet sich gegen begriffliches Denken, das schließend ist und nähert sich der Form des Orakelspruchs an, der das Entzauberte verzaubert.[34] Adorno wirkt so, wenngleich wohl unbewusst und ungewollt, durchaus auch der Entfremdung entgegen, die er selbst konstatiert.

Diese Ästhetisierung, die die Gattung der Theorie seit Adorno in unterschiedlicher Gestalt bestimmt, lässt sich nun textimmanent beschreiben oder aber rezeptionsästhetisch. Foucault zu lesen sei, so zitiert Felsch Heidi Paris, »eine Droge, ein flash im Kopf«.[35] Auch Ulrich Raulff schildert sein damaliges Verhältnis zu den Texten von Roland Barthes mithilfe sinnlicher Kategorien:

33 Adorno, Theodor W.: Minima Moralia, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 218.

34 Vgl. hierzu etwa die Aussage von Rüdiger Safranski: »Ich glaube, ich war damals noch sehr existentialistisch gestimmt, und auch sehr ästhetisch-literarisch ambitioniert und an Adorno war doch dann das Faszinierende jetzt nicht so sehr der gesellschaftstheoretische Großentwurf, sondern dieses ästhetisch Anspruchsvolle und Rätselhafte, was auch in dieser Theorie war. Man empfand, seine Theorie, die war so gestrickt wie ein Gedicht, man rätselte darüber, wie man über ein Hölderlin-Gedicht rätseln konnte. Und das war nicht ein Kursus in Gesellschaftstheorie, sondern das waren kabbalistisch-rätselhafte Texte.« Was war links? Kunst und Klassenkampf, Sendemanuskript. Ein Film in 4 Teilen von Andreas Christoph Schmidt. Produziert von Schmidt & Paetzel Fernsehfilme im Auftrag von SWR und SFB vom 14.02.2022: http://waswarlinks.de/folge2/kommentar2.html

35 P. Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 141.

»Oft war es nur die Aura des Texts, die ich empfand und genoss, seine Atmosphäre, sein Geschmack.«[36]

Die hier vertretene These zielt primär auf diese Rezeptionsweise von ›Theorie‹: Es ist zu beobachten, dass die Gattung ›Theorie‹ sich gerade dadurch auszeichnet, dass sich der Code, gemäß dem man sie liest, von der Unterscheidung wahr/falsch zu ästhetischen Kategorien verschiebt. Ästhetische Codes sind etwa Unterscheidungen von schön/nicht-schön,[37] faszinierend/nicht-faszinierend, neu/alt, tief/flach, komplex/einfach, verworren/klar. Dabei wird insbesondere dem Dunklen und Undeutlichen eine große Bedeutung zugeschrieben, denn es fordert heraus, verweist auf mehr und schützt vor der Reduktion durch die Allgemeinbegriffe. Dass sich der Code, gemäß dem ›Theorie‹ rezipiert wird, verschiebt, besagt schlussendlich nichts anderes, als dass viele Texte dieser neuen Gattung mitunter eben als Literatur gelesen werden. Dafür gibt es nun natürlich auch Gründe *in* den Texten, die eine solche Lektüre nahelegen. Einige habe ich bereits dargelegt. Doch erst wenn die skizzierten Rezeptionsbedürfnisse auf solche in den Texten angelegte Angebote treffen, entsteht eine deratige Konstellation.

Wenn hier Theodor W. Adorno und Roland Barthes exemplarisch für diese Verschiebung zum Ästhetischen hin angeführt werden, soll dies verdeutlichen, dass die Ästhetisierung also nicht erst mit der Strömung des Poststrukturalismus beginnt. Es ist durchaus angezeigt – und so verstehe ich auch Felsch – Adorno zu dieser Gattung der Theorie zu zählen. Entgegen gewohnten historischen Zäsuren zwischen Kritischer Theorie, Strukturalismus und Poststrukturalismus sind hier übergreifend solche Ästhetisierungen auszumachen; sowohl textimmanent als auch in ihrer Rezeptionsweise. Was die Schreibweisen und Theoreme betrifft, gibt es selbstverständlich gravierende Unterschiede. Jedoch betreiben sowohl Adornos Kritische Theorie als auch poststrukturalistische Theorien Aufklärungskritik, stellen sich gegen ein identifizierendes, begrenzendes, systematisches Denken und verweisen in paradoxen oder dialektischen Verfahren – mit Adorno gesprochen – mit Begriffen über die Begriffe hinaus.[38] In Adornos Texten bildet oft bereits

---

36 U. Raulff: Wiedersehen mit den Siebzigern, S. 129.

37 Vgl. hier K. Birnstiel: Geschichte des Poststrukturalismus, S. 306: »Schönheit des Arguments, Schönheit der Theorie ist das Kriterium ihrer Validität«.

38 » [D]aß der Begriff den Begriff, das Zurüstende und Abschneidende übersteigen und dadurch ans Begriffslose heranreichen könne«. Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 21.

der Satz eine aphoristische Einheit, die zugleich bedeutungsschwanger und geheimnisvoll daherkommt und eben der Enträtselung bedarf. Es ist dieser »Rätselcharakter«, den nicht nur Adorno selbst der Kunst zuschreibt, sondern den seine Leser*innen auch in seinen Werken wiederfanden. Gerade er hat entscheidend dazu beigetragen, dass seine Texte – trotz oder gerade wegen seiner Verbannung in den Elfenbeinturm – eine große Faszination auslösten. Im *Spiegel*-Interview *Keine Angst vor dem Elfenbeinturm* erläutert Adorno, dass nur Theorie, die sich nicht »von vornherein der Praxis unterwirft«, fähig ist, »kraft ihrer eigenen Objektivität praktisch zu wirken«.[39] Nur indem Theorie Theorie bleibe, tauge sie zur Bewusstseinsänderung. Kritik sei nicht erst dann legitim, wenn man wisse, was man tun soll oder wie die richtige Welt aussähe. Das sei »bürgerliches Vorurteil«, das sich permanent dem Pragmatismus und Positivismus unterwirft.[40]

Die poststrukturalistische Theoriebildung schließt daran an. Selbst in ihrem dekonstruktiven Gestus hält sie die Aura aufrecht. Und auch wenn sie gesellschaftspolitische Themen behandelt, koppelt sie sich oftmals durch eine Art formaler Selbstreferenz, durch ihr Ästhetischwerden, von ihr ab. Das hat ihr nicht zuletzt den Vorwurf des Elitarismus eingebracht.

Roland Barthes unterläuft in seinen eigenen Texten die Grenze zwischen Text und Metatext. Seine Texte – etwa das Japan-Buch oder *Die Lust am Text* – werden imaginativ, verabschieden sich von Kategorien der Wahrheit, Faktizität, Sinn, Klarheit und Überprüfbarkeit und verschreiben sich einem Begriff des Spiels, der Assoziation, der Kontingenz und der Uneindeutigkeit[41] – kurz: sie ästhetisieren sich. »Könnte die Wissenschaft nicht fiktional werden?«, fragt Barthes in *Über mich selbst*. Und schließt an:

> Die Fiktion wäre einer *neuen intellektuellen Kunst* zugehörig […]. Mit den intellektuellen Dingen betreiben wir Theorie, führen eine kritische Auseinandersetzung und bereiten zugleich Vergnügen; wir unterstellen die Gegenstände des Wissens und der Abhandlung – wie in jeder Kunst – nicht mehr einer Wahrheitsinstanz, sondern einem Denken von *Wirkungen*.[42]

---

39 T. W. Adorno: Keine Angst vor dem Elfenbeinturm, S. 204.

40 Ebd., S. 206.

41 Vgl. hierzu Signer, Ruth/Thüring, Hubert: »Roland Barthes: Von der Semiologie zur Lust am Text«, in: Ralf Simon (Hg.), Grundthemen der Literaturwissenschaft: Poetik und Poetizität, Berlin: De Gruyter 2018, S. 329-341, hier S. 339.

42 Barthes, Roland: Über mich selbst, Berlin: Matthes & Seitz 2010, S. 105.

Barthes nimmt die Deutung seines theoretischen Schaffens als Fiktion bereits selbst vor. Näher als in Barthes' spätem Schreiben sind sich im Poststrukturalismus Theorie, Literatur und Leben wohl nicht gekommen. Und sogar noch dieser Selbstbeschreibung in dritter Person aus *Über mich selbst* stellt Barthes folgendes Motto voran: »*All dies muss als etwas betrachtet werden, was von einer Romanperson gesagt wird*.«[43] Eine Romanperson in Barthes' Autofiktion beschreibt sein wissenschaftliches Schreiben als Fiktion.

Nach Barthes sollen jene Diskurse als poetisch gelten, in denen »das Wort die Idee lenkt«.[44] Er selbst nähert sich etwa in *Die Lust am Text* diesem poetischen Prinzip. Über die Form des Fragments will sein Schreiben dabei zur Musikalität gelangen; so zumindest beschreibt er es rückblickend selbst:

> Das Fragment hat sein Ideal: eine starke Verdichtung, nicht des Gedankens, der Weisheit oder der Wahrheit (wie in der Maxime), sondern der Musik: der ›Entwicklung‹ würde der ›Ton‹ entgegenstehen, etwas Artikuliertes oder Gesungenes, eine Diktion: da sollte das *Timbre* herrschen. *Kurze Stücke* von Webern: keine Kadenz: welche Souveränität er entwickelt, *abzubrechen*![45]

Der Sinn soll gegenüber der Sinnlichkeit zurücktreten, die Materialität des Wortes gegenüber seinem semantischen Gehalt dominieren. Was Barthes in seinem späten Schreiben abhorcht, ist ein radikales Verständnis von materialer Selbstreferenz eines Textes und eine Restitution der Lust. Indem er die Lust und das Spiel zunehmend ins Zentrum seiner Theorie rückt, bricht Barthes ebenso mit dem Diktum, Theorie müsse, damit sie wahr sei, ernsthaft sein. Im Vorwort von *Sade, Fourier, Loyola* ersetzt er die Wahrheit nicht nur durch die lustvolle Wirkung, sondern erachtet das Vergnügen der Lektüre sogar als hinreichende Bedingung dafür, dass die Lektüre wahr sei, was natürlich den Wahrheitsbegriff entscheidend umdeutet: »Le plaisir d'une lecture garantit sa vérité.«[46]

Wenn Raulff den einnehmenden »warmen, vollen Klang seiner Stimme« und die »Farben und Schattierungen« seines Lachens beschreibt, erahnt man die Aura, die die Person Barthes umwob. Seine Vorlesungen seien »mondäne Ereignisse« gewesen, »zu denen sich elegant gekleidete und gut frisierte

43 Ebd., o.S.

44 Ebd., S. 179.

45 Ebd., S. 110f.

46 Barthes, Roland: Sade, Fourier, Loyola, Paris: Seuil 1971, S. 14.

Damen eines gewissen Alters in großer Zahl versammelten.« Sie alle nämlich warteten »auf das Eintreffen des Zauberers«.[47]

## 3 Ästhetisierung der Politik?

Überträgt man nun diese Beschreibung eines Ästhetischwerden der ›Theorie‹ auf den in jüngerer Vergangenheit mehrfach geäußerten Verdacht, rechtskonservative Stimmen hätten in ihren ›postfaktischen‹ Strategien von der poststrukturalistischen Theoriebildung abgekupfert, müsste man sich zuerst fragen, ob sich auch diese postfaktischen Erzählungen ästhetisieren bzw. ob sie ästhetisch rezipiert werden. Nicola Gess hat etwa jüngst auf die narrativen Strukturen und Logiken des Anekdotischen von Halbwahrheiten hingewiesen, die u.a. in eben diesen politischen Diskursen auszumachen sind. Nicht die »›Unterscheidung von Wahrheit oder Unwahrheit‹«, sondern »narrative Kohärenz oder die Konsensfähigkeit einer Aussage« entscheide über den Erfolg einer Halbwahrheit.[48]

Sowohl in Bezug auf die Gattung der Theorie als auch in Hinblick auf die sogenannten postfaktischen Gegenwartserscheinungen kann man damit durchaus von einer auffälligen Selbstreferenzialisierung sprechen, die der Tradition ihrer Gattungsherkunft (›Philosophie‹, ›Nachrichten‹) widerspricht. Indem poststrukturalistische Theorien die Welt außerhalb der Sprache überhaupt in Zweifel ziehen, bleibt ihnen rein logisch nur die sprachliche Selbstreferenz oder allenfalls Kohärenzphänomene zwischen zwei Sprachspielen. Birnstiel weist in seinem resümierenden und historisierenden Rückblick auf diese Theorien gerade jenen ausbleibenden Anspruch, sich an der Wirklichkeit zu messen, als das entscheidende Moment des Poststrukturalismus aus:

> An die Stelle der Sachaussage tritt die theoretische Aussage, deren Verhältnis zur Wahrheit der Welt nicht mehr bestimmt werden kann – ist es doch genau jene Welt, die aus den Sätzen restlos entfernt wurde. Eine solche Vorstellung eines selbstgenügsamen Universum der Sprache begibt sich aber der Möglichkeit korrespondenztheoretischer Validierung. Als Horizont der Bewertung fällt die Bestimmung der Richtigkeit einer Aussage beziehungsweise eines Arguments über ihre Übereinstimmung mit der Welt deshalb

47 U. Raulff: Wiedersehen mit den Siebzigern, S. 65.

48 N. Gess: Halbwahrheiten, S. 8.

> aus. Einzig das Bauprinzip der Sätze selbst kann fortan der Maßstab sein, und dieses ist weniger ein grammatisches als ein ästhetisches: die Sätze des Poststrukturalismus funktionieren dann, wenn sie sich ästhetisch selbst genügen und auf Weltreferenz vollständig verzichten.[49]

Dieser Bruch mit einem korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff verbindet die poststrukturalistische Theoriebildung mit den postfaktischen Phänomenen. Während Fake News oder Halbwahrheiten Faktizität aber in der Regel selbst dann noch suggerieren, wenn sie nicht über deren Erfolg entscheidet, problematisiert ›Theorie‹ gegenteilig die erkenntnistheoretischen Prämissen einer solchen behaupteten Weltreferenz. Auch wenn postfaktische Nachrichten nach internen Prinzipien strukturiert sind, stößt die Analogie zur Ästhetisierung der ›Theorie‹ sehr schnell an Grenzen, denn die meisten postfaktischen Nachrichten erscheinen – anders als ›Theorie‹ – keineswegs als besonders schön, verspielt, rätselhaft, entgrenzend oder offen.

Der Code ihrer Rezeption hat sich beiderorts vom korrespondenztheoretischen wahr/falsch wegbewegt, erfüllt aber in diesen zwei Bereichen sehr unterschiedliche Bedürfnisse. Während nämlich etwa die gute Geschichte der Halbwahrheit Ordnung schafft, löst ›Theorie‹ kein Rätsel, sondern bringt es selbst hervor. Die Rezeption von ›Theorie‹ im Modus des Ästhetischen wurde gerade durch Unbestimmtheit, Offenheit, Pluralität und das Spiel ermöglicht. Seit Beginn der 70er Jahre – so habe ich in Rückgriff auf Rutschky argumentiert – sind es gerade diese ästhetischen Bedürfnisse, die als Rückseite der ›Utopie der Allgemeinbegriffe‹ bei einer jungen Generation virulent wurden. Entgegen der Erfahrung, durch theoretische Angebote identifiziert und determiniert zu werden, führt diese gesuchte ästhetische Erfahrung von sich selbst weg und über sich selbst hinaus. Sie bewegt sich hin zum Unbekannten. Zeitgenössische politische Phänomene des ›Postfaktischen‹ hingegen stillen Bedürfnisse nach Klarheit, nach dem Bekannten und Vertrauten und also nach Übereinkunft zwischen dem Eigenen und der erzählten Welt. Im »postfaktischen Zeitalter« wird Wahrheit durch gefühlte Wahrheiten ersetzt, so Philipp Sarasin: »›Fakten‹ müssen mit ihrem eigenen ›Gefühl‹ für die Wahrheit und damit mit ihrer politischen Weltsicht übereinstimmen.«[50]

---

49 K. Birnstiel: Geschichte des Poststrukturalismus, S. 306.

50 Sarasin, Philipp: »Fakten und Wissen in der Postmoderne«, vom 13.02.2022: https://www.bpb.de/themen/parteien/rechtspopulismus/245449/fakten-und-wissen-in-der-postmoderne/#footnode1-1

Korrespondenz besteht hier nicht zwischen der Behauptung und der Wirklichkeit, sondern zwischen der Behauptung und dem eigenen subjektiven Empfinden. Die vermeintlichen Fakten dienen damit einem ganz bestimmten Interesse und werden gerade dann als besonders glaubwürdig empfunden, wenn sie das bereits Bekannte wiederholen. Sie bestätigen die eigene Weltsicht und reduzieren Komplexität. ›Theorie‹ hingegen wurde zu einer Art Glaubensfrage, weil sie eine ästhetische Erfahrung ermöglicht und eine begrenzte Sinnordnung nicht etwa befestigt, sondern überschreitet und Bedeutung durch Schönheit, Rätselhaftigkeit, Komplexitätssteigerung, Öffnung und Kritik herstellt.

## Literatur

Adorno, Theodor W.: »Keine Angst vor dem Elfenbeinturm.« Spiegel-Gespräch mit dem Frankfurter Sozialphilosophen Theodor W. Adorno, in: Der Spiegel vom 05.06.1969, S. 204-209.

Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.

Adorno, Theodor W.: Minima Moralia, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.

Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.

Barthes, Roland: Sade, Fourier, Loyola, Paris: Seuil 1971.

Barthes, Roland: Über mich selbst, Berlin: Matthes & Seitz 2010.

Birnstiel, Klaus: Wie am Meeresufer ein Gesicht im Strand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus, München: Fink 2016.

Briefe. Up, up and away, in: Der Spiegel vom 01.06.1969.

Enzensberger, Hans Magnus: »Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend«, in: Kursbuch 15 (1968), S. 187-197.

Felsch, Philipp: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München: C.H.Beck 2015.

Gess, Nicola: Halbwahrheiten. Zur Manipulation von Wirklichkeit, Berlin: Matthes & Seitz 2021.

Handke, Peter: »Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms«, in: Ders.: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 19-28.

Handke, Peter: »Für *das* Straßentheater gegen *die* Straßentheater«, in: Ders.: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 56-62.

Michel, Karl Markus: »Ein Kranz für die Literatur. Fünf Variationen über eine These«, in: Kursbuch 15 (1968), S. 169-186.
Raulff, Ulrich: Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens, Stuttgart: Klett-Cotta 2014.
Rutschky, Michael: Erfahrungshunger. Ein Essay über die siebziger Jahre, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1980.
Salvatore, Gaston: »Vom Luxus der Freundschaft«, in: Rainer Wieland (Hg.), Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich. Über Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 130-136.
Sarasin, Philipp: »Fakten und Wissen in der Postmoderne«, vom 13.02.2022: https://www.bpb.de/themen/parteien/rechtspopulismus/245449/fakten-und-wissen-in-der-postmoderne/#footnode1-1
Signer, Ruth: »›Wir wollen mit Ihnen in keinen Dialog treten.‹ Publikums-Vorstellungen in Peter Handkes *Publikumsbeschimpfung*, in: Agnes Hoffmann/Annette Kappeler (Hg.), Theatrale Revolten, Paderborn: Fink 2018.
Signer, Ruth/Thüring, Hubert: »Roland Barthes: Von der Semiologie zur Lust am Text«, in: Ralf Simon (Hg.), Grundthemen der Literaturwissenschaft: Poetik und Poetizität, Berlin: De Gruyter 2018, S. 329-341.
Verband Deutscher Studentenschaften: Abschied vom Elfenbeinturm. 6. Deutscher Studententag Berlin 4.–8. April 1960, 2 Bde. Bonn: O.V. 1960/61.
Was war links? Kunst und Klassenkampf, Sendemanuskript. Ein Film in 4 Teilen von Andreas Christoph Schmidt. Produziert von Schmidt & Paetzel Fernsehfilme im Auftrag von SWR und SFB vom 12.02.2022: www.was-warlinks.de/folge4/kommentar4.html

# Wir sind nie postmodern gewesen
## Lesarten der Kritik bei Judith Butler und Bruno Latour

*Jonas Teupert*

## 1 Einleitung

Judith Butler und Bruno Latour zählen zu den provokantesten Denker*innen der Gegenwart. Einer gängigen Kritik zufolge unterwanderten ihre als ›sozialkonstruktivistisch‹ bezeichneten Positionen die Verbindlichkeiten der Naturwissenschaften und des Humanismus und öffneten der Beliebigkeit des Behauptens Tür und Tor. Dass Latour von einem eingeschüchterten Psychologen mit der Frage konfrontiert wurde, ob er denn an die Realität glaube,[1] zeigt, wie hartnäckig sich dieses verkürzte Verständnis seiner vier Jahrzehnte umspannenden Arbeit durchgesetzt hat. Butler hingegen wurde beim Besuch einer internationalen Konferenz in Brasilien von rechten Demonstrierenden angegriffen, die ihrer »gender ideology« vorwerfen, die christliche Institution der Familie zu beschädigen.[2] Diese disparaten Ereignisse vereint die fälschliche Auffassung, dass Butler und Latour jeweils in den Gender und Science Studies Formen des Relativismus propagierten, die im philosophischen Diskurs der 1980er Jahre mit der sogenannten Postmoderne identifiziert wurden.[3] Dabei distanzierten sich beide aus unterschiedlichen Gründen bereits

---

1 Vgl. Kofman, Ava: »Bruno Latour, the Post-Truth Philosopher, Mounts a Defense of Science«, in: The New York Times Magazine vom 25.08.2018. Online: https://www.nytimes.com/2018/10/25/magazine/bruno-latour-post-truth-philosopher-science.html

2 Vgl. Jaschik, Scott: »Judith Butler on Being Attacked in Brasil«, in: Inside Higher Ed vom 13.11.2017. Online: https://www.insidehighered.com/news/2017/11/13/judith-butler-discusses-being-burned-effigy-and-protested-brazil

3 Jürgen Habermas und Manfred Frank identifizieren Jacques Derrida und Michel Foucault als Hauptvertreter der Postmoderne bzw. des Neostrukturalismus, wie es bei Frank präziser heißt. Während Habermas versucht nachzuweisen, dass sich Derrida und Foucault in metaphysischen Annahmen verstricken, die sie doch eigentlich über-

in den 90er Jahren vom Begriff der Postmoderne.[4] Butler zufolge totalisiere dieser ein Paradigma, unter welches der herrschende Diskurs heterogene Denkrichtungen subsumiere, um diese dann mit dem Vorwurf des Irrationalismus zu diskreditieren. Dies sei, so insinuiert Butler, jedoch nur ein Vorwand, die Texte der jeweiligen Vertreter*innen nicht genau zu lesen.[5]

Hier soll es weder darum gehen, die Debatten der 80er und 90er zu resümieren, noch sollen die umfassenden Werke von Butler und Latour auf den Begriff der Postmoderne reduziert werden. Vielmehr nimmt mein Aufsatz Butlers Verdikt gegen die begriffliche Subsumierung ernst und betrachtet die genaue Lektüre als einen zentralen Aspekt ihrer und Latours Arbeit. Dabei soll eine schöpferische Form der Lektüre im Vordergrund stehen, die dem Vorwurf einer rein destruktiven Kritik entgegengesetzt ist. Insbesondere in den US-amerikanischen Literaturwissenschaften zeichnete sich in den letzten Jahren ein sogenannter *postcritical turn* ab, der sich in Bezug auf Latour von einer Hermeneutik des Verdachts verabschiedet.[6] In dem polemischen Essay *Elend der Kritik*[7] wendet sich Latour gegen eine paranoide Praxis der Kritik und unternimmt es, seine Analyse wissenschaftlicher Tatsachen gegen einen aufkommenden Relativismus, der die Leugnung des Klimawandels einschließt, zu positionieren. Butlers Essayband *Rücksichtslose Kritik*[8] setzt sich

---

winden wollen, initiiert Frank einen Dialog mit der Hermeneutik, den er zugunsten einer an den postmodernen Einwänden geschulten Hermeneutik entscheidet. Vgl. Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988; Frank, Manfred: Was ist Neostrukturalismus?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1984.

4 Latours bekannter Formulierung zufolge sind wir ohnehin »nie modern gewesen«. Wobei er die Trennung von Kultur und Natur kritisiert, mit der sich die ›modernen‹ von den sogenannten ›vormodernen‹ Völkern abgrenzen. Vgl. Latour, Bruno: »Postmodern? No Simply Amodern. Steps Towards an Anthropology of Science«, in: Studies in the History and Philosophy of Science 21 (1990), S. 145-171; Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Berlin: Akademie Verlag 1995.

5 Vgl. Butler, Judith: »Contingent Foundations: Feminism and the Question of ›Postmodernism‹«, in: Dies./Joan W. Scott (Hg.): Feminists Theorize the Political, New York: Routledge 1992, S. 3-21.

6 Vgl. Elizabeth S. Anker/Rita Felski (Hg.): Critique and Postcritique, Durham/London: Duke University Press 2017.

7 Latour, Bruno: Elend der Kritik: Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Berlin/Zürich: diaphanes 2007.

8 Butler, Judith: Rücksichtslose Kritik: Körper, Rede, Aufstand, Konstanz: Konstanz University Press 2019.

kritisch mit Latours einflussreichem Text auseinander, nimmt jedoch implizit einige seiner zentralen Gedanken auf. Ausgerechnet in einer Lektüre des jungen Marx, dem oft Anthropozentrismus vorgeworfen wurde, entwickelt Butler ein vernetztes Verständnis von Körper und Umwelt. Dabei verortet sie das Soziale nicht in luftigen Höhen der imaginären Konstruktion, sondern in konkreten Fragen der leiblichen Subsistenz und des Austauschs.

In diesem Beitrag sollen Latours und Butlers Interventionen allerdings nicht als reumütige Abkehr vom sogenannten Sozialkonstruktivismus verstanden werden. Vielmehr eröffnen sie einen neuen Blick auf deren Werke, die gerade in Anbetracht des aufkommenden *New Materialism* als materialistisch bezeichnet werden können. So kritisiert Karen Barad die Dominanzstellung der Sprache nach dem *linguistic turn* und nennt Latours und Butlers Werke als Beispiele für Theorien der Performanz, die über Fragen der Repräsentation hinausgehen.[9] In deren Kommentaren zum Stand der Kritik geht es dabei nicht um eine Geste der autoritativen Selbstauslegung und -kanonisierung, als vielmehr um eine Anleitung zur imaginativen Weiterführung der kritischen Praxis. Sie rufen dazu auf, die Traditionslinien der *Critical Theory*, zu denen ihre Werke selbst zählen, nicht mechanisch zu übernehmen, sondern zu multiplizieren (Latour) und metaphorisch umzudeuten (Butler). Dabei stellt sich eine hermeneutische Frage der Zeitlichkeit von Kritik, die neben der Historisierung der Postmoderne nahelegt, diese Theorieperiode kreativ anders auszulegen. Das ist, wie dies Butler und Latour performativ vorführen, eine Aufgabe der bedeutungserweiternden Lektüre, was gerade methodisch eine überraschende Nähe zur Hermeneutik aufweist. Abschließend stellt mein Aufsatz die Frage nach der Öffentlichkeitsrelevanz eines solchen kritischen Unterfangens.

---

9 Allerdings sieht Barad bei Butlers auf Foucault aufbauender Theorie eine Begrenzung, insofern Foucault von einer passiven Materie ausgehe. Vgl. Barad, Karen: »Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter«, in: Signs 28.3 (2003), S. 801-831. Latour wiederum kritisiert den Begriff der Materie, da dieser diskontinuierliche und heterogene Verkettungen der Reproduktion und der Referenz ausblende, um eine Übereinstimmung von ›Geist‹ und ›Materie‹, ›Subjekt‹ und ›Objekt‹ zu erzeugen. Vgl. Latour, Bruno: Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin: Suhrkamp 2014, S. 156-188.

## 2 Butler liest Marx I

Butlers Essayband *Rücksichtslose Kritik* versammelt vier Essays die im Umfeld ihres Werks *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*[10] stehen und dessen theoretische Grundlagen näher ausführen. Die Einleitung des Bandes hebt mit der These an, »dass die Geschichte der Theorie immanent ist«,[11] und räumt zugleich ein, dass eine solche Konzeption insbesondere von Seiten Jürgen Habermas' als relativistisch kritisiert wurde.[12] Butler stützt die These der Geschichtlichkeit jedoch mit der körperlichen Eingebundenheit der Theoretikerin in der Welt. Es ist kein immaterieller Geist, der denkt, sondern eine verkörperte Existenz. Somit geht die geschichtlich gewordene Gegenwart die Theoretikerin direkt an, was durch den Klimawandel noch verstärkt wird.[13] Wie Butler eindrücklich an den Lebensgrundlagen insbesondere der Luft zum Atmen zeigt, befindet sich das Denken, vermittelt durch die denkende Person, in einem materiellen Kontinuum mit seinen Gegenständen. Damit ist der erste Punkt von Butlers Dreistufenmodell der Kritik bezeichnet: die Krise.[14] »Wir sind mit einer Krise konfrontiert, die benannt und beschrieben werden muss; etwas läuft falsch und nötigt uns zu einem Werturteil; die Welt sollte anders geordnet sein, sodass wir Breschen für einen sozialen Wandel schlagen müssen.«[15] Die Krise wird nicht nur intellektuell erfasst, sondern betrifft uns auf eine materielle Art und Weise. Um die Krise richtig zu beschreiben und um in einem zweiten Schritt zu einem begründeten Werturteil zu gelangen, so zeigen die folgenden Essays, ist ein Rückbezug auf die Überlieferungstradition des kritischen Denkens notwendig. In der textnahen Lektüre wird diese imaginativ auf einen Zukunftshorizont hin geöffnet, der

---

10 Butler, Judith: Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung, Berlin: Suhrkamp 2016.

11 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 11.

12 Den Vorwurf des Relativismus hat Habermas z.B. gegen Foucault erhoben. Vgl. J. Habermas: Diskurs der Moderne, S. 313-343.

13 Auch Latour betont die Eingebundenheit des Menschen in der Umwelt. Vgl. Latour, Bruno: Kampf um Gaia. Acht Vorträge über das neue Klimaregime, Berlin: Suhrkamp 2017.

14 Andernorts entwickelt Butler den Begriff der Krise mit Reinhard Koselleck. Vgl. Butler, Judith: »Critique, Crisis, and the Elusive Tribunal«, in: Peter E. Gordon/Espen Hammer/Axel Honneth (Hg.): The Routledge Companion to the Frankfurt School, New York/Abingdon: Routledge 2019, S. 542-553.

15 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 13.

den sozialen Wandel und die gerechte Neuordnung der Dinge verspricht. Der imaginative Charakter dieser Praxis ist hier zu betonen, insofern Butler in *Die Macht der Gewaltlosigkeit* darauf hinweist, dass die Kritik auch jenseits des Realitätsprinzips auf eine bessere Zukunft pochen muss.[16]

Insofern Butler den wegbahnenden Charakter der Kritik hervorhebt, wendet sie sich gegen Latours Einschätzung vom »Elend der Kritik«. Diesem wirft sie vor, unter Kritik ein rein negatives Projekt zu verstehen, welches »jeder transformierenden Kraft und jeglicher Verpflichtung auf emanzipatorische Ideale« entbehrt.[17] In der Tat bedient Latour ein militaristisches Vokabular, dass die zerstörerischen Qualitäten der Kritik zu beschwören scheint. Später möchte ich allerdings aufzeigen, dass Latours Text ein solches Verständnis vielmehr performativ verabschiedet und sich Butlers zukunftsorientierter Position annähert. Vorerst soll ein Verweis auf Butlers implizite Anleihen bei Latour ausreichen. Wenn sie nämlich die Kritik als subjektlos konzipiert und auf die globale Vernetzung von Medien, Akteuren und Lebensbedingungen ausweitet,[18] dann weist dies gewisse Ähnlichkeiten zu Latours Akteur-Netzwerk-Theorie auf. Bevor ich auf diese zurückkomme, widme ich mich einem von Butlers Essays zu Marx, um eine spezifische Bewegung der kritischen Lektüre herauszuarbeiten.

*Der unorganische Leib beim frühen Marx: Ein Grenzbegriff des Anthropozentrismus* widmet sich den Manuskripten von 1844, deren humanistische Grundannahmen von Seiten postmoderner Denker kritisiert wurden. Butler verweist dabei insbesondere auf Louis Althussers frühe Schrift *Marxismus und Humanismus*, die aufzeigt, dass die Analyse der Entfremdung des Menschen unter der kapitalistischen Produktionsweise ein eigentliches Wesen des Menschen voraussetzt, ohne dieses gesellschaftlich zu begründen.[19] In der Tat scheint Marx' Urszene, in welcher der Mensch die Natur bearbeitet, sich als Gattungswesen veräußerlicht und »sich selbst daher in einer von ihm geschaffnen

---

16 Vgl. Butler, Judith: Die Macht der Gewaltlosigkeit: Über das Ethische im Politischen, Berlin: Suhrkamp 2020.

17 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 18.

18 Vgl. ebd., S. 16.

19 Vgl. Althusser, Louis: »Marxismus und Humanismus«, in: Ders.: Für Marx, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968, S. 168-195.

Welt anschaut«,[20] zutiefst anthropozentrisch.[21] Butler zufolge wird eine solche Deutung des frühen Marx »von den objektorientierten Ontologien nach Bruno Latour bestärkt«.[22] Ihre Lektüre unternimmt es jedoch, den Text zu verkomplizieren und ein voreiliges Urteil zu suspendieren. Sie richtet den Fokus dabei auf »einen ziemlich rätselhaften Absatz dieses Manuskripts, in dem die Natur als ›der *unorganische* Leib des Menschen‹ bezeichnet wird.«[23] Ausgewiesen als Rätsel entbehrt der Absatz einer klaren Begrifflichkeit und spielt in den metaphorischen Bereich der Sprache. Zudem bezeichnet die Überschrift den »unorganischen Leib« als einen Grenzbegriff; einen Begriff also, welcher nach Immanuel Kant an die Grenzen der Erkenntnis führt, insofern er über kein sinnliches Korrelat verfügt: »Er ist aber gleichwohl nicht willkürlich erdichtet, sondern hängt mit der Einschränkung der Sinnlichkeit zusammen, ohne doch etwas Positives außer dem Umfange derselben setzen zu können.«[24] Der Begriff des »unorganischen Leibs«, den Butler als spekulativ bezeichnet, operiert somit sprachlich an der Grenze des Erkennbaren und bezeichnet zugleich einen materiellen Zusammenhang, nämlich die Grenzen des menschlichen Körpers. Genauer gesagt agiert der Begriff metonymisch, indem er den menschlichen Körper verschiebt, außer sich bringt und genau diese Verschiebung als Verhältnis thematisiert.

Die Rede von der Natur als »unorganischem Leib« ist rätselhaft, insofern sie sich in einen inneren Wiederspruch zu verstricken scheint. So zeigt Wolfgang Hottner, dass sich um 1800 eine begriffliche Verschiebung ereignete, durch die das Anorganische (so die griechische Schreibweise) »zur inerten Materie [wird], die in ihrer Abgestorbenheit mit der generativen Dynamik des pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebenskreises *per definitionem* nichts gemein hat.«[25] Anstatt aber die Natur im Gegensatz zum menschlichen Körper als tot zu betrachten, legt Butler nahe, dass Marx mit dem Organischen und Unorganischen Modalitäten bezeichnet, »durch die der Körper

---

20 Marx, Karl: »Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844«, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 40, Berlin: Dietz Verlag 1968, S. 465-588, hier S. 517.

21 Im Zeitalter des Anthropozäns erkennt der Mensch zwar seine Spuren in der Natur; jedoch nicht in der Form glorreicher Produkte seiner Arbeit, sondern als Zeichen der Zerstörung.

22 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 49.

23 Ebd., S. 27. Herv. i.O.

24 Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, Hamburg: Felix Meiner 1956, S. 305.

25 Hottner, Wolfgang: Kristallisationen: Ästhetik und Poetik des Anorganischen im späten 18. Jahrhundert, Göttingen: Wallstein 2020, S. 11. Herv. i.O.

erscheint.«[26] Phänomenologisch betrachtet erscheint der Körper gleichsam doppelt und dies, so wird Butler argumentieren, gilt ebenfalls für die Natur, die sie mit Marx als ein Verhältnis zu den Lebensprozessen bestimmt. Butlers Lektüre zufolge bezieht sich der Mensch nicht nur durch Arbeit auf die Natur, sondern auch durch natürliche Lebensmittel, die das Weiterleben des Menschen sichern. Im kapitalistischen Arbeitssystem werden dem Menschen diese Lebensgrundlagen entzogen, insofern er auf prekäre Formen der Arbeit angewiesen ist, um sich selbst als Arbeiter am Leben zu erhalten. An dieser Stelle übersetzt Butler Marx' Rede vom Proletariat mit dem heutigen Begriff des Prekariats, »der treffendere Name für jenes Kollektiv […], für das Arbeit schwer zu finden und in der Regel befristet ist«. Dabei definiert sie »Prekarität« als »die permanente Bedrohung der Aussichten des Arbeiters auf physische Subsistenz«.[27] Bevor Butler diesen kritischen Gegenwartsbezug weiter ausführt, wendet sie sich der zentralen Passage in Marx' Manuskript zu, in der die Natur als der »unorganische Leib« des Menschen bezeichnet wird.

Zu Beginn der Passage bestimmt Marx den Menschen als ein Gattungswesen, insofern »der Mensch (wie das Tier) von der unorganischen Natur lebt«.[28] Die Universalität des Menschen begründet sich folglich in seiner tierischen Abhängigkeit von der Natur, noch bevor der Mensch laut Marx zum bewussten Gattungswesen wird und die Natur »frei vom physischen Bedürfnis«[29] reproduziert. Butlers Lektüre lässt diesen zweiten Aspekt der Naturbeherrschung in den Hintergrund treten, da der Mensch die grundlegende Notwendigkeit der Natur als Lebensmittel nie ganz überwinden kann. Marx führt dies aus: »Die Natur ist der *unorganische Leib* des Menschen, nämlich die Natur, soweit sie nicht selbst menschlicher Körper ist. Der Mensch *lebt* von der Natur, heißt: Die Natur ist sein *Leib*, mit dem er in beständigem Prozeß bleiben muß, um nicht zu sterben.«[30] Die Natur wird unorganisch, wenn sich der Mensch diese zur Sicherung der Subsistenz einverleibt; und gleichzeitig erscheint die Natur als der unorganische Leib des Menschen, insofern er in einem kontinuierlichen Austauschprozess mit dieser lebt. Butler folgert, »das Universale bezeichnet keineswegs eine unbedingte Freiheit oder eine körperlose Form von Vernunft, sondern gerade die wechselseitige Abhängigkeit, die

26 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 30.

27 Ebd., S. 52.

28 K. Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte, S. 515.

29 Ebd., S. 517.

30 Ebd., S. 516. Herv. i.O.

alle Lebewesen einschließt, menschliche wie tierische.«[31] Damit begründet Butler noch einmal ihre These, dass das verkörperte Denken selbst in einer natürlichen Umwelt existieren kann.

Folgen wir Butlers Lesart von Marx, dann erscheint der Mensch außer sich, noch bevor er sich im Gegenstand der Arbeit erkennt. Der Mensch ist Teil der Natur und begreift diese als äußerlichen Bestandteil seiner selbst. Sein Leib ist nicht in sich abgeschlossen, sondern existiert im Verhältnis zu anderen Lebewesen und zu seiner Umwelt. Der menschliche Körper ist zudem selbst Natur, und dies ist für Butlers Argumentation zentral, da er nach seinem Ableben zu dieser zurückkehrt. »Der Körper wird nicht mehr von der Natur erhalten und dadurch in einem entschieden nichtanthropozentrischen Sinne, der bereits im lebenden Körper angelegt war, zu Natur.«[32] Unter Rückgriff auf Hegel verweist Butler hier auf den dialektischen Prozess, in dem Leben entsteht und vergeht. Der Mensch wird zur Welt gebracht, erhält sein Leben im vermittelnden Austausch mit der Natur und kehrt im Tod zur Unmittelbarkeit zurück. Gerade weil der Mensch sterblich ist und ihm sein Leben gegeben wurde, befindet er sich in ständiger Abhängigkeit von der äußeren Natur.

Um das Fortleben des Menschen angesichts der Sterblichkeit näher zu bestimmen, führt Butler das »Begehren, zu leben,« in die Lektüre ein. Mit dem Begriff des Begehrens, der für die französische Hegelrezeption zentral ist, unternimmt Butler eine theoretische Übersetzung, die Marx an philosophische Diskurse der Gegenwart anschlussfähig macht.[33] »Vom frühen Marx können wir lernen, dass es Bedingungen gibt, die dem Begehren, zu leben, zuträglich oder weniger zuträglich sind – lebenserhaltende oder lebensgefährdende Arbeitsbedingungen […] – und das Begehren, zu leben, immer ein Begehren ist, in *dieser* Welt zu leben, und zwar auf eine bestimmte Art und Weise.«[34] Von hier aus deutet Butler eine in Marx gegründete Ethik an, der es um den Erhalt einer lebenswerten Welt und einer intakten Umwelt geht. Aus der fundamentalen Abhängigkeit des menschlichen Lebens leitet Butler

---

31 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 61.

32 Ebd., S. 65-66.

33 Einer postmodernen Denkfigur zufolge bezieht das Begehren das Subjekt auf Alterität und dezentriert es damit in seiner Konstituierung. Zum Begriff des Begehrens in der französischen Hegel-Rezeption vgl. Butler, Judith: Subjects of Desire: Hegelian Reflections in Twentieth-Century France, New York: Columbia University Press 1999.

34 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 70. Herv. i.O.

einen Anspruch auf gesellschaftlichen Rückhalt ab, wobei sie kontrastierend Bedingungen wie Rentenkürzungen und die Abschaffung der Sozialfürsorge skizziert. Während diese den Lebenserhalt zu zerstören drohen, ermöglicht Marx' begriffliches Repertoire eine gedankliche Öffnung auf einen Zukunftshorizont hin, der dem vermittelten Charakter des Lebens gerecht würde. Diese Denkleistung in Anbetracht der akuten Gefährdung der Lebensgrundlagen ist freilich nur so lange möglich, wie eine geschützte Umwelt den Körper des Menschen erhalten kann.

Butlers kurz skizziertes Verständnis von Marx ist zentral für ihr Werk *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, auch wenn sie Marx dort nur am Rande erwähnt.[35] In dem Buch entwickelt Butler ein Verständnis der Versammlung, welches die materiellen Bedingungen des Zusammenkommens protestierender Menschen wie Infrastrukturen, öffentliche Räume und die Bereitstellung von Lebensmitteln ernst nimmt. Gleichzeitig führt sie Beispiele an, in denen gerade der Erhalt dieser Bedingungen zum Gegenstand des Protests wird. Mit Marx könnte man davon sprechen, dass sich die Versammlung für den Schutz ihres unorganischen Körpers einsetzt, der ihr Zustandekommen überhaupt erst garantiert.[36] Hierbei kann man zum Beispiel an Proteste gegen den Klimawandel, gegen den Abbau öffentlicher Strukturen oder gar gegen die Einschränkung der Versammlungsfreiheit selbst denken.[37] Butlers Theorie der Versammlung schließt also menschliche und nichtmenschliche Akteure mit ein und weist damit eine Nähe zu Latours Begriff der Versammlung auf, den ich im folgenden Abschnitt beleuchten möchte.

## 3 Latour liest Heidegger

Wie Butler geht Latour in *Elend der Kritik* von der grundlegenden Geschichtlichkeit der kritischen Praxis aus. Die Kritik steht auf keinem »festen Grund«[38] und muss sich deshalb stets neu ihrer historischen Grundlagen

35 Vgl. J. Butler: Theorie der Versammlung, S. 233.

36 Butler verweist darauf, dass Marx auch Infrastrukturen wie Eisenbahnen als unorganischen Körper bezeichnet. Vgl. J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 33.

37 Im vorliegenden Band *Rücksichtslose Kritik* unterscheidet Butler zudem zwischen Versammlung und Aufstand, wobei sie letzteren als physische Erhebung gegen unlebbare Zustände beschreibt. Gleichzeitig bestimmt sie die Versammlung als eine Möglichkeitsbedingung des Aufstands. Vgl. ebd., S. 125-157.

38 B. Latour: Elend der Kritik, S. 12.

versichern. In Anbetracht des englischen Titels, *Why Has Critique Run out of Steam*,[39] ist dies jedoch zum Problem einer antriebslosen Kritik geworden. Sie ist nach Latours Diagnose in die Hände eines »*Instant-Revisionismus*«[40] gefallen, der selbst dokumentierte Ereignisse wie den Klimawandel hinterfragt und keinen gemeinsamen Boden der Tatsachen anerkennt. Während Butler Latours einseitiges Bild der Kritik selbst einer Kritik unterzieht, geht es Latour nur darum, eine destruktive Tendenz innerhalb der kritischen Theorie zu überzeichnen und deren Folgen bloßzustellen. So vergleicht er Verschwörungstheorien mit Formen sozialer Kritik, die auf »einer allzu flüchtigen Lektüre«[41] postmoderner Theoretiker wie Pierre Bourdieu basiert. Verschwörungstheorien teilten mit diesen den generellen Verdacht, dass soziale Prozesse von diffusen Akteuren gesteuert werden, die mit Hilfe eines Spezialwissens demaskiert werden müssen.[42] Mit Eve Kosofsky Sedgwick könnte man hierbei von einer Form des »paranoid reading« sprechen, welches Komplexität auf einen einzigen Erklärungsansatz zu reduzieren versucht und dabei immer schon weiß, wie ein Phänomen zu interpretieren ist. Bezeichnenderweise nennt Sedgwick von Foucault beeinflusste Werke wie Butlers *Gender Trouble* von 1990 als Beispiele einer Art der Lektüre, die ihre Gegenstände stets als Ausdruck von Machtverhältnissen liest.[43]

Latour zufolge hat die unter anderem an Foucault geschulte, kritische Lektürepraxis eben solche zerstörerischen Züge angenommen wie deren »absurde Entstellungen«[44] in Form von Verschwörungstheorien. Er bemüht eine militaristische Metaphorik, von Projektilen, Arsenalen und Kommandeuren, um die selbstzersetzende Qualität einer postmodernen Spielart der Kri-

---

39 Latour, Bruno: »Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, in: Critical Inquiry 30 (Winter 2004), S. 225-248.

40 B. Latour: Elend der Kritik, S. 13. Herv. i.O.

41 Ebd., S. 14.

42 Vgl. ebd., S. 14-15. Seit dem Erscheinen von Latours Essay wurden Verschwörungstheorien insbesondere in Bezug auf deren Verbreitung im Internet sowie im Kontext der US-Wahlen und der Corona-Krise vermehrt diskutiert. Vgl. z.B. Butter, Michael: »Nichts ist wie es scheint«. Über Verschwörungstheorien, Berlin: Suhrkamp 2018; Schuller, Sebastian: »World Conspiracy Literature and Antisemitism«, in: Transit 13.1 (2021), S. 194-206.

43 Vgl. Sedgwick, Eve Kosofsky: »Paranoid Reading and Reparative Reading; or, You're So Paranoid, You Probably Think This Introduction is About You«, in: Dies.: Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity, Durham/London: Duke University Press 2003, S. 123-151.

44 B. Latour: Elend der Kritik, S. 16.

tik aufzuzeigen. Ohne Eingrenzung macht eine solche Kritik auch nicht vor ihren eigenen Grundlagen halt, was Jean-Francois Lyotards Klassier *Das postmoderne Wissen* zufolge dazu führt, dass die Wissenschaft ihren Wahrheitsanspruch gegen sich selbst kehrt und ihre Legitimation verliert.[45] Die Wissenschaft stürzt dabei mit Manfred Frank gesprochen »ins Grundlose.«[46] Es geht Latour somit nicht um die Entkräftung des eigenen Frühwerks, sondern um die »Erdung« eines zukunftsträchtigen Verständnisses von Kritik.[47] Diese Erdung sucht Latour nicht zuletzt in der Literatur, insofern diese alternative Metaphern und Erzählungen zur Verfügung stellen kann.[48] In diesem Sinne beschreibt auch die Science-Fiction-Autorin Ursula K. Le Guin in *The Carrier Bag Theory of Fiction* die Abkehr von kriegerischen Narrativen der Vernichtung und empfiehlt an deren Stelle Gefäße und Behälter als Modelle für die Literatur. Ebenso wie eine Tragetasche fasst und versammelt eine Erzählung eine Vielzahl von Dingen und Akteuren und setzt diese in ein Verhältnis. Dabei geht es nicht um die Abwesenheit von Konflikten sondern um einen kontinuierlichen Prozess der Transformation.[49]

Bezeichnenderweise wendet sich auch Latour einem Gefäß zu, um sein Verständnis der Kritik zu erläutern, nämlich dem Krug in Martin Heideggers *Das Ding*. In diesem findet Latour die von ihm als *matters of concern* bezeichneten Gegenstände wieder, im Deutschen übersetzt als »Dinge, die uns angehen oder Dinge von Belang«.[50] »Concern« bezeichnet jedoch noch eine weitere Dimension der Sorge und so könnte man im Sinne von Butlers Stufenmodell der Kritik von einer Krise sprechen, die uns besorgt und unsere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand lenkt. Heidegger verwendet, ohne dass

---

45 Vgl. Lyotard, Jean-François: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien: Passagen, 2019.

46 M. Frank: Neostrukturalismus, S. 112.

47 Zur Denkfigur der Erdung vgl. Latour, Bruno: Das terrestrische Manifest, Berlin: Suhrkamp 2018.

48 In einer Fußnote nennt Latour den Romancier Richard Powers als Beispiel für eine neue Schreibweise, die uns direkt angeht. Vgl. B. Latour: Elend der Kritik, S. 23, Fußnote 11. In *Existenzweisen* beschreibt Latour den Modus der Fiktion außerdem als einen ubiquitären, der anderen Modi wie Technik und Politik gerade erst ermöglicht, deren spezifische Bereiche zu figurieren. Vgl. B. Latour: Existenzweisen, S. 332-363.

49 Vgl. Le Guin, Ursula K.: »The Carrier Bag Theory of Fiction«, in: Cheryll Glotfelty/Harold Fromm (Hg.): The Ecocriticism Reader. Landmarks in Literary Ecology, Athen/London: The University of Georgia Press, 1996, S. 149-154.

50 B. Latour: Elend der Kritik, S. 21.

Latour dies explizit erwähnt, eine ähnliche Terminologie für die Dinge; »sie nennen jegliches, was den Menschen in irgendeiner Weise anliegt, sie angeht, was demgemäß in Rede steht.«[51] Unter Verweis auf die römische *res publica* meint Heidegger damit etwas, das in der Öffentlichkeit diskutiert wird. Genau hierum geht es auch Latour, dessen *matters of concern* gleichsam Gegenstände in deren öffentlicher Relevanz bezeichnen. Anders als Latour grenzt Heidegger das Ding explizit von technischen Gegenständen ab, insofern es das von ihm so genannte Geviert aus Erde, Himmel, den Göttlichen und den Sterblichen versammelt. Während also Heidegger für Latours Unterfangen »ein kraftvolles Vokabular«[52] bietet, so geht es Latour auch um eine Umdeutung von Heideggers techno-pessimistischen Ansichten. Latours Heidegger-Lektüre verfährt jedoch nicht beliebig, sondern nimmt dessen Begriffe auf und übersetzt sie in zeitgenössische techno-politische Szenarien.[53]

Latours erstes Beispiel ist das Unglück des Columbia-Shuttles beim Wiedereintritt in die Erdatmosphäre am 1. Februar 2003. Diese Wahl ist signifikant insofern die Raumfahrt und die Trümmer des Shuttles, die auf der Erde landeten, Heideggers elitärem Verständnis des Dings entgegen- und für die Versammlung des Gevierts einstehen. Latour geht es insbesondere um die »plötzliche Verwandlung eines komplett beherrschten, perfekt verstandenen, von den Medien ganz vergessenen, als gegeben hingenommenen, tatsachenartigen Projektils«[54] in ein *matter of concern*. Zum Ding von Belang wurde das Shuttle, indem es im Katastrophenfall einen medialen und juridischen Untersuchungsapparat in Gang setzte und die Öffentlichkeit gleichsam mobilisierte. Während das Shuttle vor dem Absturz ein starres von der Öffentlichkeit ignoriertes Objekt darstellte, wurde es durch die Katastrophe zu einem Knotenpunkt der Aufmerksamkeit, welcher nicht nur die materiellen Trümmer,

---

51 Heidegger, Martin: »Das Ding«, in: Ders.: Gesamtausgabe: I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976: Band 7: Vorträge und Aufsätze, hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 2000, S. 165-187, hier S. 176.

52 B. Latour: Elend der Kritik, S. 25.

53 Bereits in *Wir sind nie modern gewesen* kritisiert Latour Heideggers Geringschätzung für Empirie und Technik, deutet Heideggers Vokabular allerdings noch nicht produktiv um. Vgl. B. Latour: Wir sind nie modern gewesen, S. 89-91. Den distanzierten Bezug auf einen rechts-konservativen Denker wiederholt Latour im späteren *Kampf um Gaia*, wobei er hier von der »richtigen Dosierung Carl Schmitts« spricht. Vgl. B. Latour: Kampf um Gaia, S. 386.

54 B. Latour: Elend der Kritik, S. 28.

sondern auch die mediale Berichterstattung sowie eine wissenschaftliche Untersuchung miteinander vernetzte. Für Latour besteht das Ding somit in einer mobilen Pluralität, welche Natur und Politik gleichermaßen einschließt. Wie auch schon in *Das Parlament der Dinge* argumentiert er dafür, den Dingen ihre Öffentlichkeitswirksamkeit zuzugestehen, anstatt sie von den Sphären der Politik und Kultur auszuschließen.[55] Dinge von Belang versammeln eine Öffentlichkeit, die sich gerade erst durch diese Dinge formiert und sich auf diese rückbezieht.[56]

Das zweite Beispiel in Latours Heidegger-Lektüre zeigt, dass die Potenzialität der *matters of concern* von der Politik eingehegt und beherrscht werden kann. Er spricht von der ebenfalls im Jahr 2003 stattgefundenen Untersuchung der Vereinten Nationen, die den Irak-Krieg einleitete. Hierbei handelte es sich Latour zufolge um einen Vorgang, der »die Massen von Menschen, Meinungen und Macht zu einem einheitlichen, einmütigen, festen, beherrschten Objekt zu verschmelzen versuchte.«[57] In diesem Fall reduzierten die Vereinten Nationen die historische Komplexität der Sachlage und verfertigten ein beherrschtes Objekt zur Legitimation des Kriegs, anstatt eine Öffentlichkeit zu versammeln, die dem Gegenstand hätte gerecht werden können. Aufgabe der Kritik wäre es hingegen, Dinge von Belang mit Bedeutung anzureichern, damit diese eine handlungsfähige Öffentlichkeit mobilisieren. Es geht also darum, die Komplexität der Vernetzung zwischen verschiedenen Gegenständen und Sachverhalten zu erhöhen. Während sich Butler dem Gegenstand mit Marx nähert und vorweist, wie wir von unserer natürlichen Umwelt abhängen, zeigt Latour mit Bezug auf Heidegger, dass wir direkt mit den Gegenständen vernetzt sind, insofern diese uns versammeln.

---

55 Vgl. Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010.

56 Karen Barad kritisiert Latours repräsentativen Begriff des Parlaments und unterstellt mit Bezug auf Butler, dass Latours Einschließung nicht-menschlicher Akteure die Praktiken unberücksichtigt lässt, die eine interne Differenzierung des Menschlichen gerade erst hervorbringen. Vgl. Barad, Karen: Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning, Durham/London: Duke University Press 2007, S. 58-59. Latour ließe sich hier produktiv durch Butlers performative Theorie der Versammlung ergänzen, insofern sie gerade solche Prozesse mit einbezieht, die das Erscheinen in der Öffentlichkeit erlauben oder wie z.B. im Fall undokumentierter Migrant*innen verhindern.

57 B. Latour: Elend der Kritik, S. 30.

Um die *matters of concern* näher zu bestimmen, bezieht sich Latour auf Heidegger und weist doch über diesen hinaus. Zwar übernimmt Latour Heideggers Rede von Nähe und Distanz, wenn er einfordert, »näher an sie [die Fakten] *heranzukommen*«, und der kantischen Tradition unterstellt, dass sie »sich von ihnen *entfernt* und die Aufmerksamkeit auf die Bedingungen richtet, die sie ermöglichen.«[58] Allerdings hängt das Ausbleiben der Nähe für Heidegger mit technologischer Beschleunigung und medialer Vermittlung zusammen, insofern die Nähe »durch das rastlose Beseitigen der Entfernung sogar abgewehrt wird.«[59] Wie Butler sieht Latour den Medienapparat jedoch als zentralen Bestandteil eines Gegenstands und seiner Vernetzung in der Welt. Er schließt hierbei digitale Netzwerke ein, auch wenn diese nicht mit seinem Begriff des Akteur-Netzwerks identisch sind.[60] In diesem Sinne liest Latour Heidegger so, *als ob* zwischen dem welthaltigen Ding und dem technologischen Gegenstand kein Unterschied bestünde. Um eine dogmatische Auslegung Heideggers geht es Latour ohnehin nicht und dennoch ist der Bezug auf die Philosophiegeschichte erforderlich, um dem eigenen Denken einen historischen Grund zu geben, auf dem es sich entfalten kann. Latours abschließende methodologische Reflexion – und ich überspringe hier einen längeren Abschnitt zu Whitehead, Turing und anderen – ist diesbezüglich erhellend: Er schlägt vor, die Kritik mit »*Multiplikation*« in Verbindung zu bringen: »D.h. mehr Ideen generieren, als wir empfangen haben, als Erben einer ruhmreichen kritischen Tradition, die wir nicht wegsterben oder wie ein nicht mehr gespieltes Klavier ›verstummen‹ lassen wollen.«[61]

Als Erben empfangen die Kritiker*innen Begriffe, die von der Tradition übermittelt werden. Gleichzeitig generieren sie neue Ideen, die der Gegenwart angemessen sind, da die Tradition selbst nicht starr und mechanisch, sondern lebendig gedacht wird. Die Tatsache, dass die Tradition sterben kann, generiert den Imperativ, diese durch neue Denkgewohnheiten am Leben zu halten und sie nicht verstummen zu lassen. Multiplikation der Ideen kann dabei nur durch einen idiosynkratrischen Umgang mit dem kritischen

---

58 Ebd., S. 21. Herv. i.O. Insbesondere diese Einschätzung der kantischen Tradition kritisiert Butler an Latour. Vgl. J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 19-21.

59 M. Heidegger: Das Ding, S. 167.

60 In *Existenzweisen* erläutert Latour, dass technische Netzwerke wie das Internet von heterogenen und prozessualen Akteur-Netzwerken hervorgebracht werden, die das Resultat einer gleichmäßigen Zirkulation gerade erst ermöglichen. Vgl. B. Latour: Existenzweisen, S. 69-73.

61 B. Latour: Elend der Kritik, S. 59-60. Herv. i.O.

Erbe stattfinden und Latour führt dies performativ in seiner Lektüre Heideggers vor.[62] Er gelangt dabei von Metaphern des Kriegs und der Zerstörung zu einem Denken des Sammelns, Aufbewahrens und schließlich Versammelns, welches selbst auf einer metaphorischen Sprache basiert und sich nicht völlig in eine reine Begriffssprache auflösen lässt. Er gibt gleichzeitig eine nicht-dogmatische Instruktion im Lesen, welche in der Form der Auslese Ideen aus heterogenen Texten versammelt. Diese Bewegung, die sich gegen eine institutionalisierte Kritik wendet, öffnet damit Latours eigenes Werk für die aneignende Re-Lektüre anderer; und genau diese Bewegung findet sich auch in Butlers Auseinandersetzung mit Marx, zu der ich im folgenden Abschnitt zurückkommen werde.

## 4 Butler liest Marx II

Butlers Aufsatz ›*Die Philosophie hat sich verweltlicht.*‹ *Marx über rücksichtlose Kritik* widmet sich einem vielrezipierten Brief des jungen Marx an Arnold Runge, geschrieben im September 1843. Dem Brief geht ein längerer Austausch voraus, in dem sich Marx über die despotischen Zustände in Deutschland, sprich Preußen, beklagt und die Entstehung einer neuen Welt in Aussicht stellt. Im Zentrum von Butlers Lektüre stehen die Fragen nach der Aufgabe der Kritik im Verhältnis zu dieser Vision, nach der Qualität der Kritik als zerstörend oder schöpferisch, sowie nach dem Standpunkt der Kritik außerhalb der universitären Institutionen. In seinem Brief antizipiert Marx das Zusammentreffen mit Runge in Paris und entwirft letztere Stadt als einen »Sammelpunkt für die wirklich denkenden und unabhängigen Köpfe«.[63] Butler betont den pluralischen Charakter von Marx' Agenda, welche im Sinne Latours auf einer Versammlung basiert. Inwiefern dieser Sammelpunkt auch Dinge mit einbezieht, zeigt sich in Marx' vorherigem Brief aus dem Mai, den Butler unberücksichtigt lässt. Hier ereifert sich Marx gegen Friedrich Wilhelm IV.,

62 Laut Joseph Vogl operiert eine idiosynkratrische Theorie lokal und historisch. Im Unterschied zu einer robusten Theorie setzt sie dabei keine generalisierten Begriffe voraus. Vgl. Vogl, Joseph: »Robuste und idiosynkratrische Theorie«, in: KulturPoetik 7.2 (2007), S. 249-258.

63 Marx, Karl: »Briefe aus den ›Deutsch-Französischen Jahrbüchern‹«, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 1, Berlin: Dietz Verlag 1981, S. 337-346, hier S. 343.

welcher dem Bürgertum zeitweise Zugeständnisse im Bereich der Redefreiheit machte, diese jedoch schnell wieder annullierte. Marx zufolge »schien die alte Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt zu sein, ja, die Dinge fingen an, sich in Menschen zu verwandeln«.[64] Marx' Wortassoziation führt vom Umsturz der »Ordnung der Dinge« zur Verlebendigung eben jener Dinge, welche eine scheinbare Handlungsfähigkeit gewinnen. Insofern es Marx um die Redefreiheit in Preußen geht, könnte man mit Latour sagen, dass die Dinge durch öffentliche Diskussion zu *matters of concern* und in diesem Sinne zu Akteuren werden. Von der inerten Ordnung statischer Gegenstände führt der Weg zu einer mobilisierten Gegenwart der Dinge von Belang, die der »leidenden« Menschheit die Gelegenheit geben »sich zu sammeln«,[65] wie Marx dies zum Schluss des Briefes verkündet.[66]

Die *rücksichtslose Kritik alles Bestehenden*, die Marx im Brief vom September beschwört, richtet sich auf die kurz skizzierte Situation in Preußen, beinhaltet aber auch eine allgemeine Theorie der kritischen Praxis. Um diese herauszuarbeiten, verfolgt Butler Marx' Ablehnung sowohl der Anarchisten, die die alte Welt ohne Plan für das Kommende zerstören wollen, als auch der Dogmatiker, die eine ganz bestimmte Vorstellung der neuen Welt verfolgen. Butler zufolge versteht Marx Kritik vielmehr »als eine destruktive Form der Entdeckung einer neuen Welt«.[67] Diese Entdeckung ist unabschließbar – »das Fertigwerden für alle Zeiten [ist] unsere Sache nicht«[68] – und bezieht sich zwangsläufig auf die Widersprüche der alten Welt. Wie Butler aufzeigt, legt Marx ein geschichtliches Verständnis der Vernunft zugrunde, die immer schon in Formen wie dem Staat anwesend war, ihr Ideal jedoch nie ganz erreichen konnte. Diese Fehlbarkeit ermöglicht eine immanente Kritik, die die

---

64 Ebd., S. 341.

65 Ebd., S. 343.

66 Die Lesart, die ich hier mit Butler und Latour vorschlage, verhält sich komplementär zu Marx' Theorie der Verdinglichung. Während der Warentausch laut Marx soziale Verhältnisse zwischen Menschen zu einem dinglichen Verhältnis formt, deutet sich hier an, dass historische Brüche den Dingen einen menschlichen Charakter verleihen können, bzw. dass die Dinge zuallererst soziale Verhältnisse stiften, indem sie in Rede stehen. Vgl. insbesondere den Abschnitt zum »Fetischcharakter der Ware« in Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals [=Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 23, Berlin: Dietz Verlag 1962], S. 85-98.

67 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 79.

68 K. Marx: Briefe, S. 344.

Formen an ihrem jeweiligen Anspruch misst. Für Marx ist die konkrete Auseinandersetzung mit Fragen des Staates eine Dimension der Verweltlichung von Kritik. Sie ist als eine kollektive Praxis zu verstehen, die sich mit der unabgeschlossenen Form vergangener Ideen auseinandersetzen muss. In Butlers Worten werden wir von Marx aufgefordert, »zusammen etwas zu durchdenken, bis ans Ende zu durchdenken und uns dabei den nötigen Mut zu machen, um das denken zu können, was noch nicht vollständig gedacht wurde.«[69]

Insofern sich das Denken auf zuvor Gedachtes bezieht, ist es nicht völlig selbstbestimmt, sondern entwickelt sich aus überlieferten Prinzipien. Wie dies genau zu verstehen ist, führt Butler performativ an Marx' Brief vor. Den enigmatischen Satz, »Wir entwickeln der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien«,[70] liest sie als Form einer begrifflichen Verdoppelung. In der Wiederholung bezeichnen die Worte »Prinzipien« und »Welt« jeweils Unterschiedliches und es entsteht eine temporale Differenz.[71] Vorerst verfügen wir nur über die widersprüchlichen Prinzipien der Vergangenheit, um uns über die Gegenwart zu verständigen. Es ist also eine Form der Lektüre von Nöten – und hier imaginiert Butler Marx wie er mit dem Rotstift durch die Texte der politischen Ökonomie fährt[72] –, die es unternimmt die unabgeschlossenen Gedanken der Vergangenheit weiterzudenken. Dass dies einen sprachlichen Vorgang der Resignifizierung einschließt, demonstriert Butler an Marx' Gebrauch des Wortes »Beichte«. Während Marx die Religion als eine Institution kritisiert, die uns vom Verständnis der Gegenwart abhält, bedient er sich gleichzeitig dieses religiösen Begriffs, um seinen Brief zum Abschluss zu bringen. Die Praxis der kritischen Philosophie bezeichnet er als eine Beichte der eigenen Fehler: »Um sich ihre Sünden vergeben zu lassen, braucht die Menschheit sie nur für das zu erklären, was sie sind.«[73] Diesen Vorgang möchte Butler im Sinne einer Darstellung verstehen, die die Fehlleistungen früherer Denkversuche offenlegt und damit den ersten Schritt zu deren Überschreitung macht. Genau dies unternimmt Marx, Butler zufolge, wenn er den religiösen Begriff der Beichte katachrestisch gebraucht und da-

---

69 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 83.
70 K. Marx: Briefe, S. 345.
71 Vgl. J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 84.
72 Vgl. ebd., S. 86.
73 K. Marx: Briefe, S. 346.

mit etwas bezeichnet, was so noch nicht gedacht worden ist und der klaren Begrifflichkeit entbehrt.[74]

Dass Marx die Kritik als Beichte gedanklicher Fehlleistungen bezeichnet, hat weitreichende Folgen. Einerseits erfordert die Kritik die Auseinandersetzung mit den widersprüchlichen Gestalten des Denkens, die uns von der Vergangenheit überliefert sind. Das Umdeuten dieser Gedanken soll es ermöglichen, eine neue Ordnung der Welt zu denken. Andererseits trifft die notwendige Fehlbarkeit des Denkens auch die Kritiker*innen der Gegenwart. Aus der historischen Perspektive erscheint das eigene Denkvermögen begrenzt, was noch einmal die Notwendigkeit des kollektiven Charakters von Marx' Projekt unterstreicht. Nicht nur fordert uns Marx scheinbar dazu auf, seine eigenen Texte rücksichtslos zu lesen; auch Butler wiederholt diese Geste in der Lektüre und empfiehlt so, ihr eigenes Schreiben weiter- und dabei umzudenken. Dieses anti-dogmatische Verständnis der Kritik geht auf Marx' These zurück, dass die kritische Praxis nicht abschließbar ist und das Neue immer nur in der Überschreitung des Gegebenen gedacht werden kann. Wie Butler aufzeigt, ist diese Bewegung jedoch alles andere als beliebig; sie ist vielmehr bedingt durch den gegenwärtigen Zustand der Welt. Denn wo Marx postuliert, dass die Kritik »eine Arbeit für die Welt und für uns«[75] ist, da folgert Butler, dass die Kritik »kein ausschließlich menschliches Handeln [ist], da die Menschen nunmehr in Übereinstimmung mit der Welt agieren«.[76] Mit Latour können wir nun formulieren, dass die kritische Praxis auf Dinge von Belang angewiesen ist, da sie sonst weltlos bleibt. Verweltlicht ist die Kritik dabei nach Marx insofern sie im Austausch mit der Welt agiert, wobei die Welt Butler zufolge als eine Grenze des menschlichen Denkens und Handelns erscheint.

Einmal mehr liest Butler Marx in einer nicht-anthropozentrischen Art und Weise. Wenn sie auf die sprachliche Resignifikation alter Begriffe verweist, versteht sie dies nicht im Sinne postmoderner Sprachspiele, die auf der Ebene des Texts verweilen. Vielmehr zeigt sie mit Marx, welchen unabweisbaren Anteil die Welt der Dinge für das Denken hat. Dies ist eine historische Welt, deren zeitlicher Charakter die Re-Lektüre überlieferter Texte notwendig macht, wenn man es unternimmt, sich der Welt anzunähern. Eine Grenze ist die Welt auch deshalb, weil das Denken sie nie ganz einholen kann, sondern sich immer in einer gewissen Verspätung befindet. Dies ist für Butler

74 Vgl. J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 88-89.

75 K. Marx: Briefe, S. 346.

76 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 95.

jedoch kein Grund zum Verzagen, sondern bekräftigt vielmehr das Projekt der Kritik als eines kollektiven, verweltlichten und unabschließbaren Unternehmens. Ich möchte nun einige – gewissermaßen temporäre – Schlussfolgerungen ziehen, die sich aus der parallelen Lektüre Butlers und Latours für den gegenwärtigen Stand der Kritik ergeben.

## 5 Schlussfolgerungen: Poetik der Kritik

In Bezug auf die Bearbeitung des Gegenstands bei Marx und die Versammlung des Dings bei Heidegger setzen sich Butler und Latour mit der materiellen Welt der Dinge auseinander. Diese Dinge sind jedoch nicht selbstgenügsam, sondern sprachlich, gesellschaftlich und medial vermittelt. Butler und Latour bedienen sich in der Beschreibung selbst einer metaphorischen Sprache, die sich nicht immer vollständig in reine Begriffe auflösen lässt und betonen zugleich das Unterfangen, die Denkformen der kritischen Tradition zu erweitern und deren Bedeutungen umzudeuten.[77] Dabei bewegen sie sich über den Text hinaus und nähern sich der Welt an, auch wenn sich diese in ihrer Ganzheit entzieht. Die Unmöglichkeit, die Welt im Denken vollständig einzuholen, beruht auf ihrer Geschichtlichkeit, die im Zeitalter des Anthropozäns noch gesteigert erscheint. Die Tradition der Kritik kann somit ihre eigene Gewordenheit nicht verleugnen, sondern muss dynamisch gedacht werden. Insofern könnte man von einer Poetik der Kritik bei Butler und Latour sprechen, die aus dem Überlieferungsgeschehen heraus neue Denkmöglichkeiten schafft. In der aneignenden Lektüre legen sie philosophiegeschichtliche Begriffe neu aus und nähern sich dem gegenwärtigen Stand der Dinge an. Dieser Vorgang vollzieht jedoch nicht die Einebnung des Gattungsunterschieds zwischen Philosophie und Literatur, wie sie Habermas an Jacques Derrida und dessen angloamerikanischen Nachfolgern kritisiert.[78] Vielmehr handelt es sich um eine poietische Lektürepraxis der Philosophie, die selbst an der Literatur geschult, jedoch nicht mit dieser identisch ist.

Der schöpferischen Praxis der Kritik liegt bei Butler ein Derrida'sches Textverständnis zugrunde, welches sich grundlegend von demjenigen in Habermas' Derrida-Kritik unterscheidet. Aufgrund der Zeitlichkeit textueller

---

77 Zur Verstrickung von Metapher und Materie im Denken vgl. Gandorfer, Daniela/Ayub, Zulaikha: »Introduction: Matterphorical«, in: Theory & Event 24.1 (2021), S. 2-13.

78 Vgl. J. Habermas: Diskurs der Moderne, S. 219-247.

Überlieferung ist die Auslegung eines Textes nie vollständig abgeschlossen. Diese Unabgeschlossenheit eröffnet die Möglichkeit zukünftiger Sinnstiftung, die durch Prozesse der Übersetzung und Re-Kontextualisierung vorangetrieben wird.[79] Eine solche Praxis, die ich ansatzweise auch in Latours Heidegger-Lektüre aufgezeigt habe, steht in einer überraschenden Nähe zur Hermeneutik in der Folge von Hans-Georg Gadamer, bei dem Butler in Heidelberg Vorlesungen besuchte. So beschreibt Manfred Frank im Anschluss an Gadamer das Vorhaben der Hermeneutik als eines der »Differenzierung und Vervielfältigung des Sinns«.[80] Wenn die Lektüre philosophischer Texte einen Vermittlungszusammenhang zwischen vergangenem Denken und gegenwärtiger Krise herstellt, dann ist dieser Vorgang immer auch bedeutungserweiternd. Denn ohne schöpferische Kraft wäre die Kritik vollständig in der Gegenwart verhaftet und Butlers Anspruch, sozialen Wandel herbeizuführen, wäre nicht einzulösen. Hermeneutik und Dekonstruktion erscheinen dabei nicht als Gegensatz, sondern als sich ergänzende Verfahrensweisen des Denkens.

Abschließend stellt sich noch einmal die Frage nach dem Stellenwert der Universität, welche in Marx' Brief an Runge aufgeworfen wird. Marx zeichnet das Bild eines Publikums, welches erwartete, dass ihm »die gebratenen Tauben der absoluten Wissenschaft in den Mund flogen.«[81] Einer rein passiven Rezeption stellt Marx das Verfahren der Umdeutung entgegen, welches laut Butler einen »unaufhörlichen Bruch mit den philosophischen Regularien«[82] vollzieht. Kann aber ein solcher Bruch außerhalb der universitären Institution stattfinden, welche die Überlieferung der philosophischen Tradition sicherstellt? Und ist die Verweltlichung der Kritik als ein direktes Einwirken in soziale Zusammenhänge zu verstehen? Latour jedenfalls sieht in der »popularisierten, will sagen lehrbaren Version von sozialer Kritik«[83] eine Gefahr, die wissenschaftliche Methodik auf paranoide, postmoderne Formen der Gegenwartsbetrachtung zu reduzieren. Während sich bei Latour ein gewisser Vorbehalt gegen das Populäre abzeichnet, ist es vielmehr die neoliberale Universität, die im Zeichen der Verwertbarkeit die Lehre der Kritik normalisiert. So

---

79 Vgl. Butler, Judith: »Introduction«, in: Jacques Derrida: Of Grammatology, Baltimore: Johns Hopkins University Press 2016, S. vii-xxiv.

80 M. Frank: Neostrukturalismus, S. 569.

81 K. Marx: Briefe, S. 344.

82 J. Butler: Rücksichtslose Kritik, S. 77.

83 B. Latour: Elend der Kritik, S. 14.

erläutert Werner Hamacher in seiner Kritik der europäischen Bildungsreformen, dass die Geisteswissenschaften vor ökonomischen Zwängen geschützt werden müssen, damit sie ihrer Form-Autonomie entsprechend die Möglichkeit eröffnen können, noch nicht Gedachtes zu denken. Durch die Verwertung von Forschung und Lehre greife der Staat jedoch in diese Autonomie ein und nehme der Wissenschaft die Bedingung dafür, den Zustand der Gesellschaft und des Staats kritisch zu reflektieren.[84]

Im US-amerikanischen Kontext legen Elizabeth S. Anker und Rita Felski nahe, dass die Vertreter*innen der Kritik noch stärker mit der Öffentlichkeit in Verbindung treten und die Welt-erschaffenden Dimensionen ihrer Arbeit in den Vordergrund stellen sollten.[85] Anstatt also den Eintritt der Kritik in den Mainstream zu verdammen, geht es vielmehr darum, die neoliberalen Vorzeichen dieses Prozesses zu erkennen und dagegen eine Kritik zu setzen, die eine informierte Öffentlichkeit versammelt. Letzteres betreibt Latour durch die digitale Vernetzung seiner Arbeit, die zu neuen Lektüreformen anregt und es der Leserschaft erlaubt, selbst kommentierend in das Werk einzugreifen und eine gemeinsame Welt entstehen zu lassen.[86] Die Welt-erschaffende Qualität der Kritik gründet auf ihrem Vermögen, aus den Gedanken der Vergangenheit eine andere Zukunft entwerfen zu können. Stellt diese poietische Dimension der kritischen Praxis jedoch einen nicht lehrbaren Anteil dar? Sicherlich lässt sie sich nicht in quantifizierbare Einheiten teilen, die dann wie in Marx' Bild von den gebratenen Tauben einem passiven Publikum zugeführt werden könnten. Sie erfordert vielmehr die genaue Lektüre sowohl der Texte der Vergangenheit als auch der gegenwärtigen Dinge von Belang. Die Tatsache, dass mit letzteren immer mehr ein Zustand der Krise bezeichnet ist, der – vom Öffentlichkeitsabbau bis zum Klimawandel – uns alle betrifft, macht es um so dringlicher, die Autonomie der Kritik innerhalb der universitären Institution zu verteidigen. Deshalb sollte das öffentliche Bild der Kritik nicht mehr von einer als nihilistisch verstandenen Postmoderne, sondern von der Sorge um eine gemeinsame Welt geprägt sein. Schließlich kann Kritik nicht mehr nur

---

84 Vgl. Hamacher, Werner: »Freistätte – Zum Recht auf Forschung und Bildung«, in: Ders.: Sprachgerechtigkeit, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2018, S. 283-322. Hamacher bezieht sich dabei implizit auf Derrida, Jacques: Die unbedingte Universität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

85 Vgl. Anker, Elizabeth S./Felski, Rita: »Introduction«, in: Dies. (Hg.): Critique and Postcritique, Durham/London: Duke University Press 2017, S. 1-28, hier S. 20.

86 Vgl. http://modesofexistence.org

als Tätigkeit einer universitären Elite verstanden werden. Auch wenn sie immer etwas zu spät zu kommen scheint, bleibt die Kritik auf gesellschaftliche Akteure bezogen, die dazu beitragen, eine bessere Welt zu erschaffen.

## Literatur

Althusser, Louis: »Marxismus und Humanismus«, in: Ders.: Für Marx, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968, S. 168-195.

Anker, Elizabeth S./Rita Felski (Hg.): Critique and Postcritique, Durham/London: Duke University Press 2017.

Anker, Elizabeth S./Rita Felski: »Introduction«, in: Dies. (Hg.): Critique and Postcritique, Durham/London: Duke University Press 2017, S. 1-28.

Barad, Karen: »Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter«, in: Signs 28.3 (Frühling 2003), S. 801-831.

Barad, Karen: Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning, Durham/London: Duke University Press 2007.

Butler, Judith: »Contingent Foundations: Feminism and the Question of ›Postmodernism‹«, in: Dies./Joan W. Scott (Hg.): Feminists Theorize the Political, New York: Routledge 1992, S. 3-21.

Butler, Judith: Subjects of Desire: Hegelian Reflections in Twentieth-Century France, New York: Columbia University Press 1999.

Butler, Judith: Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung, Berlin: Suhrkamp 2016.

Butler, Judith: »Introduction«, in: Jacques Derrida: Of Grammatology, übers. v. Gayatri Chakravorty Spivak, Baltimore: Johns Hopkins University Press 2016, S. vii-xxiv.

Butler, Judith: »Critique, Crisis, and the Elusive Tribunal«, in: Peter E. Gordon/Espen Hammer/Axel Honneth (Hg.): The Routledge Companion to the Frankfurt School, New York/Abingdon: Routledge 2019, S. 542-553.

Butler, Judith: Rücksichtslose Kritik: Körper, Rede, Aufstand, Konstanz: University Press 2019.

Butler, Judith: Die Macht der Gewaltlosigkeit: Über das Ethische im Politischen, Berlin: Suhrkamp 2020.

Butter, Michael: »Nichts ist wie es scheint«: Über Verschwörungstheorien, Berlin: Suhrkamp Verlag 2018.

Derrida, Jacques: Die unbedingte Universität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

Frank, Manfred: Was ist Neostrukturalismus?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1984.

Gandorfer, Daniela/Zulaikha Ayub: »Introduction: Matterphorical«, in: Theory & Event 24.1 (Januar 2021), S. 2-13.

Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne: Zwölf Vorlesungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988.

Hamacher, Werner: »Freistätte – Zum Recht auf Forschung und Bildung«, in: Ders.: Sprachgerechtigkeit, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2018, S. 283-322.

Heidegger, Martin: »Das Ding«, in: Ders.: Gesamtausgabe: I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976: Band 7: Vorträge und Aufsätze, hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 2000, S. 165-187.

Hottner, Wolfgang: Kristallisationen: Ästhetik und Poetik des Anorganischen im späten 18. Jahrhundert, Göttingen: Wallstein 2020.

Jaschik, Scott: »Judith Butler on Being Attacked in Brasil«, in: Inside Higher Ed vom 13.11.2017. Online: https://www.insidehighered.com/news/2017/11/13/judith-butler-discusses-being-burned-effigy-and-protested-brazil

Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, Hamburg: Felix Meiner 1956.

Kofman, Ava: »Bruno Latour, the Post-Truth Philosopher, Mounts a Defense of Science«, in: The New York Times Magazine vom 25.08.2018. Online: https://www.nytimes.com/2018/10/25/magazine/bruno-latour-post-truth-philosopher-science.html

Latour, Bruno: »Postmodern? No Simply Amodern. Steps Towards an Anthropology of Science«, in: Studies in the History and Philosophy of Science 21 (1990), S. 145-171.

Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Berlin: Akademie Verlag 1995.

Latour, Bruno: »Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, in: Critical Inquiry 30 (Winter 2004), S. 225-248.

Latour, Bruno: Elend der Kritik: Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Berlin/Zürich: diaphanes 2007.

Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010.

Latour, Bruno: Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin: Suhrkamp 2014.

Latour, Bruno: Kampf um Gaia: Acht Vorträge über das neue Klimaregime, Berlin: Suhrkamp 2017.

Latour, Bruno: Das terrestrische Manifest, Berlin: Suhrkamp 2018.

Le Guin, Ursula K.: »The Carrier Bag Theory of Fiction«, in: Cheryll Glotfelty/Harold Fromm (Hg.): The Ecocriticism Reader: Landmarks in Literary Ecology, Athen/London: The University of Georgia Press, 1996, S. 149-154.

Lyotard, Jean-François: Das postmoderne Wissen: Ein Bericht, Wien: Passagen Verlag, 2019.

Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals [=Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 23, Berlin: Dietz Verlag 1962].

Marx, Karl: »Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844«, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 40, Berlin: Dietz Verlag 1968, S. 465-588.

Marx, Karl: »Briefe aus den ›Deutsch-Französischen Jahrbüchern‹«, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 1, Berlin: Dietz Verlag 1981, S. 337-346.

Sedgwick, Eve Kosofsky: »Paranoid Reading and Reparative Reading; or, You're So Paranoid, You Probably Think This Introduction is About You«, in: Dies.: Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity, Durham/London: Duke University Press 2003, S. 123-151.

Schuller, Sebastian: »World Conspiracy Literature and Antisemitism«, in: Transit 13.1 (2021), S. 194-206.

Vogl, Joseph: »Robuste und idiosynkratrische Theorie«, in KulturPoetik 7.2 (2007), S. 249-258.

# Postmoderne, Poststrukturalismus… Panfiktionalismus?

## Probleme der Klassifikation von ›Theorie‹ am Beispiel eines Begriffs aus Narratologie und Fiktionalitätstheorie

*Florian Scherübl*

Seit einiger Zeit ist eine Tendenz der Verschränkung literaturwissenschaftlicher Theoriediskussion mit der weltpolitischen Lage zu beobachten. Was man bislang auf so vielfältige Weise als ›Poststrukturalismus‹, ›Postmoderne‹ oder einfach ›Theorie‹ etikettiert hat, wird heute in Zeitschriften und Zeitungen unter Generalverdacht gestellt, für ein ›postfaktisches Zeitalter‹ verantwortlich zu sein. Man könnte hier mit einem Seufzen über das Feuilleton abwinken. Dagegen spricht, dass nicht wenige der öffentlichen Vorwürfe direkt aus Philosophie und Literaturwissenschaft stammen.[1] Momentan scheint eine Lesweise der in Frage stehenden Theorien populär, die in Narratologie, Fiktionalitätstheorie und der jüngeren Hermeneutik schon in den Jahren zuvor zu beobachten war. Hier geht der Import von meist logisch-semantischen Modellen und Methoden, die stark von Strömungen der sprachanalytischen Philosophie beeinflusst sind, seit gut zwanzig Jahren mit einer polemischen Wendung gegen ›Postmoderne‹ und ›Poststrukturalismus‹ einher. Letzteren wird dabei eine Vermengung von Fiktion und Wirklichkeit vorgeworfen. Bei der Exorzierung nicht nur von ›Theorie‹, sondern von konstruktivistischen und pragmatistischen Denkansätzen überhaupt steht zuweilen nicht weniger als eine neue Grundlegung der Literaturwissenschaften oder einzelner ihrer Bereiche zur Debatte – ob diese nun danach gefragt haben oder nicht.[2] Der

1 Siehe hierzu die Einleitung und den Beitrag von Sebastian Ernst im vorliegenden Band.

2 Siehe etwa Tepe, Peter: Kognitive Hermeneutik. Textinterpretation ist als Erfahrungswissenschaft möglich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007; Kablitz, Andreas:

Begriff ›Panfiktionalismus‹ spielt hier oft eine Schlüsselrolle.[3] ›Panfiktionalismus‹ wird den sonst als postmodern oder poststrukturalistisch eingeordneten Theorien vorgeworfen. Gerade im sogenannten ›postfaktischen Zeitalter‹ läuft mit diesem Vorwurf wenigstens suggestiv auch eine politische Anklage mit.

> Das Aufgeben eines wirkungsvollen Fiktionsbegriffs hin zu einer panfiktionalistischen oder postmodernen Sichtweise, die den Unterschied zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Werken schlichtweg einebnet, ist somit nicht notwendig. Insbesondere in Anbetracht der derzeitigen Diskussionen zu sogenannten fake news oder der Rede von ›alternativen Fakten‹ scheint es wichtiger denn je, einen trennscharfen Fiktionsbegriff aufrechtzuerhalten. Der Kenntnisstand der aktuellen Fiktionstheorie in den Geisteswissenschaften hält hierfür, wie gezeigt, eine Reihe triftiger Argumente bereit.[4]

Man erkennt an dieser Schlussfolgerung eines Aufsatzes von J. Alexander Bareis, dass sich fiktionalitätstheoretische Projekte, die einen »trennscharfen Fiktionsbegriff« anvisieren, durch die Reden vom ›postfaktischen Zeitalter‹ in ihrer Relevanz bestärkt sehen und sich vielleicht sogar als Analysemittel für gesellschaftspolitische Gemengelagen in Aussicht zu stellen beabsichtigen. Bareis' Rede von der »Einebnung des Gattungsunterschieds zwischen Literatur und Philosophie« belehnt dabei überdeutlich Jürgen Habermas' Kritik an Jacques Derrida und identifiziert so *den* ›Panfiktionalisten‹ mit *dem* ›Postmodernen‹.[5] Der Vorwurf an jemand, »einer panfiktionalistischen

---

Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur, Freiburg i.Br.: Rombach 2013; Hösle, Vittorio: Kritik der verstehenden Vernunft. Eine Grundlegung der Geisteswissenschaften, München: C.H. Beck 2018; Gabriel, Gottfried: Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn: Mentis 2019.

3 Vgl. ebd., S. 131-135; Lavocat, Françoise: Fait et Fiction. Pour une frontière, Paris : Éditions de Seuil 2016, S. 59-100, Gabriel, Markus : Fiktionen, Berlin : Suhrkamp 2020, S. 120.

4 Bareis, J. Alexander: »Faktual und fiktional erzählte Welten«, in: Christoph Bartsch/Frauke Bode (Hg.), Welt(en) erzählen. Paradigmen und Perspektiven, Berlin/Boston: De Gruyter 2019, S. 89-114, hier S. 111.

5 Vgl. Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S. 219. Das seltsame Nachleben von Habermas' *J´accuse* würde eine eigene Untersuchung verdienen, insbesondere was seine theoretische Dislozierung und Dekontextualisierung angeht. So spricht Bareis ebenso wie Gottfried Gabriel und andere von einer Einebnung des Unterschieds »zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen

oder postmodernen Sichtweise« anzuhängen, erweist sich so als Fortsetzung der Postmoderne-Debatte mit fiktionstheoretischen Mitteln. Angelastet wird den sogenannten ›Panfiktionalist*innen‹ die Einebnung einer Fakt-/Fiktions-Differenz. Doch genau besehen wird letztere von heutigen Fiktionalitätstheorien selbst erst und auf eine keinesfalls selbstverständliche Weise instauriert, dabei aber oft als alternativlos und verbindlich hingestellt.

Geht man von hier aus der Begriffskonstruktion (1.) und Genealogie (2.) des Begriffs ›Panfiktionalismus‹ genauer nach, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Term seit seinem Auftauchen genuin zum Ausschluss gewisser Modelle aus Narratologie und Fiktionalitätstheorie dient: solcher nämlich, welche die aus der sprachanalytischen Philosophie importierten Grundlagen der Verbindung einer logisch-semantischen Korrespondenztheorie mit dem Weltbegriff nicht bedenkenlos mittragen, auf welchen diese Forschungsfelder sich seit geraumer Zeit großenteils fundieren. Als deskriptiver Begriff wird ›Panfiktionalismus‹ vor allem dadurch fragwürdig, dass er eine stark reduktionistische klassifikatorische Fremdbestimmung der von ihm gemeinten Positionen bietet (3.). Die logisch-semantischen Fiktionalitäts- und Weltentheorien, die sich von den konstruktivistischen Theorien der ›Panfiktionalist*innen‹ abgrenzen, scheinen auf diese Weise zudem den implizit konstruktivistischen Charakter ihres eigenen Weltbegriffs übersehen zu wollen (4.). Letztlich dispensiert die Abgrenzung vom ›Panfiktionalismus‹ die logisch-semantischen Theorien nämlich davon, sich bestimmte pragmatistische Fragen bezüglich Fiktion und Wirklichkeit überhaupt zu stellen (5.). Gerade diese Fragestellungen, so denke ich, betreffen noch die Vermitteltheit des Wissens darüber, was in aktuellen oder wirklichen Welten als Gegebenheit veranschlagt wird. Hier hätten Untersuchungen des angeblichen ›postfaktischen Zeitalters‹ auf der Höhe ihres Gegenstandes anzusetzen. Die unter der ohnehin fragwürdigen Formel des

---

Werken« – was nicht automatisch schon dasselbe wie bei Habermas meint (bei dem es um »*die Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur*« geht). Dessen Vorwurf wird zudem entdifferenziert, indem er von Derrida (dem allein Habermas das vorwirft) auf ausnahmslos alles ausgeweitet wird, was unter ›Poststrukturalismus‹ firmieren mag. Die Plausibilität von Habermas' Kritik hängt außerdem stark von idiosynkratischen Vorannahmen seiner Diskursethik ab, wie Philipp Freytag gezeigt hat. Diese geraten den Berufungen auf Habermas' Derrida-Kritik aber gar nicht mehr in den Blick. Vgl. Freytag, Philipp: Die Rahmung des Hintergrundes. Die Debatten Searle-Derrida und Searle-Habermas, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 2019.

›Postfaktischen‹ subsumierten Phänomene fiktionalitätstheoretisch treffender in den Blick zu bekommen, dürfte wohl erst einer pragmatistischen Fiktionalitätstheorie gelingen, die ihren Analyserahmen nicht auf logische Semantik und Referenzfragen verengt: interessante Ansätze hierfür, so werde ich abschließend plädieren, finden sich ausgerechnet bei denen, die aus fiktionalitätstheoretischer Sicht als ›Panfiktionalist*innen‹ in die Kritik geraten sind.

## 1 Panfiktionalismus. Zur Begriffsbestimmung

Eine oft angeführte Definition von ›Panfiktionalismus‹ gibt Eva Konrad in dem bei weitem informativsten Handbuchartikel zum Begriff: »Der Panfiktionalismus lässt sich als eine Theorie definieren, die alle Texte für gleichermaßen fiktional hält.«[6] Es lasse sich zwischen einem allgemeinen und einem spezifisch narratologischen Argument für diese Position unterscheiden. Dem allgemeinen Argument zufolge werde jede Bezugnahme auf die Wirklichkeit für unmöglich erklärt und so behauptet, es gebe keine Grundlage für die Unterscheidung zwischen fiktionalen und faktualen Texten. Das narratologische Argument hingegen besage, dass der Unterscheid zwischen beiden Arten von Texten sich aufgrund narrativer Strategien auflöse, die in ausnahmslos allen Texten zur Anwendung kämen.[7] Panfiktionalistische Positionen ließen sich dabei auf drei unterschiedlichen Arten von Begründungen fundieren. Sie behaupteten jeweils: 1.) Eine grundsätzliche Unmöglichkeit, sprachlich auf die

6 Konrad, Eva: »Panfiktionalismus«, in: Tilmann Köppe/Tobias Klauk (Hg.), Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 235-254, hier S. 235.

7 Vgl. zum allgemeinen Argument Konrad, Eva-Maria: Dimensionen der Fiktionalität. Analysen zu einem Grundbegriff der Literaturwissenschaft, Münster: Mentis 2014, S. 65: »*Prämisse 1:* Der Unterschied zwischen fiktionalen und faktualen Texten basiert auf ihren unterschiedlichen Referenzwelten: Fiktionale Texte beziehen sich auf verschiedene fiktive Welten, faktuale Texte auf eine, reale Welt, auf die Wirklichkeit.//*Prämisse 2:* Eine Bezugnahme auf die reale Welt ist unmöglich, jegliche Art von Referenz ist fiktional.//*Ergo:* Es gibt keine Grundlage für die Unterscheidung zwischen fiktionalen und faktualen Texten. Alle Texte sind gleichermaßen fiktional.« Das narratologisches Argument dagegen: »*Prämisse 1:* In faktualen Texten kommen narrative Strategien zur Anwendung.//*Prämisse 2:* Narrative Strategien sind Kennzeichen fiktionaler Texte.//*Ergo:* Der Unterschied zwischen fiktionalen und faktualen Texten löst sich auf. Alle Texte sind gleichermaßen fiktional.« (ebd., 120).

Wirklichkeit zu referieren. 2.) Die Unmöglichkeit, zwischen den Schreibweisen fiktionaler und faktualer Texte trennscharf unterscheiden zu können. 3.) Die grundsätzliche Fiktionalität aller Wirklichkeit.[8]

Unter die ›Panfiktionalist*innen‹ werden dabei als poststrukturalistisch deklarierte Denker*innen wie Jean Baudrillard oder Hayden White verbucht.[9] Andernorts finden sich Jacques Derrida, Charles S. Peirce und Roland Barthes hier eingemeindet.[10] Frank Zipfel geht sogar so weit, jede Art epistemologischer Theorie unter dem Label einzusortieren.[11] Mittlerweile hat sich der Begriff so zu einem veritablen Synonym für ›Postmoderne‹ und ›Poststrukturalismus‹ entwickelt.[12] Auf die grundsätzlichen Probleme solcher Klassifikation in Allgemeinbegriffen samt der Zuschreibung bestimmter Kernargumente an sie, werde ich später noch zurückkommen.

Wer nun eine Einebnung der Differenz zwischen Wirklichkeit und Fiktion durch den ›Panfiktionalismus‹ beklagt, muss selbst schon ein bestimmtes Verständnis dieser Begriffe und ihrer Abgrenzung voraussetzen.

> Die prominenteste dieser Begründungen [des Panfiktionalismus – F.S.] besteht darin, *die für die Unterscheidung zwischen fiktionalen und faktualen Texten fundamentale Referenz auf unterschiedliche Welten* zu negieren – dadurch nämlich, dass eine Referenz auf die Wirklichkeit für grundsätzlich unmöglich erklärt wird.[13]

Fast beiläufig spricht Konrads Handbuchartikel das ihm zugrundeliegende Verständnis der Differenz von Fiktion und Wirklichkeit aus. Es erhält hier den Anschein der Selbstverständlichkeit. Die »fundamentale Referenz auf unterschiedliche Welten« gibt das Kriterium für die »Unterscheidung zwischen fiktionalen und faktualen Texten« ab. Das verweist indes auf ein sehr spezifisches Fiktionalitätsverständnis. Die Demarkation von Fiktion und Wirklichkeit geschieht hier vor dem Hintergrund einer logischen Semantik in Bezug

---

8 Vgl. auch Zipfel, Frank: »Panfictionality/Panfictionalism«, in: Monika Fludernik/Marie-Laure Ryan/Hannah Specker (Hg.), Narrative Faculty: A Handbook, Berlin/Boston: De Gruyter 2019/2020, S. 127-132, hier S. 127.

9 Vgl. E. Konrad: Panfiktionalismus, S. 248-251.

10 E. Konrad: Dimensionen der Fiktionalität, S. 89-98.

11 Vgl. F. Zipfel: Panfictionality/Panfictionalism, S. 127.

12 Vgl. G.Gabriel: Präzision und Prägnanz, S. 131-135; F. Lavocat: Fait et Fiction, S. 59-100; M. Gabriel: Fiktionen, S. 120.

13 E. Konrad: Panfiktionalismus, S. 237. Meine Hervorhebung.

auf Propositionen und unter Hinzunahme eines Begriffs von Welt, der – ontologisch meist sehr unspezifisch verbleibend – den jeweiligen Raum ihrer Referenz abgibt.

Dieses Fiktionalitätsverständnis auf der Grundlage einer logisch-semantischen Weltentheorie entstammt genauso wie der Begriff ›Panfiktionalismus‹ dem Forschungsfeld der Possible-Worlds-Theory (PWT) der Literatur, das sich seit Ende der 1970er Jahre etabliert hat. Es ist heute weit verbreitet, Überlegungen, die aus dieser Traditionslinie kommen, als fundamental hinzustellen und als Grundlage der Fiktionalitätstheorie vorauszusetzen. Zwar betonen nahezu alle Forschungen, die gegenwärtig mit vergleichbaren Welt- wie Fiktionalitätsbegriffen arbeiten, dass sie die modellogisch basierte Semantik möglicher Welten nicht 1:1 adaptieren. Das hat Fiktionalitätstheoretiker*innen wie Narratolog*innen aber nicht davon abgehalten, zahlreiche Grundannahmen dieser Theorie in ihr Forschungsfeld zu importieren.[14]

Neben dem logisch-semantischen Theorieframework ist der Begriff ›Panfiktionalismus‹ eine der wichtigsten Erbschaften von literaturwissenschaftlichen Theorien möglicher Welten. Begriffshistorisch lässt sich der Terminus während der 1990er Jahre zwar bei so unterschiedlichen Forscher*innen wie Wolfgang Iser, Charles Crittenden oder Marie-Laure Ryan nachweisen, vor allem der Aufsatz *Panfictionalism and the Doctrine of Postmodernism* (1997) der PW-Theoretikerin Marie-Laure Ryan hat aber entscheidende Wirkung entfaltet.[15] Rekonstruiert man von ihm ausgehend die Rolle, welche der Begriff ›Panfiktionalismus‹ schon früh in einer Weltentheorie wie der PWT der Literatur spielt, so entdeckt man leicht, wie strategisch und polemisch er von Anfang an gebraucht wurde und wie gezielt er zur Verteidigung unausgesprochener und teils hochproblematischer Grundannahmen logisch-semantischer Welttheorien dient.

---

14 Vgl. zur Abgrenzung von der PWT exemplarisch E. Konrad: Dimensionen der Fiktionalität, S. 65 (Fußnote 22). Auch Wolf Schmids *Elemente der Narratologie* lehnt bei der Erörterung des Begriffs ›fiktive Welt‹ jede Identifikation mit dem Possible-Worlds-Framework ab, nennt aber hauptsächlich Theoretiker*innen dieser Forschungsrichtung als Referenzen. Vgl. Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie, 3., erweiterte und überarbeitete Auflage, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 40 (Fußnote 40).

15 Vgl. E. Konrad: Panfiktionalismus, S. 235-237.

## 2 Panfiktionalismus als Abgrenzung

1997 und 1998 erscheinen zwei Aufsätze, in denen Ryan ihr Projekt einer literaturwissenschaftlichen Possible-Worlds-Theory nicht nur weiterführt, sondern gegen interne Kritik aus dem Forschungsfeld und externe Gegner verteidigt. Nicht nur die zeitliche Nähe verbindet die Aufsätze: Während *The Text as World versus the Text as Game: Possible Worlds Semantics and Postmodern Theory* sich von einer als »textualism« gebrandmarkten Auffassung absetzt und gleichzeitig diese Auffassung schon im Titel mit einer »*Postmodern Theory*« identifiziert, so wurde jede postmoderne Position bereits im Jahr zuvor in *Postmodernism and the Doctrine of Panfictionality* als doktrinärer ›Panfiktionalismus‹ markiert.[16] Ryan stellt diese für sie zusammenhängenden Begriffen – »textualism«, »postmodernism«, »panfictionality/panfictionalism« – ihre eigene Weltentheorie entgegen, die sich demnach als literaturwissenschaftlicher Paradigmenwechsel präsentiert, der von einem Textualismus, der sich auf formale Merkmale von Texten fokussiere, zurück zur Semantik führe.

Um diesen Unterschied zu sehen, muss kurz auf die Vorannahmen der PWT der Literatur zurückgegangen werden. Ryan hatte 1991 in der Grundlegung ihrer Theorie den Begriff der *possible world* – als Synonym für fiktionale Welten – rein nominell und metaphorisch der sprachanalytischen Modallogik entlehnt.[17] Sie fügt dem für ihr Projekt einer literaturwissenschaftlichen Weltentheorie eine eigene Konzeption von Wirklichkeit und möglicher Welt der Fiktion hinzu. Zunächst poniert sie einen Begriff der Wirklichkeit als *actual world* (AW), der eine indexikalische Zugänglichkeit *dieser* Welt veranschlagt, wobei der Übergang zur *possible world* (PW) schließlich durch Referenzverschiebung als »fictional recentering« zu bestimmen sei.[18] Propositionen, die

16 Ryan, Marie-Laure: »Postmodernism and the Doctrine of Panfictionality«, in: Narrative 5 (1997), S. 165-187; zum Begriff des »textualism« vgl. ebd., S. 166-169. Ryan, Marie-Laure: »The Text as World versus the Text as Game: Possible Worlds Semantics and Postmodern Theory«, in: Journal of Literary Semantics 27 (1998), S. 137-163.

17 Wie es für das gesamte Forschungsfeld der PWT durchaus üblich ist. Siehe schon die frühen Ansätze bei Lewis, David: »Truth in Fiction«, in: American Philosophical Quarterly 15 (1978), S. 37-46; Pavel, Thomas: Fictional Worlds, Cambridge: Harvard University Press 1986. Ryan selbst spricht von »the metaphor of ›world‹ to describe the semantic domain projected by the text.« Ryan, Marie-Laure: Possible Worlds, Artificial Intelligence and Narrative Theory, Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press 1991, S. 3.

18 Ebd., S. 13.

Wesen der Fiktion wie Madame Bovary oder Don Quixote betreffen, referieren demnach auf eine fiktionale PW, nicht *diese* Welt, AW. Nachdem die fiktionalen PWs von Erzähltexten nie in ihrer umfassenden Totalität erzählt werden können, seien sie gemäß dem von Ryan eingeführten *Principle of Minimal Departure* der *actual world* AW als weitgehend nachgebildet anzusehen. Mögliche Welten sind diesem Verständnis zufolge semantische Gebilde, die von Propositionen beschrieben werden. Die Weltentheorie kümmert sich um ontologische Aussagen über die PW von Texten sowie ihre Unterschiede zu und Gemeinsamkeiten mit der AW. Die propositionalen Aussagen verweisen korrespondenztheoretisch auf die jeweiligen Welten, designieren bestimmte *states of affairs* darin.[19]

Genau besehen scheint Ryans Begriff des ›Panfiktionalismus‹ mir zunächst der Zurückweisung von Kritiken an Grundannahmen der PWT zu dienen. 1994 hatte die Philosophin Ruth Ronen in einer Monografie einen schon Ende der 1970er Jahre von Umberto Eco vertretenen Vorbehalt gegenüber modallogischen Erzählwelttheorien erneuert. Ronen erinnerte daran, dass bereits Ecos Auseinandersetzung mit frühen Spielarten literaturwissenschaftlicher PWT eine Zurückweisung des von solchen Theorien vorgeschlagenen Weltbegriffs vornahm, da Welten darin als schlicht indexikalisch zugängliche Wirklichkeiten aufgefasst würden.[20] Ronen sieht hier einen Rückfall hinter die Einsichten nicht-philologischer modallogischer Theorien und folgert: »literary theorists promote a ›naive‹ view of the real world.«[21] Ryan schreibt nun drei Jahre später bei der Einführung ihrer Rede von ›panfictionalism‹/'panfictionality‹ in deutlicher Erwiderung auf diesen Vorwurf: »the current vogue of the doctrine of panfictionality is based on the fear that recognizing the existence of nonfiction would trigger accusations of ›naive realism‹.«[22] Der Begriff des »naiven Realismus« phrasiert hier fast wortgenau Ronens Kritik, die nun implizit einer »current vogue of the doctrine of panfictionality« zugeschlagen wird. Das von Ronen attackierte Konzept

19 Vgl. ebd., S. 13-60.

20 Ronen, Ruth: Possible Worlds in Literary Theory, Cambridge: Cambridge University Press 1994, S. 70: »Eco, for one, rejects a naively realist conception of reality. Accessibility, he claims, can only hold between two sets of a similar order. Rational constructs (that is, possible worlds) cannot be compared with something which is given, like the world of our experience. The world of reference, and not only possible worlds, therefore has to be postulated and dealt with as a cultural construct«.

21 Ebd., S. 71.

22 M. Ryan: Postmodernism and the Doctrine of Panfictionality, S. 166.

einer AW als »indexical concept« wird von Ryan ausdrücklich verteidigt.[23] Hier scheint eine strategische Dimension am Ursprung des ›Panfiktionalismus‹-Begriffs und seiner Instrumentalisierung als Vorwurf auf: Er dient der Verteidigung einer einmal ponierten Konzeption von Welt als unmittelbarem Raum der Referenz gegen jeglichen Revisionsversuch, selbst wenn er aus den eigenen Reihen kommt. Der von Ronen gegen Ryans Begriff der *actual world* erhobene Einwand wird dabei gar nicht befriedigend zurückgewiesen. Einmal als Ausdruck eines grassierenden ›Panfiktionalismus‹ klassifiziert, wird er schlicht verworfen.

Erst danach wird die Anklage des ›Panfiktionalismus‹ ausgeweitet und besonders auf postmoderne Theorien bezogen, die *The Text as World versus the Text as Game* noch als solche des »textualism« oder einer »textualist position« identifizierte.[24] Positionen also, die den Text in ein Spiel von Signifikanten auflösten: Strukturalismus und Poststrukturalismus.[25] Ryan reagiert dabei auf einen im Grunde literaturgeschichtlichen Begriff von ›Postmoderne‹ den 1987 Brian McHales Monografie *Postmodernist Fiction* vorschlug. McHales Verständnis einer postmodernen Literatur wird dem Paradigma ›Text as World‹

23 Das geschieht ein Jahr nach dem Panfiktionalismus-Aufsatz *The Text as World*, weswegen ich oben die enge Verbindung beider Texte betont habe. M. Ryan: The Text as World versus the Text as Game, S. 151: »A frequently heard objection against the centered model is that even if we all live in the same physical world and share a large number of opinions about its basic furnishing, there is no absolute consensus as to where to draw the boundary between the realm of actually existing objects and the domain of merely thinkable existence. […] According to this argument, it would take a »naïve realism«, to postulate a singular actual world; for if reality is incompletely accessible to the mind, or not accessible at all, there will be inevitable discrepancies in its representation. Moreover, so the argument goes, the idea of a center ignores the cultural and historical relativity of perception of reality. But if »actual« is an indexical concept, why couldn't the concept of actual world tolerate historical, cultural and even personal variations?« Ryan denkt Welt hier offensichtlich immer als unmittelbar existente Welt und nicht als Begriff.

24 M. Ryan: Postmodernism and the Doctrine of Panfictionality, S. 180.

25 M. Ryan: The Text as World versus the Text as Game, S. 137-139. Das einzige Originalzitat eines der in Frage stehenden Theoretiker stammt in Ryans Text von Michel Foucault. Dabei handelt es sich aber ausgerechnet um Foucaults Charakterisierung der mittelalterlichen Episteme der vier Ähnlichkeiten aus *Die Ordnung der Dinge:* Bespricht Foucault dort als Ideenhistoriker ein historisches a priori, welches er darum nicht schon teilt, scheint mir die Passage unglücklich gewählt, um den angegriffenen Autor des ›Panfiktionalismus‹ zu überführen.

der PWT durchaus gefährlich. In seinem Buch fasst McHale nahezu alle verfahrenstechnisch avancierte Literatur nach der klassischen Moderne – Texte von Beckett über Robbe-Grillet bis zu Pynchon und DeLillo – als postmodern auf. Dabei soll gelten: »postmodernist fiction differs from modernist fiction just as a poetics dominated by ontological issues differs from one dominated by epistemological issues.«[26] Wo epistemologische Inhalte dominierten, sei die Konstruktion authentischer Welten nicht mehr Inbegriff der Erzählliteratur. McHales Begriff postmoderner Erzählliteratur stellt so die Universalität der Weltentheorie und die mit ihr verbundene ontologische Betrachtungsrichtung fiktionaler Erzähltexte in Frage. Ryan wirft McHale dabei vor, epistemologische Bedenken zu einer ontologischen Infragestellung der Realität aufzublasen: »Brian McHale defines the transition from modernism to postmodernism as a blossoming of epistemological preoccupations (what is the relation of language to reality?) into a full-blown ontological questioning of the nature of reality.«[27] Während McHale wohl durchaus zu sehen scheint, dass Wirklichkeit kein voraussetzungslos feststehender Begriff ist – von welchem wissenschaftstauglichen Konzept ließe sich das auch sagen? – und die von ihm sogenannte postmoderne Literatur für diese Einsicht sensibilisiere, glaubt Ryan die Frage nach der Wirklichkeit wohl schon beantwortet: unterstellt sie doch mit ihrer Wortwahl bereits Ronen gegenüber eine ominöse ›Natur der Realität‹, eine begrifflich untervermittelte Welt, an der die epistemologischen Bedenken nicht zu rütteln vermögen.[28] Aber wie überzeugend ist Ryans Kritik an McHale? Texte wie Becketts Trilogie oder die Romane Alain Robbe-Grillets unterlaufen offensichtlich Grundprinzipien der Zugänglichkeit fiktionaler Welten wie den Satz vom Widerspruch, die Ryan und andere für authentische (d.h. nicht widersprüchliche und/oder inkohärente) Erzählwelten für verbindlich erklären.[29] Wenn McHale gewisse Erzähltexte als postmodern deklariert, ist sein Argument dabei außerdem ein lite-

---

26 McHale, Brian: Postmodernist Fiction, New York/London: Methuen 1987, S. xii.

27 M. Ryan: Postmodernism and the Doctrine of Panfictionality, S. 183.

28 Es wäre nicht uninteressant, Ryans Optieren für solche Unmittelbarkeitsfiguren oder ihre später ausgearbeitete Theorie der Leser*innen-Immersion und letztlich den Siegeszug des auf Textsemantik fokussierten Welten-Paradigmas zu erforschen hinsichtlich einer möglichen Vorreiterrolle für zeitgenössische Literatur- und Theorieströmungen, die um Authentizität bemüht sind. Strömungen wie die *New Sincerity* verlassen sich genauso wie Weltentheorien darauf, dass Erzähltexte semantische Inhalte ohne größere Probleme transportieren. Vgl. den Beitrag von Fabian Eggers in diesem Band.

29 Dazu M. Ryan: Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory, S. 24-30.

raturgeschichtliches und kein rein theoretisches. Er spricht im obigen Zitat etwa von »poetics« – gemeint ist die Poetik von Texten, ihr Gestaltungsanspruch – und will mit ›postmodernist fiction‹ eine literaturhistorische Periodisierung schaffen. Wie tragfähig man diese auch finden mag: zunächst gibt es einmal doch einschlägige Texte, an denen sich eine epistemologische Problematik in McHales Sinne aufweisen lässt. In solchen Texten findet sich die Konstruktion narrativer Welten ausgesetzt, sie kann explizit vorgeführt werden oder kontradiktorische Aussagen über die Erzählwelt provozieren. Der poetische Darstellungsmodus vermag so beispielsweise auch die Fragen nach Verbindlichkeit, Begriff und/oder Konstruktion von Wirklichkeit aufzuwerfen. Ein methodischer Zugang zu narrativen Texten, der sich wie die PWT auf den Weltbegriff verlässt, kann daran zunächst nichts ändern. Eher müsste diese Welttheorie einige ihrer eigenen, vielleicht zu voreilig und pauschal getroffenen Annahmen in ihrem Theoriedesign – Erzähltexte schaffen immer Welten und lassen sich als solche analysieren – am Gegenstand korrigieren.[30]

Kein Begriff, besonders kein Ismus und auch nicht die Zuschreibung ›Panfiktionalismus‹ sind von ihrem Spieleinsatz im akademischen Feld zu trennen und von den darin sich vollziehenden Polemiken und Machtkämpfen. Auch wenn diese umso leichter vergessen werden können, je deskriptiver, neutraler, akzeptierter ein Begriff erscheint.[31] Die strategische Funktion, die ›Panfiktionalismus‹ als Term und Vorwurf bei Ryan annimmt, hat sich bis heute durchgehalten, wenngleich die im Zusammenhang des Paradigmas ›Text as World‹ begegnenden Begriffe sich verändert haben. Zwar wird heute von fiktionalen, fiktiven, erzählten Welten gesprochen. Es ist indes kaum zu sehen,

30 Hans Blumenberg macht darauf aufmerksam, dass es keine kulturgeschichtliche Konstante, sondern eine historisch hervorgebrachte Betrachtungsweise darstellt, Literatur als Welten aufzufassen. Für Deutschland tritt sie ab Bodmer und Breitinger auf. Sobald sich eine Auffassung von Texten als Welten eingesetzt hat, werden aber auch Strategien zur Auflösung romanhafter Weltzusammenhänge denkbar. Vgl. Blumenberg, Hans: »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: Hans Robert Jauß (Hg.), Nachahmung und Illusion: Kolloquium Gießen, Juni 1963. Vorlagen und Verhandlungen, München: Fink 1969.

31 Das verdeutlicht Bourdieu, Pierre, »Das Paradox des Sozialen«, in: Ders.: Soziologische Fragen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 83-90, hier S. 84: »Die meisten dieser Begriffe [Ismen – F.S.] – in der Kunst-, der Literatur- oder der Philosophiegeschichte ebenso wie in der politischen Theorie – sind historische Begriffe, die, um dieser oder jener Polemik willen, folglich in einem ganz bestimmten Kontext erfunden, außerhalb und jenseits dieses Kontextes verwendet und auf diese Weise mit einem überhistorischen Wert belegt werden«.

dass deren Counterpart, die sogenannte faktuale oder wirkliche Welt, skrupulöser bestimmt wird als Ryans AW. Nach außen hin erweist sich ›Panfiktionalismus‹ nach wie vor als Klassifikationsbegriff, um Theorien wegzusortieren, die sich darüber im Klaren sind, dass eine Welt nicht einfach etwas voraussetzungslos Gegebenes ist und die sich daher nicht auf das durchaus problematische Projekt einlassen wollen, Fiktionalität lediglich als Differenz zwischen Referenzwelten zu verhandeln.

## 3 Grundprobleme von Klassifikationsbegriffen

Vielleicht kann ein kurzer Exkurs den oben anklingenden Vorbehalt gegenüber Klassifikationsbegriffen erläutern. An Adorno und Horkheimer erinnernd, kann man darauf insistieren, dass Klassifikation nicht mit Erkenntnis zu verwechseln ist.[32] Mit ›Panfiktionalismus‹ wird heute vor allem ein neuer Klassifikationsbegriff vertreten, der – genauso wie ›Poststrukturalismus‹ oder ›Postmoderne‹ – bestimmte Zuschreibungen auf die darunter versammelten Positionen projiziert, ihnen genuin panfiktionalistische Behauptungen oder Standardargumente zuschreibt. Dagegen sollte man nachfragen dürfen, wie gerecht ein Klassifikationsbegriff den damit (neu)etikettierten Theorien wirklich wird. Denn daran allein hängt die ganze Treffsicherheit der gegen sie – nun eben als ›Panfiktionalismus‹ – vorgebrachten Argumente.

Solche Verallgemeinerungsprobleme in der Klassifikation scheinen mir heute oftmals kleingeredet zu werden. Das lässt sich am Beispiel Markus Gabriels demonstrieren – einem Philosophen, der andernorts auch den hier in Frage stehenden Terminus ›Panfiktionalismus‹ aufgreift –,[33] wenn er das Vorgehen von Paul Boghossians Postmoderne-Kritik zu legitimieren versucht. Boghossians *Angst vor der Wahrheit* arbeitet mit der Klassifikation ›Konstruktivismus‹, die in denkbar größter Ferne zu den Texten der Autor*innen aufgezogen wird, die damit gemeint sind.[34] Der analytische Philosoph bedient sich hauptsächlich einschlägiger Ismen, die er selbst recht frei definiert und

32 »Klassifikation ist die Bedingung von Erkenntnis, nicht sie selbst, und Erkenntnis löst die Klassifikation wiederum auf.« Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 249.

33 M. Gabriel, Fiktionen, S. 120.

34 Boghossian, Paul: Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus, Berlin: Suhrkamp 2014.

deren vermeintlichen Positionen er Argumente zuschreibt, welchen er dann wiederum mit Widerlegungen begegnet. Die Gefahr, mit diesem Vorgehen nur Strohmänner auszustopfen und gegen diese ins Feld zu ziehen, liegt derart auf der Hand, dass Gabriels Nachwort einem solchen Einwand zuvorzukommen trachtet. Verteidigt wird dabei insbesondere Boghossians Zuschreibung an postmoderne und konstruktivistische Positionen, sie verteidigten eine Gleichwertigkeit von Wissenschaft und anderen (oft nur vermeintlichen) Erkenntnisweisen.

> Freunde der Postmoderne werden natürlich sofort einwenden, dass Boghossians Gegner ein Strohmann ist und dass weder Derrida noch Lyotard noch Lacan genau diejenigen Thesen vertreten hätten, die Boghossian ›dem‹ Postmodernen attestiert. Gleichwohl wird nimand bestreiten, dass insbesondere die US-amerikanische Spielart der Postmoderne, die in der Person Richard Rortys inkarniert war, sich in der Tat auf eine Reihe von Argumenten stützt, die von Wittgenstein ausgehen und von den Harvard-Relativisten (insbesondere von Nelson Goodman und Hilary Putnam) vertreten wurden. Auch die verbreitete Berufung auf die Inkommensurabilität, die in verschiedenen Versionen auf Kuhns Paradigmen oder Lyotards Widerstreit-Konzept zurückgeht, ist allemal hinreichend umfangreich durch Boghossians Begriff der Gleichwertigkeit abgedeckt. Man darf daher sagen, Boghossian habe den Kern der Sache getroffen.[35]

Hier werden derart viele heterogene Philosophien und Denker aufgerufen, dass der zuletzt beschworene »Kern der Sache« reichlich unklar ist. Boghossians »Begriff der Gleichwertigkeit«, von Gabriel als kleinster gemeinsamer Nenner konstruktivistischer Positionen verstanden, taugt kaum als solcher. Die dem Konstruktivismus hier untergejubelte Position, dass Wissenschaft, Mythologie, Religion u.a. gleichermaßen gültige Weisen der Weltbeschreibung seien, hat ihren Ursprung bei einem Schüler Karl Poppers, Paul Feyerabend. Mit Foucault, Derrida oder Deleuze hat dieser herzlich wenig zu tun.[36] Hier wird deutlich, wie irreführend Klassifikationsbegriffe werden, wenn ihre Annahmen nicht treffend an Texte und Quellen zurückgebunden werden.

---

35 Gabriel, Markus: »Nachwort. Abgsang und Auftakt«, in: P. Boghossian: Angst vor der Wahrheit, S. 135-156, hier S. 139-140.

36 Sarasin, Philipp: Anything goes. Paul Feyerabend und die etwas andere Postmoderne, vom 11.09.2019: https://geschichtedergegenwart.ch/anything-goes-paul-feyerabend-und-die-etwas-andere-postmoderne/

Bei Philosophien im emphatischen Sinn handelt es sich um Positionen, die mit Eigennamen signiert sind und auf durchaus spezifische Probleme oft vor dem Hintergrund singulärer Konstellationen antworten.[37] Darum lassen sie sich nur schlecht mit anderen zusammen unter den Hut arbiträr festlegbarer Klassifikationen bringen.[38] Von philosophiegeschichtlichen Strömungen oder Denkschulen zu sprechen, kann daher nur als eine immerfort der Binnendifferenzierung und Selbstaufhebung bedürftige Redeweise verstanden werden. Es ist darum keineswegs so, wie mancher klassifikatorische Logos heute will, dass Michel Foucaults diskursanalytische Erwägung der Autorfunktion schon viel mit Roland Barthes' polemischem Essay *Der Tod des Autors* zu tun hat, so dass beide dasselbe Problem adressierten.[39] Genauso wenig selbstverständlich ist es, dass zwischen Denkern wie Barthes, Jacques Derrida und Charles Sanders Peirce Gemeinsamkeiten bestünden, auf deren Zusammenstellung sich ein treffender Begriff des ›Poststrukturalismus‹ fundieren ließe.[40] Hier trägt der Wille zur verallgemeinernden Klassifikation einen Triumph über die differenzierte Erkenntnis singulärer Denkansätze, -stile und -probleme davon.

Entsprechend unscharf ist es, den heute als ›Panfiktionalist*innen‹ in der Kritik stehenden Denker*innen eine der in Angebot stehenden Fiktionalisierungen der Realität zu unterstellen. Die Differenz von Wirklichkeit und Fiktion wird bei ihnen lediglich auf der Basis anderer Voraussetzungen bedacht. Wie ich in den nächsten beiden Punkten zeigen möchte, nehmen die vermeintlichen ›Panfiktionalist*innen‹ auch die Vermitteltheit von Welt in den Blick. Sie können damit die Gewinnung eines Weltwissens problematisieren, das logisch-semantische Welttheorien bloß voraussetzen.

---

37 Vgl. Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: Was ist Philosophie?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 12

38 Das Problem der gegenwärtigen Fachphilosophie, mit z.T. neuerfundenen Ismen historisch genauer situierbare und auf sehr spezifische Probleme reagierende Positionen für heutige Forschungskontexte zurechtzuschneiden war vor wenigen Jahren Gegenstand einer philosophischen Kontroverse. Vgl. Hampe, Michael: Die Lehren der Philosophie. Eine Kritik, Erweiterte Ausgabe, Berlin: Suhrkamp 2015, S. 172-180 sowie die angehängte Debattendokumentation.

39 Vgl. den Beitrag von Anatol Heller in diesem Band.

40 Aus dieser für Semiolog*innen wie Dekonstruktionist*innen wirklich verblüffenden Zusammenstellung gewinnt seinen Poststrukturalismus-Begriff aber Zipfel, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2001, S. 50-56.

## 4 Zur Vermitteltheit von Welt und Wissen

Eine heute auch den meisten Erzählwelttheorien als Grundlage dienende logisch-semantische Korrespondenztheorie der Wahrheit geht, wie wir an Ryan exemplarisch sehen konnten, zu großen Teilen von der empirischen Gegebenheit der Welt aus. Sie reflektiert dabei gar nicht, dass es sich schon dabei um eine von ihr vorausgesetzte begriffliche Bestimmung (oder Konstruktion) dieses Terminus handelt, mit der sie arbeitet. Dabei wird der Inhalt von Welten gern so weit wie möglich auf physikalisch beschreibbare Entitäten reduziert, in der PWT meist als *states of affairs* adressiert. Entsprechend ist in der heutigen narratologischen Handbuchliteratur hinsichtlich korrespondenztheoretischer Referenzobjekte von Dingen *»in the spatiotemporal world«*[41] die Rede. Eine solche Konzeption von Welten hängt dem cartesianisch-empiristischen Vorurteil einer schlichten Gegebenheit von begriffsunabhängigen, ontologischen Gegenständen an, vorhanden in einer Totalität, die den Namen Welt tragen soll. Hierbei werden die Entitäten dieser Welten und das Erkenntnisinstrument (die Sprache und ihre Propositionen) als voneinander getrennte Gegebenheiten behandelt.[42] Unter diesen Voraussetzungen stößt man früher oder später auf ein geradezu kantisches Problem. Als Totalität vorgestellt, kann Welt selbst nie umfassend Gegenstand empirischer Verstandeserkenntnis sein. Weil der Weltbegriff darum aber nicht schon aufgegeben werden kann (wie es heutige *Neue Realisten* wie Markus Gabriel wollen), konnte der Begriff Welt in der Philosophie von Hegel bis Heidegger als kulturelles Konstrukt aufgefasst werden, sozusagen als sozial konstruiertes Weltbild. Hierunter wurde dann der Wissensstand um das gesichert Seiende, was im jeweiligen vorläufigen Totalzusammenhang Welt der Fall ist, begriffen. Die Rede über *die* Welt erwies sich unter diesen Bedingungen als kulturell eingebettet und historisch variabel.[43] Fassen logisch-semantische Theorien sie stattdessen als unmittelbare Referenzdimension auf, geraten sie spätestens

---

41 Klauk, Tobias: The Philosophical Perspective on Truth, in: Fludernik/Ryan/Specker (Hg.): Narrative Faculty (2019/2020), S. 187-207, hier S. 201.

42 Vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin: »Zur Dekonstruktion gegenstandsfixierter Seinsgeschichte bei Heidegger und Derrida«, in: Christoph Menke/Andrea Kern (Hg.): Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 17-41, hier S. 28: »Der Glaube an die Unmittelbarkeit des Bedeutens oder Meinens ist *der* Aberglaube des Cartesianismus und Empirismus«.

43 Vgl. Stockhammer, Robert: Welt- oder Erdliteratur? Hinweis auf einen Unterschied, in: Poetica 47 (2015), S. 135-150, hier S. 137-138.

dort in Aporien, wo sie die Lücken und das implizit vorausgesetzte Wissen über fiktionale Textwelten, deren latente Bezogenheit auf die wirkliche oder faktuale Welt zu klären versuchen. Jede fiktionale Welt eines Erzähltextes sagt nie nur das über ihre Weltkonstruktion aus, was in den Sätzen eines Textes niedergelegt ist. Die fiktionalen Welten sind zu einem gewissen Teil immer aus Wissensbeständen um eine wirkliche Welt mit konstituiert, die in begrifflichen Implikationsverhältnissen oder Bezügen auf historische Sachverhalte aufscheinen. Diesem Umstand versucht etwa das oben schon erwähnte *Principle of Minimal Departure* bei Ryan Rechnung zu tragen, welches fiktionale Welten der wirklichen Welt für weitgehend nachgebildet erklärt, sofern im Erzähltext nichts anderes geschrieben steht. Um die Verhältnisse welcher wirklichen Welt handelt es sich allerdings? In einem Text des 16. Jahrhunderts dürfte ein ganz anderes Weltwissen für selbstverständlich impliziert sein als in einem des 20. Jahrhunderts.[44] Spätestens hier müssten fiktionalitätstheoretische Weltentheorien einsehen, dass auch die wirkliche Welt nicht einfach eine Reihe Aussagen über *states of affairs* oder physikalisch beschreibbaren Entitäten darstellt, die einfach so als realweltliche Referenzen gegeben sind; dass es sich bei Welten stattdessen um komplex vermittelte Wissenszusammenhänge handelt.[45] Ein bestimmter Begriff von Welt genauso wie der Ursprung des Wissens über diese finden sich dagegen beide schlicht vorausgesetzt von logisch-semantischen Weltentheorien und werden von diesen meist gar nicht weiter problematisiert. Sie interessieren sich so oft gar nicht für die Grundlagen ihres Wissens über die wirkliche und ihre möglichen Welten.

Das bringt nun den zu Beginn bei Bareis begegnenden Relevanzanspruch der Fiktionalitätstheorie »in Anbetracht der derzeitigen Diskussionen zu sogenannten ›Fake News‹ oder der Rede von ›alternativen Fakten‹«[46] in erhebliche Schwierigkeiten. Reden vom ›postfaktischen Zeitalter‹ und seinen Ausgeburten gehen gemeinhin davon aus, dass ein bislang als selbstverständlich geteiltes Wissen, über das zuvor wenigstens in breiten Teilen der Gesellschaft Einigkeit bestand, in die Krise geraten sei. Wie soll eine solche Krise von Fik-

---

44 Vgl. Scherübl, Florian: Umberto Ecos Textpragmatismus und die nicht aufgearbeiteten Probleme der Possible Worlds-Theorie der Literatur, in: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und Wissenschaften 22 (2018), S. 128-150, hier besonders S. 137-140.

45 Vgl. T. Klauk: The Philosophical Perspective on Truth, S. 199.

46 J. A. Bareis: Faktual und fiktional erzählte Welten, S. 111.

tionalitätstheorien auch nur erörtert werden, wenn diese ein gefestigtes Wissen um sogenanntes Faktuales einfach voraussetzen?

Die Untersuchungen der Vermittlungsbeziehungen, welche dieses Wissen hervorbringen, ist gerade das Anliegen pragmatistisch-konstruktivistischer Theorien. Diese können wohl nur darum als ›Panfiktionalismus‹ geschmäht werden,[47] weil die weltbasierten Fiktionalitätstheorien die eigene Abhängigkeit von ihnen verleugnet. Es gilt jedenfalls auch post-analytischen Philosoph*innen heute »als kaum anzweifelbare Tatsache […], dass die Entitäten unserer theoretischen Darstellungen und Erklärungen der erfahrbaren Welt *geistige Konstruktionen* sind – nicht anders als Wörter und Begriffe irgend einer Sprache.«[48] Wenn der Konstruktivismus zeigt, dass weder Begrifflichkeiten noch ihre Referenzgegenstände einfach so gegeben sind, dann liegt hier vor allem eine Aufklärung über die Vermitteltheit von Begriffen und Referenzen vor.[49] Der Ausschluss jeglichen Konstruktivismus als ›Panfiktionalismus‹ dürfte das Verständnis von Fiktionen letztlich beschneiden. Eskamotiert finden sich nämlich auch Untersuchungen, welche auf die Teilhabe von Fiktionen an der sogenannten faktualen oder wirklichen Welt fokussieren.

## 5 Überlegungen zu einer pragmatistischen Fiktionalitätstheorie

Man muss nun nicht gleich die Literaturwissenschaften in die Pflicht nehmen, es mit einem etwaigen ›postfaktischen Zeitalter‹ aufzunehmen.

---

47 Aus wissenssoziologischer Perspektive hat schon Claus Michael Ort von »einer fachinternen Idiosynkrasie gegen postmodernen und poststrukturalistischen ›Relativismus‹ und ›Konstruktivismus‹« in logisch-semantischen Theorien der jüngeren Literaturwissenschaft gesprochen. Ort, Claus-Michael, »Das Wissen der Literatur. Probleme einer wissenssoziologischen Semantik«, in: Köppe/Klauk, Fiktionalität (2014), S. 164-191, S. 178.

48 Stekeler-Weithofer, Pirmin, »Plurale Metaphysik? Bemerkungen zu Markus Gabriels Neutralem Realismus«, in: Philosophisches Jahrbuch 122 (2015), S. 177-186, hier S. 180.

49 Vgl. zum wissenschaftlichen Referenzproblem Latour, Bruno: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 7-95, insbes. S. 72: »Es scheint, als wäre die Referenz nicht das, worauf man mit dem Finger zeigt, nicht ein externer, materieller Garant für die Wahrheit einer Aussage, sondern vielmehr das, was durch eine Serie von Transformationen hindurch *konstant* gehalten wird. Die Erkenntnis spräche nicht von einer wirklichen Außenwelt, der sie sich mimetisch anverwandelte, sondern von einer wirklichen Innenwelt, deren Kohärenz und Kontinuität sie sich versicherte«.

Dennoch lassen sich Gründe anführen, warum ein als ›Panfiktionalismus‹ missdeuteter Konstruktivismus hier wohl bessere Chancen hätte als logisch-semantische Korrespondenztheorien, die den Weltbegriff in die Pflicht nehmen. Konstruktivistische Denkansätze pflegen oft einen pragmatistischen Umgang mit Fiktionen, indem sie diese als wirksamen Teil in unserer Wirklichkeit betrachten, statt sie in eine andere Welt auszulagern. Aus dieser Betrachtungsrichtung kann allererst ein Beitrag zur Klärung der realen Funktionen von Fiktionen geleistet werden. Hierauf kann eine Aufklärung der Konstitutionszusammenhänge des Weltwissens aufbauen, das von Fiktionalitätstheorien bei ihrer Modellierung faktualer Welten beansprucht wird.

Zunächst muss dafür gesehen werden, dass die Trennung von fiktiven/möglichen und faktualen/aktuellen Welten nicht etwa eine klare Trennung darstellt, sondern die nicht zu leugnenden Berührungspunkte dieser zunächst als radikal verschieden angesehenen Sphären verunklart. Es reicht zur Erfassung des Seins und der Funktion von Fiktionen in der von uns miteinander geteilten Wirklichkeit offensichtlich nicht hin, Fiktionen rein als Entitäten in einer anderen Welt zu konzipieren. Man dürfte sich darauf einigen können, dass selbst fiktionale Welten immer noch Gegenstände unseres Nachdenkens und Konstruktionen in der als wirklich gesetzten Welt sind und begrifflich allein von dieser her zugänglich. Was in anderen Welten als substanzieller Gegenstand poniert wird, ist dann wenigstens noch ein Redegegenstand in unserer Wirklichkeit. So existiert, was als Entität Teil einer *anderen* Welt sein soll, immerhin begrifflich oder sprachlich in *dieser* Welt. Das ist nicht unwichtig, denn korrespondenztheoretische Fiktionalitätstheorien mahnen bisweilen an, referenzlose Begriffe wie den Pegasus gleich terminologisch aus dem Sprachgebrauch zu eliminieren.[50] So wird jede Reflexion darüber im Keim erstickt, was es denn bedeuten kann, in *dieser* Welt den *Begriff* eines Pegasus zu haben und welche Wirklichkeit er nicht substanziell, sondern allein durch sein begriffliches Sein schon besitzt – offensichtlich genug, dass Logiker*innen sich über ihn die Köpfe zerbrechen können.

50 Ich spiele an auf ein Beispiel aus Gabriel, Gottfried: Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur, 2., verbesserte und um einen Nachbericht erweiterte Auflage, Stuttgart: Frommann-Holzboog 2019. Vgl. auch Klauk, The Philosophical Perspective on Truth, S. 200.

Tatsächlich gibt es drastische Beispiele, denen zufolge man Fiktionen auch als wirksamen Teil der Wirklichkeit ernstnehmen sollte. Wenn in Neonazi-Kreisen zirkulierende Propaganda-Romane wie William L. Pierces *The Turner Diaries* nachweislich an Radikalisierungsprozessen beteiligt waren, dann haben Versatzstücke einer fiktiven Welt als Teil der wirklichen Welt offenbar einen Effekt in letzterer. Was hier auf dem Spiel steht, wird im Rahmen kaum einer jüngeren Fiktionalitätstheorie erfasst. Es setzt ein pragmatistisches Verständnis von Wirklichkeit als Wirkungszusammenhang voraus, in dem Sprache nicht nur Referenzgegenstände designiert, sondern selbst Wirkungen entfaltet.[51] Zu solchen nicht nur sprachlich getragenen Wirkungen können Fiktionen gezählt werden. Das sieht ein pragmatistischer Denker wie William James, wenn er die sehr realen Effekte von *beliefs* in der Religion analysiert, ganz gleich ob dabei an szientifisch nachweisbare Dinge geglaubt wird.[52] In der jüngeren Zeit hat Bruno Latour Überlegungen in diese Richtung wieder aufgenommen. Latours *Existenzweisen* schlagen so eine Analyse der funktionalen Rolle von Fiktionen in modernen Gesellschaften vor.[53]

Aus einer pragmatistischen Warte lässt sich aber nicht nur die soziale Funktion von Fiktionen, sondern auch das Entstehen von Fakten allererst begreifbar machen. So kann auch der Vermitteltheit des Wissens Rechnung getragen werden, das von Fiktionalitätstheorien, die mit dem Weltbegriff operieren, vorausgesetzt wird. Nicht geringe Teile dessen, was wir als Faktenwissen ansprechen, unterliegt zahlreichen medialen, sozialen und kommunikativen Prozessen, um hervortreten zu können. Jacques Derrida, oft als ›Panfiktionalist‹ missdeutet, stellt sich bereits 1993 die Frage nach dem »Welt-Wer-

---

51 Dieses Problem hat jüngst Markus Gabriel durchaus richtig erkannt. Vgl. M. Gabriel: Fiktionen, S. 117. Allerdings scheint Gabriels Sinnbegriff jeder materiellen und sozialen Wirklichkeit enthoben. Im Gegensatz etwa zu einer post-phänomenologischen Logik des Sinns, wie Gilles Deleuzes sie schon 1969 entwirft, fällt die Frage unter den Tisch, ob und wie Sinnfelder von sozialen Interaktionen abhängen.

52 James, William: Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Eine Studie über die menschliche Natur, Frankfurt a.M./Leipzig: Insel 1997.

53 Latour, Bruno: Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin: Suhrkamp 2014. Siehe dazu Farzin, Sina: »Im Liechtenstein des Denkens«, in: Henning Laux (Hg.): Bruno Latours Soziologie der »Existenzweisen«: Einführung und Diskussion, Bielefeld: transcript 2016, S. 123-139.

den der Welt«[54]. Dies geschieht im Kontext der »techno-tele-medialen Apparate«, welche Fakten zu vermitteln beanspruchen, wobei es Derrida um »den Begriff solcher ›Fakten‹« geht[55] – letztlich also um die Rahmenbedingungen, unter denen etwas allererst als gesichertes Wissen auftreten kann.

Solche pragmatistische Fokussierung auf die Emergenz von Fakten wie auf Fiktionen hat nichts mit der Einebnung der Differenz zwischen ihnen, irgendwelchen Gattungen oder Welten zu tun. Erst im weiter gefassten pragmatistischen Rahmen, der sich möglichen Binnendifferenzierungen darum nicht verschließt, kann verstanden werden, dass der Pegasus *als Fiktion* durchaus wirklich und Teil dieser Welt ist (etwa als zunächst nur in der Sprache insistierendes »Außer-Sein«[56]) oder dass Faktizität sich nicht auf ein indexikalisches Zeigen verlegen kann und vielleicht nicht einmal auf eine ein für alle Mal festlegbare Referenzbeziehung zwischen Sprache und Welt, sondern dass sie außerdem komplexer Vermittlungsbeziehungen bedarf.

Kann eine mit dem Weltbegriff operierende Fiktionalitätstheorie dem Sein von Fiktionen und dem Produktionsprozess von Fakten in der Wirklichkeit keine Rechnung mehr tragen, so sind es gerade die vermeintlichen ›Panfiktionalist*innen‹, die dies versuchen. Sie operieren damit lediglich in einem Bereich, der außerhalb des Erklärungsradius weltenbasierter Fiktionalitätstheorien liegt. Wird von letzteren gerade die Konstitution des Wissens um Wirkliches und Fiktionales ausgespart, dann ist keineswegs klar, warum ausgerechnet korrespondenztheoretische, mit dem Weltbegriff operierende Fiktionalitätstheorien aus den »derzeitigen Diskussionen zu sogenannten fake news oder der Rede von ›alternativen Fakten‹«[57] ihren Relevanzanspruch ableiten.

Eine pragmatistische Analyse, wie sich die Differenz von Fakt und Fiktionen konstituiert und wie ich sie hier nur hastig und grob andeuten konnte, ist der blinde Fleck der jüngeren literaturwissenschaftlichen Debatten um Fiktionalität. Erst ein solcher könnte wohl die von Bareis in Aussicht gestellte fiktionalitätstheoretische Analyseleistung erbringen. Dafür müsste der Kenntnisstand der heutigen Fiktionalitätsdebatten tatsächlich entscheidend über-

54 Derrida, Jacques: Marx´ Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S. 111.

55 Ebd., S. 113.

56 Deleuze, Gilles: Logik des Sinns, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 56.

57 Um hier den Bogen zurück zum Anfang zu spannen: J. A. Bareis: Faktual und fiktional erzählte Welten, S. 111.

schritten werden. Theoretische Vorurteile der mit dem Weltbegriff arbeitenden Fiktionalitätstheorien, wie wir ihnen bei Ryan exemplarisch begegnet sind, scheinen mir tendenziell ein pragmatistisches Verständnis der begrifflichen Wirklichkeit von Fiktionalem zu verdunkeln. Deutlich wird das am Vorwurf des ›Panfiktionalismus‹ an andere Theorien. Er normalisiert vor allem eine aporetische welttheoretische Auffassung von Fiktionalität, indem er alternative, wohl komplexere Auffassungen dieses Phänomens desavouriert.

Ein Klassifikationsbegriff wie ›Panfiktionalismus‹ arbeitet darum wohl zuletzt selbst einer Fiktion zu: der einer Allianz aus sogenanntem ›Poststrukturalismus‹ und ›Post-Truth‹-Politik. Als nahezu einziger der Literaturwissenschaftler*innen, die sich in der jüngeren Postmoderne-Diskussion medial zu Wort meldeten, hat Gerhard Poppenberg versucht, solche Missverständnisse auszuräumen.

> Nein, von Lyotard oder Derrida führt kein Weg zur gegenwärtigen Politik. Man kann mit ihnen diese Art von politischer Schmierenrhetorik und theoretischer Rabulistik erkennen und einen aufgeklärten Umgang damit entwickeln. Das Phänomen der Fake-News ist nicht das Ergebnis des postmodernen Denkens, es entsteht, wenn die darin analysierten Probleme nicht verantwortungsvoll angegangen werden.[58]

Eine solche verantwortungsvolle Auseinandersetzung wird auf die Dekonstruktion nicht verzichten können. Auch nicht auf die der Grundbegriffe aktueller Fiktionalitätsdebatten.

## Literatur

Bareis, J. Alexander: »Faktual und fiktional erzählte Welten«, in: Christoph Bartsch/Frauke Bode (Hg.), Welt(en) erzählen. Paradigmen und Perspektiven, Berlin/Boston: De Gruyter 2019, S. 89-114.

Blumenberg, Hans: »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: Hans Robert Jauß (Hg.), Nachahmung und Illusion: Kolloquium Gießen, Juni 1963. Vorlagen und Verhandlungen, München: Fink 1969.

Boghossian, Paul: Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus, Berlin: Suhrkamp 2014.

58 Poppenberg, Gerhard: Eine einzige Wahrheit gibt es nicht, in: die Zeit vom 06.03.2019: https://www.zeit.de/2019/11/postmoderne-denken-gewissheit-wahrheit-fake-news

Bourdieu, Pierre, »Das Paradox des Sozialen«, in: Ders.: Soziologische Fragen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 83-90.

Deleuze, Gilles: Logik des Sinns, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: Was ist Philosophie?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000.

Derrida, Jacques: Marx´ Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.

Farzin, Sina: »Im Liechtenstein des Denkens«, in: Henning Laux (Hg.): Bruno Latours Soziologie der »Existenzweisen«: Einführung und Diskussion, Bielefeld: transcript 2016, S. 123-139.

Freytag, Philipp: Die Rahmung des Hintergrundes. Die Debatten Searle-Derrida und Searle-Habermas, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 2019.

Gabriel, Gottfried: Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur, 2., verbesserte und um einen Nachbericht erweiterte Auflage, Stuttgart: Frommann-Holzboog 2019.

Gabriel, Gottfried: Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn: Mentis 2019.

Gabriel, Markus: »Nachwort. Abgesang und Auftakt«, in: Paul Boghossian: Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus, Berlin: Suhrkamp 2014, S. 135-156.

Gabriel, Markus: Fiktionen, Berlin: Suhrkamp 2020.

Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985.

Hampe, Michael: Die Lehren der Philosophie. Eine Kritik, Erweiterte Ausgabe, Berlin: Suhrkamp 2015.

Hösle, Vittorio: Kritik der verstehenden Vernunft. Eine Grundlegung der Geisteswissenschaften, München: C.H. Beck 2018.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.

James, William: Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Eine Studie über die menschliche Natur, Frankfurt a.M./Leipzig: Insel 1997.

Kablitz, Andreas: Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur, Freiburg i.Br.: Rombach 2013.

Klauk, Tobias: The Philosophical Perspective on Truth, in: Monika Fludernik/Marie-Laure Ryan/Hannah Specker (Hg.), Narrative Faculty: A Handbook, Berlin/Boston: De Gruyter 2019/2020, S. 187-207.

Konrad, Eva: »Panfiktionalismus«, in: Tilmann Köppe/Tobias Klauk (Hg.), Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 235-254.

Konrad, Eva-Maria: Dimensionen der Fiktionalität. Analysen zu einem Grundbegriff der Literaturwissenschaft, Münster: Mentis 2014.

Latour, Bruno: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.

Latour, Bruno: Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin: Suhrkamp 2014.

Lavocat, Françoise : Fait et Fiction. Pour une frontière, Paris : Éditions de Seuil 2016.

Lewis, David: »Truth in Fiction«, in: American Philosophical Quarterly 15 (1978), S. 37-46.

McHale, Brian: Postmodernist Fiction, New York/London: Methuen 1987.

Ort, Claus-Michael, »Das Wissen der Literatur. Probleme einer wissenssoziologischen Semantik«, in: Tilmann Köppe/Tobias Klauk (Hg.), Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 164-191.

Pavel, Thomas: Fictional Worlds, Cambridge: Harvard University Press 1986.

Poppenberg, Gerhard: Eine einzige Wahrheit gibt es nicht, in: die Zeit vom 06.03.2019: https://www.zeit.de/2019/11/postmoderne-denken-gewissheit-wahrheit-fake-news

Ronen, Ruth: Possible Worlds in Literary Theory, Cambridge: Cambridge University Press 1994.

Ryan, Marie-Laure: Possible Worlds, Artificial Intelligence and Narrative Theory, Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press 1991.

Ryan, Marie-Laure: »Postmodernism and the Doctrine of Panfictionality«, in: Narrative 5 (1997), S. 165-187.

Ryan, Marie-Laure: »The Text as World versus the Text as Game: Possible Worlds Semantics and Postmodern Theory«, in: Journal of Literary Semantics 27 (1998), S. 137-163.

Sarasin, Philipp: Anything goes. Paul Feyerabend und die etwas andere Postmoderne, vom 11.09.2019: https://geschichtedergegenwart.ch/anything-goes-paul-feyerabend-und-die-etwas-andere-postmoderne/

Scherübl, Florian: Umberto Ecos Textpragmatismus und die nicht aufgearbeiteten Probleme der Possible Worlds-Theorie der Literatur, in: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und Wissenschaften 22 (2018), S. 128-150.

Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie, 3., erweiterte und überarbeitete Auflage, Berlin/Boston: De Gruyter 2014.

Stekeler-Weithofer, Pirmin: »Zur Dekonstruktion gegenstandsfixierter Seinsgeschichte bei Heidegger und Derrida«, in: Christoph Menke/Andrea Kern (Hg.): Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 17-41.

Stekeler-Weithofer, Pirmin, »Plurale Metaphysik? Bemerkungen zu Markus Gabriels Neutralem Realismus«, in: Philosophisches Jahrbuch 122 (2015), S. 177-186.

Stockhammer, Robert: Welt- oder Erdliteratur? Hinweis auf einen Unterschied, in: Poetica 47 (2015), S. 135-150.

Tepe, Peter: Kognitive Hermeneutik. Textinterpretation ist als Erfahrungswissenschaft möglich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.

Zipfel, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2001.

Zipfel, Frank: »Panfictionality/Panfictionalism«, in: Monika Fludernik/Marie-Laure Ryan/Hannah Specker (Hg.), Narrative Faculty: A Handbook, Berlin/Boston: De Gruyter 2019/2020.

# »Autor hier.« Theoriefiktionen und Autorrückkehr (2000/2020)

*Anatol Heller*

## 1

Im neunten Paragrafen des posthum erschienen Romanfragments *The Pale King* (2011, dt. *Der bleiche König*, 2013) von David Foster Wallace findet sich ein (verspätetes) Vorwort, das mit dem genauso kurzen wie erstaunlichen Sätzchen beginnt: »Autor hier.« Der eröffnende Absatz sei zunächst in Gänze zitiert:

> §9
> VORWORT DES AUTORS
> **Autor hier.** Also der reale Autor, der echte Mensch, der den Bleistift führt, keine abstrakte narrative Instanz. Zugegeben, manchmal taucht in *Der bleiche König* eine solche Instanz auf, aber dabei handelt es sich fast immer um ein konventionelles Pro-forma-Konstrukt, eine juristische Person, die nur aus kommerziellen Gründen existiert, ungefähr so wie ein Unternehmen; sie hat keine direkte, nachweisbare Verbindung zu mir als natürlicher Person. Aber das hier bin jetzt ich als echter Mensch, David Wallace, vierzig Jahre alt, Sozialversicherungsnummer 975–04-2012, und ich wende mich an diesem fünften Frühlingstag des Jahres 2005 aus meinem gemäß Formular 8829 steuerabzugsfähigen Heimbüro am Indian Hill Blvd. 725, Claremont 91711, Kalifornien, an Sie, um Ihnen Folgendes mitzuteilen:
> Dies alles ist wahr. Dieses Buch ist wirklich wahr.[1]

Wallace leitet mit dieser Passage eine Herausgeberfiktion ein, welche die kaleidoskopische Romanhandlung rund um das Regionalbüro der amerikani-

1 Foster Wallace, David: Der Bleiche König, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2013, S. 79.

schen Steuerbehörde (IRS) in Peoria, Illinois, mit einer scheinbar autobiografischen Rahmenerzählung ausstattet.[2] Es wird erzählt, dass ebenjener David Wallace, nachdem er wegen seiner Tätigkeit als akademischer *ghost writer* vom College suspendiert wurde, bei der Steuerbehörde angeheuert habe, sodass es sich beim vorliegenden Roman um »eine großenteils wahre und zutreffende Teilaufzeichnung« dessen handle, »was ich gesehen, gehört und getan habe, wen ich kannte, wer neben und über mir arbeitete und was sich 1985–86 in der IRS-Dienststelle 047, dem Regionalprüfzentrum Mittlerer Westen in Peoria, Illinois, alles zugetragen hat.«[3]

Es gibt einiges zu beachten an dieser Eröffnung: etwa die fiktionstheoretischen Implikationen des Wahrheitsversprechens angesichts einer Geschichte, welche – so viel sei vorweggenommen – erstunken und erlogen ist, oder die Einbettung dieses Vorworts in ein juristisches Gesamtkonstrukt mitsamt steuerabzugsfähiger Meldeadresse und (fiktiver) Sozialversicherungsnummer. Es ist vor allem aber die Insistenz des Autorseins und des ›als-Autor-Sprechens‹,[4] das dem Vorwort eine gewisse *theoretische* Brisanz verleiht, wird doch damit das merkwürdige Wahrheitsversprechen des Vorworts an eine Figur gebunden, die in den letzten Jahrzehnten zu einigen literaturwissenschaftlichen Verwerfungen geführt hat.[5] Wallaces Autor-

---

2 Vgl. Hering, David: David Foster Wallace: Fiction and Form, New York: Bloomsbury 2016, S. 124 sowie S. 134-140, der aus textgenetischer Perspektive nachvollzieht, wie Wallace die Autorrede als paratextuelles Rahmenkonstrukt einsetzt, das die sehr disparaten Kapitelentwürfe und Textfragmente bündeln soll.

3 D. Foster Wallace: Der bleiche König, S. 83.

4 Wenn im Folgenden vom theoretischen Konzept ›Autor‹ und nicht von realhistorischen Autor*innen die Rede ist, dann wird bewusst beim generischen Maskulinum geblieben – einerseits, um genau diese Differenz zwischen realen Autor*innen und Theoriefiguren zu markieren, andererseits um dabei die ›maskulinistische‹ Last des theoretischen Konzepts nicht auszublenden.

5 Vielleicht nicht erst in den letzten Jahrzehnten: Peter Szondi weitet in seiner *Einführung in die literarische Hermeneutik* die Frage nach der Autorintention zum zentralen Diskussionspunkt auch und gerade der frühen Hermeneutik aus: »Obwohl also die Auffassung, die Intention des Autors sei ein Kriterium der Interpretation, die ganze Geschichte der Hermeneutik durchzieht und die Wendung gegen diese Auffassung, – etwa bei Valéry und George – als Ausnahme zu gelten hat, läßt sich der historische Wandel in der Hermeneutik an der jeweiligen Motivation dieser These sowie an deren mehr oder weniger unumschränkten Vormachtstellung ablesen.« Szondi, Peter: Einführung in die literarische Hermeneutik, hg. v. Jean Bollack und Helen Stierlin, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1975, S. 117.

Ich scheint sich der theoretischen Implikationen seines Sprechens dabei durchaus bewusst zu sein. Wenn er den *Autor* vom bloßen *Erzähler* abgrenzt und mit den angefügten umständlichen Erklärungen zumindest implizit anerkennt, dass diese Unterscheidung keineswegs selbstverständlich ist, wenn er dieses Sprechen zusätzlich als einen »Protokollverstoß«[6] markiert und später anfügt, »zwischen dem Autor eines Buchs und seinem Leser [bestünde] immer eine Art unausgesprochener Vertrag, und die Klauseln dieses Vertrags hängen von bestimmen Codes und Gesten ab, die der Autor zum Einsatz bringt«,[7] dann wird deutlich, dass der Text über die grundlegenden theoretischen Bestimmungen – vom *Tod des Autors* nach Barthes bis zum *autobiografischen Pakt* nach Lejeune – informiert ist, die bezüglich solcher au(k)torialer Redeformen in literaturtheoretischen Diskursen zirkulieren. *The Pale King* stellt den Paradefall einer Literatur dar, die man als ein »Schreiben nach der Theorie«[8] bezeichnet hat und in der literaturwissenschaftliche Theoriebestände in literarische Texte einwandern und dort nicht nur reflektiert oder illustriert, sondern in das eigene Verfahren implementiert werden. Es liegt damit nahe, den Autor, der in Wallaces Vorwort spricht (und lügt), nicht einfach als eine autofiktionale, sondern als eine eminent ›theoriefiktionale‹ Figur zu verstehen. Zur Disposition steht dann nicht einfach der Wahrheitsgehalt des Mitgeteilten, sondern das Verhältnis von ›Theorie‹ und ›Literatur‹ insgesamt.

Man kann das, trotz Wallace Hinweis, »dass ich solche oberschlauen selbstreferenziellen Paradoxa ebenfalls verdrießlich finde«,[9] als postmodern-ironische Spielerei abtun und dem zur Entstehungszeit des Romans breit zirkulierenden Geraune bezüglich eines ›posttheoretischen‹ Zeitalters einordnen.[10] Das legt einerseits zwar die richtige Spur zur (Selbst-)His-

6 D. Foster Wallace: Der bleiche König., S. 80.

7 Ebd., S. 87.

8 So fasst es die Studie von Elias Kreuzmair am Beispiel der Popliteratur: Kreuzmair, Elias: Pop und Tod. Schreiben nach der Theorie, Berlin/Heidelberg: J.B. Metzler 2020. Vgl. auch Ryan, Judith: The Novel after Theory, New York: Columbia University Press 2012, welche auch auf David Foster Wallace – allerdings bevor *The Pale King* erschien – eingeht.

9 D. Foster Wallace: Der bleiche König, S. 80.

10 »The golden age of theory is long past«, eröffnet etwa der Literaturtheoretiker Terry Eagleton sein Buch mit dem bezeichnenden Titel *After Theory* (Eagleton, Terry: After Theory, New York: Basic Books 2003, S. 1). Dabei besteht die These Eagletons – immerhin selbst Verfasser einer vielgelesenen Theorieeinführung – darin, dass man sich der

torisierung von Theorie seit Beginn des Jahrtausends – von zwei solchen Versuchen wird im Folgenden die Rede sein –; andererseits geht das Narrativ einer theoretischen Erschöpfungssymptomatik aber am Kern dessen vorbei, was in Wallaces literarischer Rekonfiguration des Konzepts ›Autorschaft‹ passiert. Besteht deren vielleicht wichtigste Implikationen darin, die zentrale Unterscheidung zwischen *dem literarischen Text* als Gegenstand und *der Theorie* als bloß anzuwendendes und vom Text nicht tangiertes Werkzeug des wissenschaftlichen Arbeitens zu verunsichern, dann erzwingt Wallaces Spiel mit Theoriebeständen eine Reflexion auf die ›Anwendbarkeit‹ von Theorie überhaupt. Das macht sein Vorwort für die angedeuteten Verabschiedungsnarrative von Theorie durchaus instruktiv, denn es zwingt dazu, von den Abstraktionshöhen polemischer Theoriedebatten zu den konkreten Lektüreimplikationen der jeweiligen Positionen zurückzukehren.

Die berühmte Frage nach dem Autor ist von Wallace sicherlich nicht zufällig aufgegriffen, handelt es sich doch um den zentralsten, wenn auch nicht ganz glücklich gewählten Prüfstein um Wert und Belastbarkeit insbesondere poststrukturalistischer Theorie. Im deutschsprachigen Raum wurde um die Jahrtausendwende in Sammelbänden,[11] Theorie-Readern[12] und DFG-Symposien[13] ausgiebig über Sinn und Zweck von Autorschaftskonzeptionen debattiert,[14] wobei insbesondere das Diktum von der ›Rückkehr des Autors‹ – in

Theorie nicht so schnell entledigen kann, auch wenn »an interest in French philosophy has given way to a fascination with French kissing« (ebd., S. 1f.). Vgl. als konziser Abriss der Diskussionen im amerikanischen Sprachraum, aber auch mit Blick auf Deutschland und Frankreich: J. Ryan: The Novel after Theory, S. 10f.

11 Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, Tübingen: Niemeyer 1999.

12 Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft, Stuttgart: Reclam 2000. Dass der Reclam-Reader, der zum ersten Mal auch alle Autorverabschiedungen gemeinsam abdruckt, von denselben Herausgeber*innen ediert wurde, die ein Jahr zuvor bereits die *Rückkehr des Autors* ausriefen, sagt dabei schon einiges über die Dynamiken der Debatte aus.

13 Heinrich Detering (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. DFG-Symposion 2001, Stuttgart und Weimar: Metzler 2002.

14 Matthias Schaffrick und Marcus Willand haben 2014 einen breit angelegten Rückblick auf diese Diskussionen und ihre Nachwirkungen seit 2000 erarbeitet, der wichtige Systematisierungsarbeit leistet, vgl. Schaffrick, Matthias/Willand, Marcus: »Autorschaft im 21. Jahrhundert«, in: Dies. (Hg.), Theorien und Praktiken der Autorschaft, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 3-148.

Abgrenzung zu Roland Barthes' These vom autorschaftlichen Tod – zu einiger Berühmtheit gelangte. Ob die Debatte Wesentliches zur Schärfung der literaturwissenschaftlichen Methode beigetragen hat, mag man zwar hinterfragen; als Schibboleth theoretischer Selbstbestimmungen verrät der Umgang mit ›dem Autor‹ aber umso mehr über die Dynamiken theoretischer Abgrenzungsmanöver.

Der Rückblick auf die Debatte der frühen 2000er Jahre soll hier auch deshalb versucht werden, weil er für die in jüngerer Zeit stark rezipierte ›postkritische‹ Theorie aufschlussreich ist. Deren Neubewertung affirmativer Rezeptionshaltungen geht mit einer genauso vagen wie emphatischen Verabschiedung tradierter Theoriebestände einher – dort unter dem Begriff der ›Kritik‹ (*critique*) zusammengefasst – und hat ebenfalls Ansätze einer Autorschaftstheorie entwickelt, die dem freien Spiel autorloser Signifikanten ein Interesse am »continuum of text-person entanglements«[15] entgegengestellt. Dass David Foster Wallace oft einer literarischen Bewegung der *New Sincerity* zugeschlagen wird,[16] die in der Inszenierung von Aufrichtigkeit Auswege aus der Selbstreferenzialität postmoderner Literatur sucht, nähert ihn dem postkritischen Projekt in gewisser Weise an,[17] auch wenn diese ›Aufrichtigkeit‹ ange-

15 Felski, Rita: Hooked. Art and Attachment, Chicago/London: The University of Chicago Press 2020, S. 117.

16 Im Falle Wallaces handelt es sich bei seiner Einordnung zur ›neuen Aufrichtigkeit‹ um eine Fremdzuschreibung, über deren Brauchbarkeit sich streiten ließe. Sie wird auf Grundlage eines seiner Essays vorgenommen, in dem Wallace eine Abwendung von der Postmoderne als ›Antirebellion‹ der Aufrichtigen ankündigt – und bezeichnenderweise offenlässt, ob er sich selbst dazuzählt: »The next real literary ›rebels‹ in this country might well emerge as some weird bunch of ›anti-rebels‹, born oglers who dare to back away from ironic watching, who have the childish gall actually to endorse single-entendre values. Who treat old untrendy human troubles and emotions in U.S. life with reverence and conviction.« Foster Wallace, David: »E Pluribus Unam. Television and U.S. Fiction«, in: Review of Contemporary Fiction 13.2 (1993), S. 151-194, hier S. 192f. Die genaueren Konturen einer etwaigen Aufrichtigkeit Wallaces werden im Folgenden noch zu besprechen sein. Einschlägig in diesem Zusammenhang: Kelly, Adam: »David Foster Wallace and the New Sincerity in American Fiction«, in: David Hering (Hg.): Consider David Foster Wallace. Critical Essays, Los Angeles/Austin: Sideshow Media Group 2010, S. 131-146. Eine an den Texten Wallaces operierende Lektüre solcher Aufrichtigkeitsstrategien unternimmt Dolo, Eva: David Foster Wallace und die kommunikative Krise der literarischen Postmoderne. Die Rückkehr des Autors und die Geburt des engagierten Lesers, Würzburg: Königshausen & Neumann 2018.

17 Zum Verhältnis von Postkritik und *New Sincerity*, vgl. den Beitrag von Fabian Eggers in diesem Band.

sichts der erlogenen Autorpassagen in *The Pale King* fragwürdig werden mag. Umgekehrt setzt Wallace dabei ein *entanglement* von literarischen Texten und theoretischen Analysekategorien in Szene, welches wiederum das postkritische Interesse an rezeptionsästhetischen Verflechtungsmomenten unmittelbar betrifft.

Im Folgenden soll nicht versucht werden, die müßigen Fragen, ob ›der Autor‹ tatsächlich verschwunden ist und inwiefern seine etwaige Rückkehr sich lohnen könnte, noch einmal aufzuwärmen, geschweige denn zu entscheiden – nicht zuletzt angesichts einer breiten und methodisch diversen Forschungslandschaft zu Autorschaftspraktiken, die auf das reduktive Schema von ›Tod‹ und ›Rückkehr‹ dankbarerweise verzichtet hat.[18] Wallaces spielerische Referenz auf Autorschaftstheorie erlaubt aber einen Blick auf die Abgrenzungsbemühungen und lektürepraktischen Implikationen von Autorrückkehrten, der vor dem Hintergrund jüngerer Historisierungsbemühungen lohnenswert

18 In wichtigen Publikationen wird auf die Aufsätze bzw. Vorträge Barthes' und Foucaults natürlich eingegangen, deren Vor- und Nachzüge diskutiert, aber ohne das Diktum von ›Tod‹ und ›Rückkehr‹ als theoretisches Losungswort zu verstehen. Vgl. exemplarisch zur hermeneutischen Methodologie: Spoerhase, Carlos: Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik, Berlin/Boston: De Gruyter 2007, der nicht nur eine genaue und kritische Verortung poststrukturalistischer Autorschaftstheorien unternimmt, sondern der in seiner Verteidigung eines ›hypothetischen Intentionalismus‹ vor Augen führt, wie wenig auch aus intentionalistischer Perspektive die Fokussierung auf das Theorem vom ›Tod des Autors‹ nötig ist. Für wichtige literaturhistorische Hinweise, vgl. die Veröffentlichungen zu konkreten Praktiken von Autorschaft, etwa am Beispiel der Herausgeberfiktion (vgl. Wirth, Uwe: Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, München: Fink 2008), des Urheberrechts (vgl. [neu aufgelegt]: Bosse, Heinrich: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit, Paderborn: Fink 2014) oder der ›Werkpolitik‹ (vgl. Martus, Steffen: Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George, Berlin/Boston: De Gruyter 2008). Für eine feldtheoretisch konzipierte Auffassung autorschaftlicher *posture*, vgl. Meizoz, Jérôme: »Die *posture* und das literarische Feld. Rousseau, Celine, Ajar, Houellebecq«, in: Markus Joch/Norbert Christian Wolf (Hg.): Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis, Tübingen: Niemeyer 2005, S. 177-188 sowie die Fallstudien aus dem deutschsprachigen Raum: Clemens Peck/Norbert Christian Wolf (Hg.): Poetologien des Posturalen. Autorschaftsinszenierungen in der Literatur der Zwischenkriegszeit, Paderborn: Fink 2017.

scheint; nicht um daraus ein Stück Wallace-Philologie oder eine Autorschaftstheorie *sui generis* zu extrapolieren, sondern um eine Belastbarkeitsprobe derjenigen theoretischen Verabschiedungsgesten zu versuchen, die mit der emphatischen Rückbesinnung auf Autorschaftsverhältnisse stets Hand in Hand gehen.

## 2

Das »Vorwort des Autors« in *Der bleiche König* beginnt mit einer Personaldeixis: »Autor hier.«[19] Ohne ein Verb, damit grammatikalisch streng genommen unvollständig, handelt es sich bei diesen Eröffnungsworten um einen reinen Selbstverweis: Der Sprechende bezieht sich auf sich selbst, um sich als *Autor* statt als bloßer Erzähler des Romans zu erkennen zu geben. Als Antwort auf die berühmte literaturwissenschaftliche Frage, wer hier denn eigentlich spräche, hat der Satz »Autor hier« aber nicht nur eine *personale*, sondern ebenso eine *phatische* Dimension, d.h. er betrifft nicht nur Sprechsituation und Erzählstimme, sondern auch den Kommunikationskanal der literarischen Informationsübertragung mitsamt seinen Rahmungen, Regelungen und Rezeptionsformen. So wird ein Spiel mit der Erwartung gerade literaturwissenschaftlich informierter Leser*innen begonnen, das auf verschiedenen Ebenen gleichzeitig ansetzt: auf *narratologischer* Ebene betrifft es die Unterscheidung zwischen ›Autor‹ und ›Erzähler‹ und die von Wallace damit assoziierten Formen faktualen und fiktionalen Erzählens; auf *rezeptionsästhetischer* Ebene stellt es die Frage nach der Glaubwürdigkeit des Vorgetragenen und zwingt die Leser*in diesbezüglich Stellung zu beziehen; und auch in *theoriegeschichtlicher* Hinsicht setzt es einige Reibungen frei, vor allem durch die bewusste Inanspruchnahme der Position ›Autor‹ mitsamt der ganzen Last der mit ihm assoziierten Fragen: seinem ontologischen Status, seiner inneren Konsistenz und seiner grundsätzlichen Relevanz für Lektüre und Interpretation literarischer Texte. Von Wallaces Vorwort werden ganz bewusst diejenigen »lange wiederholten Fragen« aufgerufen, die sich laut Michel Foucault stets an die Rede vom Autor geheftet haben und deren Überwindung aus diskursanalytischer Perspektive zu erhoffen wäre: »Wer hat wirklich gesprochen? Ist das auch er und kein an-

19 D. Foster Wallace: Der Bleiche König, S. 79.

derer? Mit welcher Glaubwürdigkeit, welcher Originalität? Und was hat er aus seinem tiefsten Inneren in seinem Diskurs ausgedrückt?«[20]

Dass David Foster Wallace bei Erscheinen von *The Pale King* nun tatsächlich tot war, kommt zu diesem Spiel mit ›untoten‹ Autorfiguren zwar erschwerend hinzu. Als Stimme aus dem Jenseits oder als letztes autobiografisches Vermächtnis des Verstorbenen lässt sich das Vorwort dennoch kaum auffassen, nicht zuletzt weil sich recht schnell einige Unstimmigkeiten auftun: Im Frühjahr des Jahres 2005 – so der behauptete Schreibzeitpunkt – war der ›echte‹ David Foster Wallace nicht vierzig, sondern dreiundvierzig Jahre alt; die Sozialversichungsnummer stimmt ebenfalls nicht, denn Nummern, die mit der Ziffer 9 beginnen, werden vom IRS nicht vergeben (auch nicht an die eigenen Mitarbeiter*innen, wie es das Vorwort behauptet). Auch die weiteren Handlungsstränge sind erfunden: Wallace hat nie bei der Steuerbehörde gearbeitet und musste auch nicht wegen einer Plagiatsaffäre das College verlassen – und selbst wenn, wäre er zu seiner Familie nach Urbana, Illinois, zurückgekehrt und nicht nach Philo, Illinois, wie er im Roman behauptet. Es handelt sich um eine von Wallace gerne getätigte geografische Fehlangabe, auf die auch die Wallace-Forschung schon hereingefallen ist.[21]

Es lässt sich also, entgegen der Behauptungen des selbsternannten Autors, die Fiktionalität des Beschriebenen durchaus nachweisen. Allerdings nicht ohne dabei einen autorschaftstheoretischen Zirkelschluss zu vollziehen: Denn um zu beweisen, dass hier nicht der echte David Foster Wallace, sondern bloß eine weitere fiktionale Erzählstimme spricht, mussten wir auf die Lebensumstände des *realen* Wallace zurückgreifen und haben damit den Autor genau an der Stelle wieder eingesetzt, von der wir ihn gerade erfolgreich vertrieben zu haben glaubten. So vollzieht man eine Argumentationsbewegung, welche Verfechter*innen intentionalistischer Interpretationsmethoden den vermeintlichen Gegner*innen des Autors gerne vorgeworfen haben: dass diese, entgegen des Barthes'schen Diktums vom

---

20 Foucault, Michel: »Was ist ein Autor?«, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, Band 1: 1954–1969, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 1003-1041, hier S. 1030.

21 Harris, Charles B.: »David Foster Wallace's Hometown: A Correction«, in: Critique 51 (2010), S. 185-186. Die Legende von der Kindheit in Philo hat sogar Eingang in die deutschsprachige Wikipedia gefunden. Dort steht – Stand Januar 2022 – zu lesen: »Wallace wuchs in dem kleinen Ort Philo südlich von Urbana, Illinois, auf, dessen für den Mittleren Westen der Vereinigten Staaten typisches Kleinstadtleben er in zahlreichen Essays und Kurzgeschichten verarbeitete.« (https://de.wikipedia.org/wiki/David_Foster_Wallace, vom 27. Januar 2022).

›Tod des Autors‹, ebenjenen Autor durchaus als Interpretations- und Klassifikationsreferenz benutzen, wenn es ihnen nützt. Ein solcher vermeintlicher Hiat zwischen theoretischem Anspruch und faktischer Interpretationspraxis wurde um die Jahrtausendwende zum Anlass genommen, eine *Rückkehr des Autors* (1999) – so der emblematische Titel eines Sammelbands – zu proklamieren. Es lohnt sich bei dieser Debatte kurz zu pausieren, nicht nur weil sie inmitten des Diskussionsbereichs der Verabschiedungen der ›Postmoderne‹ führt, sondern weil sie die nicht immer hilfreichen Dynamiken solcher Theoriedebatten anschaulich vor Augen führt.

Es ist dabei schon die recht diffuse theoretische Ausgangsbasis, die den Zugang zu einem Autor, dessen Rückkehr beschworen wird, von Beginn an erschwert. Auch wenn man den Herausgeber*innen zugesteht, dass ein »Mißtrauen gegenüber dem Autor als Interpretationskategorie […] mehr oder weniger als *communis opinio* in der Literaturwissenschaft vorzufinden«[22] sei, so ergeben die von ihnen selbst nachverfolgten Genealogien der Autorkritik kein einheitliches Bild.[23] Es werden dort aufgeführt: a) die Theorie des ›intentionalen Fehlschlusses‹ nach Wimsatt und Beardsley, das den *close reading*-Verfahren des *New Criticism* zuarbeitet (und im deutschsprachigen Raum schon in den 1980er Jahren aus intentionalistischer Perspektive kritisiert wurde[24]); b) die Unterscheidung von Autor und Erzähler, das den Vertreter*innen der werkimmanenten Interpretation (Kayser, Lämmert, Hamburger u.a.) in ähnlicher Weise dazu diente, die ästhetische Eigengesetzlichkeit auch erzählerischer Texte abzusichern; c) die Theorie eines ›impliziten Autors‹ (nach Wayne C. Booth), der anstelle des ›realen‹ Autors eine Vermittlungsinstanz beschrieb, die immanentistischen Ansätzen tendenziell entgegensteht; d) die Feststellung oder Ausrufung des ›Tod des Autors‹ durch Roland Barthes, der vom Intertextualitätsparadigma nach Kristeva einerseits, von den Phänotypiken modernistischer Texte andererseits ausgehend, die Instanz des »Autor-Gotts«

22 Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone: »Rede über den Autor an die Gebildeten unter seinen Verächtern. Historische Modelle und systematische Perspektiven«, in: Dies. (Hg.), Rückkehr des Autors (1999), S. 3-35, hier S. 11.

23 Die Rede ist dort auch von einer »recht kleinen Anzahl an Kritiken« (ebd., S. 11), was angesichts der breiten Genealogie – von der Werkimmanenz zum Poststrukturalismus – eine Untertreibung zu sein scheint.

24 Vgl. Müller, Hans-Harald/Danneberg, Lutz: »Der ›intentionale Fehlschluß‹ – ein Dogma?« in: Zeitschrift für Allgemeine Wissenschaftstheorie 14.1 (1983), S. 103-137.

durch »die Geburt des Lesers«[25] zu ersetzen forderte. Dem wird kurzerhand die Replik Foucaults angefügt, dessen Rede »Was ist ein Autor?« zwar eine explizite Kritik der Thesen Barthes' darstellt,[26] dem Paradigma poststrukturalistischer Autorkritik aber *via* Familienähnlichkeit zugeordnet wird. Diese vier ›Kritiken‹ des Autors – und das geben die Herausgeber*innen offen zu – teilen nur sehr wenige Voraussetzungen und Ziele, sie sind weder einer gemeinsamen Position noch einer geteilten Tradition zuzuordnen.

Dieser breiten Genealogie ungeachtet richtet sich die Forderung einer autorschaftlichen Rückkehr, welche die »offensichtlichen Diskrepanzen zwischen Theoriedebatte und Interpretationspraxis«,[27] adressieren soll, deutlich an die Adresse poststrukturalistischer Autortheorien. Aber auch hier ist die Situation einigermaßen vertrackt. Dass sowohl bei Foucault als auch bei Barthes die Rede vom ›Verschwinden des Autors‹ nicht ausschließlich als plakative Forderung, sondern ebenso sehr als poetologisches Programm einer literarischen Tradition (»seit Mallarmé…«[28]) beschrieben wird; dass Foucaults Beitrag zur Autorschaftsfrage bei aller geteilten Skepsis auch als ein methodischer Widerspruch gegen Barthes' Hypostasierung der *écriture* zu verstehen ist und seine Historisierungsarbeit einiges *für* die Klärung von Autorschaftskonzeptionen geleistet hat;[29] dass Barthes selbst nur wenige Jahre nach seinem Aufsatz schon wieder von der Rückkehr des Autors spricht[30] – all das wird in

25 So der berühmte Schlusssatz seines Essays: »Die Geburt des Lesers ist zu bezahlen mit dem Tod des Autors«, Barthes, Roland: »Der Tod des Autors«, in: Jannidis/Lauer/Martínez/Winko, Texte zur Theorie der Autorschaft (2000), S. 185-193, hier S. 193.

26 Explizit heißt es bei Foucault: »Es genügt freilich nicht, als leere Aussage zu wiederholen, dass der Autor verschwunden ist. Ebensowenig reicht es aus, endlos zu wiederholen, dass Gott und der Mensch tot sind, von einem gemeinsamen Tod ereilt wurden. Was man tun müsste, wäre, das Augenmerk auf den durch das Verschwinden des Autors leer gelassenen Raum zu richten, der Verteilung der Lücken und Bruchstellen nachzugehen und die durch dieses Verschwinden freigewordenen Stellen und Funktionen auszuloten.« M. Foucault: »Was ist ein Autor?«, S. 1012.

27 F. Jannidis/G. Lauer/M. Martínez/S. Winko: Rede über den Autor an die Gebildeten unter seinen Verächtern, S. 17.

28 M. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1011. Auch Barthes ruft Mallarmé als seinen Zeugen auf: R. Barthes: »Der Tod des Autors«, S. 187.

29 Vgl. etwa Wolf, Norbert Christian: »Wie viele Leben hat der Autor?«, in: Detering, Autorschaft (2001), S. 390-405, hier: S. 405.

30 Vgl. Neumann, Maik: »Der Autor als Schreibender. Roland Barthes‹ Konzept einer ›freundschaftlichen Wiederkehr des Autors‹«, in: Schaffrick/Willand, Theorien und Praktiken der Autorschaft (2014), S. 263-286. Vgl. dazu auch C. Spoerhase: Autorschaft

den Debatten zwar immer wieder angemerkt, lässt die Rede von einer klaren ›poststrukturalistischen‹ Position bezüglich der Autorschaftsfrage aber zweifelhaft werden. Der bemühte Hinweis auf den geteilten Kontext der 68er-Bewegung wirkt dahingehend symptomatisch,[31] werden damit inhaltliche Differenzen ja gerade ausgeklammert, um diese in einem nur diffus bestimmten sozialgeschichtlichen Umfeld eingehen und sich auflösen zu lassen.

Auch angesichts des nie erbrachten Nachweises, ob Foucaults und Barthes' kurze Texte tatsächlich den *state of the art* der literaturwissenschaftlichen Methodologie darstellen, wäre es vielleicht lohnenswert gewesen, den Fokus von der Rechtmäßigkeit der Verabschiedung des Autors zu den Motivationen und Methoden seiner (Re-)Konstitution zu verschieben. Statt bloß die Aufsätze von Barthes und Foucault zu rügen und ihnen Autorschaft als »anthropologische Konstante in Schrift-Kulturen«[32] oder als Aspekt unserer »genetisch verankerten Dispositionen«[33] entgegenzustellen, hätten sich so die methodischen Grundlagen in den Blick rücken lassen, die Autorkonzepte

---

und Interpretation, S. 18-37, der in seiner kritischen Relektüre von Roland Barthes wichtige Aufräumarbeit leistet.

31 Vgl. F. Jannidis/G. Lauer/M. Martínez/S. Winko: Rede über den Autor an die Gebildeten unter seinen Verächtern, S. 15f. Damit verwandt ist die oft bemühte These von der angeblichen ›Subjektkritik‹ Foucaults, welche – so die Herausgeber*innen des Reclam-Readers in einer Fußnote zum Foucault-Vortrag– »stets mitgedacht bleiben« müsse (vgl. F. Jannidis/G. Lauer/M. Martínez/S. Winko: Texte zur Theorie der Autorschaft, S. 203). An der Intention (!) Foucaults geht das vorbei, wie schon in der nur in den *Dits et Ecrits* mitabgedruckten Diskussion zu Foucaults Vortrag deutlich wird. In Antwort auf die lange Wortmeldung Lucien Goldmanns zur vermeintlichen »Negation des Subjekts« (M. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1040) erinnert Foucault sowohl daran, dass es ihm um den Autor und nicht um das Subjekt ging, dass es sich also um zwei getrennte Phänomene handelt, wie er einwendet, dass eine Analyse der Subjekt-Funktion keineswegs eine Negation oder Reduktion des Subjekts sei, sondern bloß »eine Analyse der Bedingungen […], unter denen es möglich ist, dass ein Individuum die Funktion des Subjekts erfüllte« (ebd., S. 1038). Unterstützung erhält Foucault von Lacan, der anfügt, »dass es, Strukturalismus hin oder her, in dem durch dies Etikett vage umrissenen Feld nirgendwo um die Negation des Subjekts geht« (ebd., S. 1041).

32 So van Peer, Willie: »Absicht und Abwehr. Intention und Interpretation«, in: Jannidis/Lauer/Martínez/Winko, Rückkehr des Autors (1999), S. 107-122, hier: S. 114. Es sei dahingestellt, ob es sich bei der Konfrontation von »Schrift-Kultur« und »anthropologischen Konstanten« nicht um ein Oxymoron handelt.

33 So der von Karl Eibl bemühte evolutionsbiologische Erklärungsansatz: Eibl, Karl: »Der ›Autor‹ als biologische Disposition«, in: Jannidis/Lauer/Martínez/Winko, Rückkehr des Autors (1999), S. 47-60, hier: S. 59.

für unterschiedliche Ansätze unterschiedlich wichtig werden lassen. Moritz Baßler hat etwa die grundlegende Differenz zwischen der Auffassung des literarischen Textes als ein Zeichen- und Formgefüge (wie sie einer strukturalistisch-textwissenschaftlichen Perspektive entspräche) und seiner Auffassung als Kommunikationsakt eines Autor-Subjekts (wie es einem intentionalistischen Ansatz entspräche) in den Blick gerückt.[34] Das Schema mag etwas grob sein,[35] es weist aber immerhin auf eine mögliche Trennlinie, die nicht auf der Ebene abstrakter Theoriediskussionen, sondern in methodologischer Hinsicht zu präzisieren versucht, weshalb Anhänger*innen (post-)strukturalistischer Ansätze das Prinzip ›Autorschaft‹ weniger nötig scheint als Vertreter*innen eines hermeneutischen Intentionalismus.

Dass dessen ungeachtet die ›Autorfunktion‹ auch für poststrukturalistische Ansätze im Einsatz ist – etwa als Klassifikator, der zwischen Texten »eine Beziehung der Homogenität, der Abhängigkeit, der wechselseitigen Beglaubigung, der gegenseitigen Erklärung oder der gleichzeitigen Verwendung«[36] herstellt –, macht noch keinen eklatanten Selbstwiderspruch, wie das etwa Simone Winko suggeriert.[37] Möchte man Foucaults These, der Autor sei vor

34 Baßler plädiert uneingeschränkt für die textwissenschaftliche Perspektive: »Nun kann man unbestritten sowohl mit Texten kommunizieren als auch Kommunikation vertexten, dennoch kann man als Textwissenschaftler theoretisch und methodologisch gar nicht streng genug auf der elementaren Unterscheidung bestehen: Texte sind keine Kommunikationen. Kommunikationen sind, um nur einen sogleich ins Auge fallenden Unterschied zu benennen, flüchtig und dynamisch, Texte nicht. Kommunikationen sind Handlungen, Texte sind Objekte in paradigmatischen Bezügen.« Baßler, Moritz: »Mythos Intention. Zur Naturalisierung von Textbefunden«, in: Schaffrick/Willand, Theorien und Praktiken der Autorschaft (2014), S. 151-167, hier S. 157.

35 Für eine prägnante und stärker differenzierende Zusammenführung der unterschiedlichen methodischen Standpunkte von beispielswweise »aktualen«, »moderaten«, »hypothetischen«, »faktischen« oder »weichen« Intentionalismen, vgl. M. Schaffrick/M. Willand: Autorschaft im 21. Jahrhundert, S. 19-25.

36 M. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1014.

37 In ihrem DFG-Symposionsbeitrag versucht Simone Winko den vermeintlichen Hiat zwischen literaturwissenschaftlicher Theorie und Praxis an Zeitschriftenbeiträgen empirisch zu belegen. Ihre Studie teilt ihr Untersuchungsmaterial in zwei Gruppen ein, je nachdem »ob ihre Verfasser den Begriff ›Autor‹ offenbar problemlos einsetzen (Gruppe I) oder ob sie diesen Begriff problematisieren bzw. ob sie einer – heute in aller Regel poststrukturalistischen begründeten – Interpretationskonzeption verpflichtet sind, von der aus eine vorsichtig-skeptische Verwendung des Autorbegriffs wahrscheinlich ist (Gruppe II).« Da nun Wissenschaftler*innen der zweiten Gruppe ihren Texten selten ein Plädoyer über die Abschaffung des Autors voranstellen, schlägt Win-

allem ein Begrenzungsmoment zirkulierender Diskurse,[38] als Aufforderung verstehen, mit dieser Diskursverknappung Schluss zu machen, so ist ihm die Literaturwissenschaft dort jedenfalls nicht gefolgt. Tatsächlich basiert die Prominenz der Texte Barthes' und Foucaults wohl eher auf ihrer *teachability* im Rahmen theoretischer Einführungskurse, als auf ihrem unantastbaren Status im methodologischen Werkzeugkasten der Literaturwissenschaft. Das Argument, der Autor sei nicht »Ort oder Garant der Bedeutung jenseits oder hinter dem Text«,[39] bleibt davon jedenfalls unberührt. Dass dies heute kaum mehr der Fall ist, dafür zeichnet sich der Poststrukturalismus aber nicht ausschließlich verantwortlich, genauso wie es nicht die Position intentionalistischer Ansätze ist, die gesamte Interpretationspraxis auf den ›Autor-Gott‹ auszurichten. Mit der »vermeintlichen Globalthese ›Tod des Autors‹«[40] ist in beiden Richtungen also niemandem geholfen.

Als polemogenes Zentrum von Theoriedebatten operiert der zurückgekehrte Autor nach dem Schema *unite and conquer*: In einer metonymisierenden Lektüre wird das Theorem vom autorschaftlichen Verschwinden mit poststrukturalistischem Denken insgesamt gebündelt, um damit gemeinsam zu verabschieden, was sich bei genauerem Hinschauen als diverseres Diskussionsfeld erweisen würde. Die Rede von ›Tod‹ und ›Rückkehr‹ des Autors scheint jedenfalls eher dem Tod gewisser französischer Theorietraditionen zuzuarbeiten, als dass es wirklich um die Schärfung der methodologischen Konturen von Autorschaft ginge. Die differenzierte Forschung zu konkreten literarischen, historischen und interpretatorischen Praktiken, die sich an ›Autorschaftsverhältnisse‹ im weitesten Sinne heften, haben gezeigt, dass eine

ko ein induktives Verfahren vor: »Als Indizien, die eine solche Zuordnung rechtfertigten, wurden Zitate einschlägiger Theoretiker und/oder theoretisch klar positionierter Interpreten sowie die Verwendung bestimmter, vor allem subjekt- oder logozentrismuskritischer Konzepte herangezogen.« Winko, Simone: »Autor-Funktionen. Zur argumentativen Verwendung von Autorkonzepten in der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Intepretationspraxis«, in: Detering, Autorschaft (2001), S. 334-354, hier S. 341. Das heißt dann so viel wie: Wer Barthes, Foucault und Derrida zitiert, der darf keine Autornamen mehr verwenden. Das ist nicht nur eine *petitio principii*, in der das Ergebnis der Studie schon in ihren Prämissen angelegt ist, sondern auch paradigmatisches Beispiel für die Glättungsversuche, die über den Autorbegriff an Theoriebeständen unternommen werden.

38 M. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1029f.

39 M. Baßler: Mythos Intention. Zur Naturalisierung von Textbefunden, S. 155.

40 C. Spoerhase: Autorschaft und Interpretation, S. 12.

produktive Weiterentwicklung der Debatten, auch jenseits des polemischen Grundtons der 2000er Jahre, möglich ist. Für das Abflauen der Diskussionen um die ›Rückkehr des Autors‹ trifft jedenfalls zu, was schon für seinen Tod galt: »Halten wir […] unsere Tränen zurück!«[41]

## 3

Mit dieser Debattenlage im Hinterkopf kann man den Weg zurück zu Wallace versuchen, auch in der Hoffnung, damit von der abstrakten Konzeption von Autorschaft zu ihren textuellen Realisierungen und textanalytischen Implikationen zu gelangen. Eine Annäherung über die Autorintention käme dem hier unternommenen Versuch dabei durchaus zugute. Denn dass das Vorwort von *The Pale King* als ›Theoriefiktion‹, d.h. als literarische Auseinandersetzung mit insbesondere kontinentaleuropäischen Theorietraditionen, verstanden sein könnte, legen Äußerungen des Autors zumindest nahe: »The climate for the ›next‹ generation of American writers«, schreibt Wallace in einem Essay, »is aswirl with what seems like long-overdue appreciation for the weird achievements of such aliens as Husserl, Heidegger, Bakhtin, Lacan, Barthes, Poulet, Gadamer, de Man.«[42] Sicherlich ließe sich dieses Theoriekonglomerat, das Wallace als Inspirationsquelle für die Literatur (nicht für die Literaturwissenschaft!) ins Spiel bringt, um die Autorschaftstheorien Barthes' und Foucaults erweitern.[43] Zwar würde sich Wallaces Vorwort, wenn es behauptet, der Autor würde authentisch und direkt mit der Leser*in kommunizieren, der Loslösung des Textes von der autorschaftlichen Kontrolle zu-

41 M. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1037.

42 Foster Wallace, David: »Fictional Futures and the Conspicuously Young«, in: Ders., Both Flesh and Not. Essays, New York: Penguin 2012, S. 47-68, hier S. 63.

43 Das legt auch folgende Interviewäußerung Wallaces nahe: »This is the way Barthian [sic!] and Derridean post-structuralism's [sic!] helped me the most as a fiction writer: once I'm done with the thing, I'm basically dead, and probably the text's dead; it becomes simply language, and language lives not just in but through the reader.« (hier zitiert nach dem für diesen Zusammenhang äußerst instruktiven Artikel von Kelly, Adam: »David Foster Wallace: the Death of the Author and the Birth of a Discipline«, in: Irish Journal of American Studies vom 27. Januar 2022: http://ijas.iaas.ie/article-david-foster-wallace-the-death-of-the-author-and-the-birth-of-a-discipline/ Ob der Begriff ›Barthian‹ sich auf Roland Barthes oder auf John Barth bezieht, ob es sich um einen Transkriptionsfehler oder um eine bewusste Verunklarung handelt, bleibt dabei unentscheidbar.

nächst widersetzen. Dass Wallaces Autor-Ich sich dann aber dazu gezwungen sieht, recht umständlich die eigene Position zu bestimmen (»der reale Autor, der echte Mensch, […] keine abstrakte narrative Instanz« etc.), nur um der Leser*in dann ein langes Märchen aufzutischen, lässt die Vorstellung seiner emphatischen Rückkehr gleichermaßen fraglich werden. Dazu ließe sich etwa auf zwei »weird achievements« des Foucault-Aufsatzes hinweisen, die bei Wallace ein implizites Echo finden: zum einen das Weglassen des ›Foster‹ in der Selbstbezeichnung als ›David Wallace‹, womit ein Spiel von Eigenname und Autorname initiiert wird,[44] bei dem sowohl Abstand vom *nom de plume* markiert wird wie gleichzeitig die Unterscheidung von ›Autor‹ und ›echter Person‹ damit kollabiert: ›David Wallace‹ ist der Autor selbst, ›David *Foster* Wallace‹ nur der Autorname, so suggeriert es das Vorwort. Zum anderen scheint die Einbettung des Vorworts in ein juridisch definiertes Diskursfeld mitsamt Nennung von Meldeadresse und Sozialversicherungsnummer die diskursanalytische These zu untermauern, Autorschaft sei stets im »rechtlichen und institutionellen System«[45] verortet. Das ganze Vorwort inszeniert sich dergestalt als eine diffizile Aushandlungsoperation zwischen Autor und Verlagsanwält*innen, sodass sich Autorschaft weniger in der oft beschriebenen Beziehung zum Urheberrecht definiert, sondern sich unter den Bedingungen von Steuerrecht und *defamation law* aktualisiert – was wiederum auf das größere Projekt Wallaces anspielt, die amerikanische Steuerbürokratie in Romanform zu kleiden.[46] Der Autor ist auch als »echter Mensch« in diesem Vorwort nur noch über seine juridische Belangbarkeit definiert, die in riskanter Weise zwischen dem realen Autor-Ich ›David Wallace‹ und dem »konventionelle[n] Pro-forma-Konstrukt«[47] ›David Foster Wallace‹ zu vermitteln droht. Foucaults und Barthes' Thesen wird hier nicht einfach nachgeplappert.

---

44 M. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1014f. Dass Wallace überhaupt ›Foster‹ – den Mädchennamen seiner Mutter – in seinen Autornamen aufgenommen hat, geht auf sein Verlagshaus zurück, das die Verwechslung mit einem anderen Autor namens David Wallace befürchtete.

45 Ebd., S. 1021.

46 Vgl. dazu auch Boswell, Marshall: »Author Here: The Legal Fiction of David Foster Wallace's *The Pale King*«, in: English Studies 95.1 (2014), S. 25-39, dessen Pointe, die Einfügung des Autors in die juridifizierte Prosa sei »a way to dramatize the degree to which not only are we increasingly reduced to the sum of our data, but also dehumanized as a result« (ebd., S. 34), an der theoriegeschichtlichen Pointe des Vorworts wohl etwas vorbeigeht.

47 D. Foster Wallace: Der bleiche König, S. 79.

Wallace beweist stattdessen im spielerischen Umgang, in der Art und Weise, wie er Autorschaftskonzeptionen zitiert, durchbricht und aktualisiert, seine produktive Auseinandersetzung mit ›dem Autor‹ als einer literaturtheoretischen Figur. Das ist weder ein Erschöpfungssymptom noch selbstironische Spielerei, sondern Ausdruck der Tatsache, dass »the contemporary artist can simply no longer afford to regard the work of critics or theorists or philosophers – no matter how stratospheric – as divorced from his own concerns«.[48] Dagegen scheint die Möglichkeit auf, »that it is precisely in those tangled relations that a forward-looking, fertile literary value may well reside.«[49]

## 4

So werden nicht nur erste Umrisse eines Wallace-spezifischen »Schreibens nach der Theorie«[50] sichtbar. Mit dem Stichwort der »tangled relations« wird auch der Übergang zu einem zweiten Debattenfeld möglich, das sich ebenfalls den komplizierten Verflechtungen verschrieben hat, welche in literarischen Produktions- und Rezeptionsprozessen am Werk sind. Gemeint ist die vor allem von Rita Felski angestoßene Bewegung der Postkritik, die nicht nur eine erneute Rückkehr des Autors ausgerufen hat, sondern in der auch das Verhältnis von literarischem Text und theoretischem Instrumentarium tagesaktuell diskutiert wird. Dass es dabei wiederum um die Überwindung vermeintlich obsolet gewordener Theorieparadigmen geht, das lässt allein die Selbstbezeichnung als ›*Post*-Kritik‹ schon programmatisch werden. An die Stelle tradierter ›kritischer‹ Lektüremodi soll eine Neubewertung affirmativer Lektüren treten und das vor allem im Hinblick auf Formen des rezeptionsseitigen »implication and entanglement«,[51] welche die Postkritik mit Rückgriff auf die Akteur-Netzwerk-Theorie Latours zu beschreiben unternimmt. David Foster Wallace scheint, wie erwähnt, nicht ungeeignet, mit diesen Versuchen in Konversation zu treten. Eine netzwerktheoretische Perspektive könnte für *The Pale*

48 D. Foster Wallace: Fictional Futures and the Conspicuously Young, S. 47.

49 Ebd.

50 Für den Begriff vgl. wiederum E. Kreuzmair: Pop und Tod. Schreiben nach der Theorie; für Wallace-spezifische Beobachtungen vgl. A. Kelly: The Death of the Author and the Birth of a Discipline.

51 Felski, Rita: The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015, S. 159.

*King* durchaus instruktiv sein, etwa um, statt von narratologischen oder fiktionstheoretischen Fragestellungen auszugehen, das Spiel mit Autorschaftsfragen als eine Verschlingung erzählerischer Formen, antizipierter Rezeptionsmodi und den entsprechenden theoretischen Beständen zu verstehen.

Worauf zielt die Postkritik nun, wenn sie von einer zu überwindenden ›Kritik‹ spricht? Sie versteht darunter eine Theoriegemengelage von (Post-)Strukturalismus, Marxismus, Psychoanalyse und klassischer Hermeneutik, welche sich, so Felski, durch eine diagnostisch-analytische Grundeinstellung auszeichnet, stets die Distanz zu ihren Gegenständen anmahnt und mithilfe hermeneutischer Verdachtslogiken am literarischen Text operiert. ›Kritisch eingestellt zu sein‹ bedeutet damit, von im Voraus gefassten theoretischen Positionen auszugehen, sich selbst als transzendent zu seinem Gegenstand zu setzen und in ›paranoiden‹ Lektüreformen[52] die »hidden causes, determining conditions, and onxious motives«[53] aufzuspüren, die man ›hinter dem Text‹ vermutet. Eine solche kritische Grundeinstellung sei, so liest man in Texten der Postkritik, omnipräsent in den Geisteswissenschaften, habe sich aber angesichts aktueller Kürzungs- und Prekarisierungserfahrungen überlebt.[54] Diese erfordern es, »to articulate more compelling accounts of why the humanities matter and to clarify to larger audiences why anyone should care about literature, art, or philosophy«.[55] Die Anwendungsbeispiele postkritischer Lektüren sind daher auch meist von der Wendung ›*in the classroom*‹ gerahmt, zielen also hauptsächlich auf die akademische Lehre ab.[56]

---

52 Dieser Begriff stammt bekanntlich aus einem Essay von Sedgwick Kosofsky, Eve: »Paranoid reading and reparative reading, or, you're so paranoid, you probably think this essay is about you«, in: Dies.: Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity, Durham/London: Duke University Press 2003, S. 123-151.

53 R. Felski: The Limits of Critique, S. 12.

54 Anker, Elizabeth S./Felski, Rita: »Introduction«, in: Dies. (Hg.): Critique and Postcritique, Durham: Duke University Press 2017, S. 1-28, hier S. 18: »We are witnessing, after all, an extended assault on the autonomy of universities, a growing emphasis on profit and utility at the expense of humanistic inquiry, declining state support for the liberal arts, the adjunctification of the professoriate, and the quantification of scholarly thought and research.« Bekanntlich hat auch der Begründer der ANT, Bruno Latour, konstatiert, der Kritik sei die Luft ausgegangen, vgl. Latour, Bruno: »Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, in: Critical Inquiry 30.4 (2004), S. 225-248.

55 E. Anker/R. Felski: Introduction, S. 19.

56 Vgl. R. Felski: Hooked, S. 155-163 sowie R. Felski: The Limits of Critique, S. 180ff.

Nun mag man einwenden, dass was hier als Kritik bezeichnet wird, recht holzschnittartig daherkommt und wohl eher einer apotropäischen als einer argumentativen Logik folgt: Erneut wird gebündelt und abgewehrt, womit man sich nicht weiter auseinandersetzen möchte. Das kann man kritisieren,[57] es soll hier aber nicht vom (im doppelten Sinne) ›positiv‹ formulierten Kern postkritischer Forderungen ablenken: die Rückkehr zum lebensweltlichen Erlebnis der Lektüre, die Forderung nach einer theoretischen Sprache für die vielfältigen »modes of textual engagement«, welche sich der »language of attachment, passion, and inspiration«[58] nicht verweigern, und damit eine Reflexion auf das, was man als literarischen Gebrauchswert oder charmanter ausgedrückt: als *Uses of Literature*[59] bezeichnen kann. Aus diesen Bestimmungen leiten sich die weiteren methodologischen Bestimmungen ab: etwa die in Stellung gebrachte »modest dose of phenomenology« mit ihrer »attentiveness to the first person perspective«[60] oder das dezidierte Desinteresse an der Historizität der Gegenstände: »To focus only on a work's origin is to side-step the question of its appeal to the present-day reader«.[61] Mit dem Fokus auf das Hier und Jetzt der Lektüre sind auch die Grenzen des ANT-inspirierten Zugangs markiert: Auch das Interesse für »the many actors with which literature is entangled«[62] möchte die Ich-Perspektive nie wirklich überschreiten.

Hinter der Ablehnung der Kritik und der Aufwertung der 1. Person Singular verbirgt sich der methodologische Kern des postkritischen Vorgehens, den man auf die etwas grobe Formel bringen mag, die Postkritik spiele systematisch die *ästhetische Erfahrung* gegen die *interpretative Tätigkeit* aus. Nicht nur versucht also die Postkritik, den Erlebnismomenten des Literarischen wieder

57 Vgl. Robbins, Bruce: »Fashion Conscious Phenomenon«, in: American Book Review 38.5 (2017), S. 5-6, hier S. 5: »Postcritique presents itself as rejecting and replacing something it calls ›critique‹. But ›critique‹ is a creature of its fantasies. In what real landscape does this monster of pure negativity lurk? Are there really teachers of literature out there who do nothing all day but interrogate, demystify, and unmask?« Vgl. auch jüngst mit besonderem Bezug zum »politisch Unbewussten« der Postkritik: Schleusener, Simon: »Surface, Distance, Depth: The Text and its Outside«, in: Michel Chaouli/Jan Lietz/Jutta Müller-Tamm/Simon Schleusener (Hg.): Poetic Critique. Encounters with Art and Literature. Berlin/Boston: De Gruyter 2021, S. 175-201.

58 R. Felski: The Limits of Critique, S. 178.

59 Vgl. Felski, Rita: Uses of Literature, Malden/Oxford: Wiley 2008.

60 Ebd., S. 16f. Vgl. auch R. Felski: Hooked, S. 44.

61 R. Felski: Uses of Literature, S. 10. Vgl. auch das Unterkapitel »History is not a box«, in: R. Felski: The Limits of Critique, S. 154-161.

62 Ebd., S. 189.

zu theoretischer Valenz zu verhelfen, wie das etwa auch in den deutschsprachigen Diskussionen um Kategorien der Stimmung, des Ereignisses oder der Präsenz angelegt ist.[63] Vielmehr bringt die Postkritik Akte des *engagements*, der *identification* oder des *attachment* methodisch gegen jegliche Distanzmomente der Lektüre in Stellung, auch und gerade gegen diejenigen, die vom Text selbst ausgehen. Damit richten sich aber die postkritischen Bestimmungen gar nicht mehr ausschließlich gegen das besserwisserische Gebaren distanzierter ›Kritik‹, sondern wagen tatsächlich den Sprung vor jede Hermeneutik. Für eine Methode, die sich über das *being hooked* definiert, sind auch die berühmten »dunckeln Stellen«[64] literarischer Texte, die seit Chladenius die hermeneutische Tätigkeit antreiben, nicht mehr von Interesse. Oder alternativ mit Schleiermacher gesprochen: Das Verstehen literarischer Texte ergibt sich für die Postkritik wirklich von selbst.[65] Bruce Robbins bezeichnet die Postkritiker*innen prägnant als »people who are suddenly tired of pausing«.[66]

Nun muss man nicht zwangsweise die Geschütze der klassischen Hermeneutik gegen die Postkritik auffahren. Aber die Gegenüberstellung ist auch für die von Felski in *Hooked* (2020) geforderte ›Rückkehr des Autors‹ aufschlussreich, welche ohne jeglichen Bezug auf Autorintentionen auskommt. ›Der Autor‹ wird stattdessen als einer der vielfältigen Akteure im literarischen Netzwerk verstanden, mit der sich die Literaturwissenschaft verstärkt auseinanderzusetzen habe, besonderes infolge der Neubewertung von Identifikationsprozessen, die nicht nur grundlegend für die Faszination literarischer Cha-

63 Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur, München: Carl Hanser Verlag 2011 sowie mit stärkerem Bezug zur hermeneutischen Tradition: Ders.: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004 sowie Mersch, Dieter: Posthermeneutik, Berlin: Akademie-Verlag 2010.

64 »Die Auslegung hat mit dunckeln Stellen zu thun«, so die berühmte Formulierung aus der Vorrede von Chladenius, Johann Martin: Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften, Leipzig 1742 (Reprint: Düsseldorf 1969), unpaginiert.

65 Dies formuliert in Anlehnung an Schleiermachers Unterscheidung einer »laxere[n] Praxis« der Hermeneutik, die davon ausgeht, »daß sich das Verstehen von selbst ergibt« und der von ihm begründeten »strengere[n] Praxis«, die davon ausgeht, »daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden«. Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Hermeneutik und Kritik, hg. v. Manfred Frank, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 92.

66 B. Robbins: »Fashion Conscious Phenomenon«, S. 5. Vgl. dazu auch den (auto-)soziobiografischen Versuch zu kritischen Ermüdungserscheinungen Hayot, Eric: »Then and Now«, in: Felski/Anker, Critique and Postcritique (2017), S. 279-295.

raktere, sondern eben auch für die Anziehungskraft von realen oder imaginierten Autorpersonae seien. Da fällt der Seitenhieb leicht, der Slogan vom ›Tod des Autors‹ »has come to seem increasingly outdated«,[67] gerade angesichts der massenmedialen Verbreitung von Autorauftritten sowie jüngeren literarischen Bewegungen, die ein affirmatives und politisch gewendetes Verhältnis zum Prinzip ›Autorschaft‹ auszeichnen. Da ist durchaus etwas dran.[68] Dass sich für Felski die Identifikation mit Autoren auch über ironische, distanzierte oder ambivalente Haltungen ausdrückt, gibt ihrer Autorschaftstheorie dazu eine gewisse Komplexität. Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Literatur rückt so ein Autor-Kompositum in den Blick, das die Unterscheidung von »historical author« und »self-contained work« transzendiert. Die Rede ist von einem »author-text«, der sich aus divergenten (Lektüre-)Erfahrungen zusammensetzt: »the cadences of a literary style; the feel of a fictional world; snippets of knowledge about an author's life; critical essays or biographies; half-remembered interviews or public remarks; perhaps – in the case of a living author – a fleeting exchange of looks at a bookstore signing.«[69]

Ob und wie man das etablierten Analysen von Autorfunktionen vorziehen soll, mag dahin gestellt bleiben; sicherlich kann man im Fokus auf die 1. Person Singular einen spezifisch postkritischen Beitrag zur Autorschaftsfrage erkennen. Darin bestünde jedenfalls der Mehrwert einer postkritischen Perspektive für Wallace, der sich als vermeintlicher Vertreter einer *new sincerity*

---

67 R. Felski: Hooked, S. 90.

68 Im deutschsprachigen Raum könnte man hier an die jüngere ›postmigrantische‹ oder ›autosoziobiografische‹ Literatur denken, in der solche Authentifizierungsstrategien produktiv am Werk sind – wobei die entsprechenden autorschaftlichen Posturen im Einzelfall zu analysieren wären. Wallace hat mit derartig politisch gewendeten Authentifizierungsstrategien des eigenen Schreibens im Guten wie im Schlechten wenig gemein; vgl. zur Kritik an Wallaces Umgang mit Fragen von *race* und *gender* das Kapitel »On Not Reading DFW« in: Hungerford, Amy: Making literature now, Stanford: Stanford University Press 2016, S. 141-167, besonders S. 149, sowie für eine etwas differenzierende Auffassung: Hayes-Brady, Clare: The Unspeakable Failures of David Foster Wallace. Language, Resistance, Identity, New York/London: Bloomsbury 2016, S. 167-192, welche Wallaces vermeintlich weiß-männliche Schreibhaltung in den Kontext seiner umfassenden »failures« einordnet. Wallaces Scheitern ist nach Hayes-Brady die generative Kraft eines Schreibens, das sich der Schließung zu entziehen versucht und sich darüber eine freilich anders gelagerte *ethische* Dimension erarbeitet.

69 R. Felski: Hooked, S. 116.

ebenfalls der Konstruktion von Bündnissen zwischen Autor und Leser*in verschrieben hat.[70] Doch wie wäre eine solche Inszenierung von Aufrichtigkeit angesichts der Lügengeschichten von *The Pale King* zu verstehen? Sicherlich handelt es sich dort – auch wenn das Vorwort das an der Oberfläche behauptet – nicht um bloße Faktizitätsbehauptungen, die das Mitgeteilte als tatsächlich Erlebtes authentifizieren und nobilitieren. Bei Wallace geht es stattdessen um die Herstellung einer Beziehung, welche Kontrolle und Verantwortung über den Diskurs nicht auktorial behauptet, sondern der Leser*in zurückspielt. Adam Kelly spricht diesbezüglich von einem »dialogical appeal to the reader's attestation and judgment«,[71] das die sprachliche Konstruiertheit der Kommunikationssituation stets mitreflektiert. Für Wallaces Texte, so der wichtige Hinweis Kellys, ist die *sincerity* damit überhaupt nicht auf der Ebene der Repräsentation von Inhalten angesiedelt.[72] Sie rückt stattdessen – so ließe sich mit *The Pale King* vermuten – auf die phatische Ebene der Kontaktnahme. Was in der Autorrede des Vorworts geschieht, hat dann auf der Ebene des Mitgeteilten nichts mehr mit der Wahrheit zu tun, aber sehr wohl mit der Offenlegung der textuell inszenierten Kommunikationsformen. Die ›theoriefiktionalen‹ Reflexionen und Metareflexionen stellen das brüchige Bündnis von au(k)torieller Sprechsituation und theoretisch vorinformierter Rezeptionssituationen in doppelter Weise aus: zum einen, indem sie die Leser*in zwingen, die eigene Position in den *text-person entanglement*s der Lektüre zu reflektieren und sich als Akteur*in in diesem Netz zu erkennen; zum anderen, indem sie den literarischen Text in einem entsprechend durchtheoretisierten Feld verorten, auch und gerade in Antizipation einer entsprechend informierten Leser*innenschaft.

Es spricht damit wenig dagegen, diese Konstellation von Autor- und Leser*innenposition einerseits und von literarischen Formen, theoretischen Beständen und Rezeptionserwartungen andererseits netzwerktheoretisch als Zusammenspiel verschiedener Akteure und Co-Akteure zu fassen. Aus postkritischer Perspektive stößt man dabei aber unweigerlich an die Grenzen dessen, was mit Kategorien wie *attachment*, *passion* und *inspiration* noch

70 Vgl. wiederum D. Foster Wallace: E Pluribus Unam. Television and U.S. Fiction, S. 192f. sowie: A. Kelly: David Foster Wallace and the New Sincerity in American Fiction.

71 Ebd., S. 145.

72 Vgl. ebd., S. 143: »[I]n Wallace's fiction the guarantee of the writer's sincere intentions cannot finally lie in representation – sincerity is rather the kind of secret that must always break with representation«.

zu beschreiben ist. Ist bei Wallace das Spiel mit den Rezeptionshaltungen und identifikatorischen Hoffnungen der Rezipient*in bereits von den einschlägigen theoretischen Diskursen vorinformiert, dann sind *text-person entanglements* ohne *text-theory entanglements* nicht zu beschreiben. Das berührt auch die Autorschaftsfrage, ist doch das im Vorwort sprechende Autor-Ich nicht einfach das (textuell vermittelte) Abbild einer natürlichen Person, mit der man sich dann identifizieren mag oder nicht. Vielmehr bleibt ununterscheidbar, was an Wallaces Autor noch Teil literarischer Figurenbildung und was schon Teil eines theoretischen Diskurses ist. Entsprechend stiftet das sprechende Ich zwischen Text und Leser*in genauso viel Verwirrung wie es für Identifikationspotenzial sorgt. Man mag einwenden, dass es genau solche spielerischen Reflexivitätsschleifen sind, welche treue Wallace-Leser*innen in Entzückung versetzen und damit auch den Autor-Gott durch die Hintertür wieder ins Spiel bringen; doch selbst dann bleiben mehrere der axiomatischen Setzungen der Postkritik fraglich: etwa die Tragweite der Entgegensetzung von ›kritischer Haltung‹ einerseits und affirmativer Lektüreerlebnisse und Identifikationserfahrungen andererseits; damit zusammenhängend die Reduktion netzwerktheoretischer Zugänge auf die 1. Person Singular; zuletzt die Verallgemeinerbarkeit derjenigen ästhetischen Erlebnisse, die Felski mit Vokabeln wie der *allure*, den *ties* oder dem *being drawn* als inhärent privilegierten Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit literarischen Texten festsetzt. Inwiefern die Haltung der Kritik zur Geste zu erstarren droht und inwiefern auch ›distanzlose‹ Lektüreformen mehr theoretische Aufmerksamkeit verdienen, all das ließe sich diskutieren. Fragwürdig bleibt es aber, die realen oder imaginierten Formen kritischer und nicht-kritischer, wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Lektüren so gegeneinander auszuspielen, wie das die Postkritik tut. Insbesondere der Schärfung der eigenen Methode tut man damit keinen Gefallen.

Angesichts der Polemiken, Verallgemeinerungen und Verabschiedungsnarrative, die sich an Autorschaftstheorien unweigerlich zu knüpfen scheinen, sei der letzte Punkt noch einmal betont. Die Zelebration des zurückgekehrten Autors wird und wurde als archimedischer Punkt verstanden, von dem aus die Aushebelung unliebsamer Theoriebestände angegangen werden kann. Inwiefern solche Manöver der schärferen Konturierung von ›Autorschaft‹ einerseits, aber auch den eigenen theoretischen und methodologischen Bestrebungen dienen, bleibt aber fraglich. Bezüglich der schon in den frühen 2000ern ausgerufenen ›Rückkehr des Autors‹ haben sich Schwierigkeiten aufgetan, zwischen den Polemiken und Verallgemeinerungen den

methodologischen Mehrwert der Rede vom Autor überhaupt sichtbar zu machen; das Anliegen intentionalistischer Zugänge scheint von der strikten Fokussierung auf die amalgamierten Autorschaftstheorien Foucaults und Barthes' jedenfalls nur bedingt zu profitieren. Auch in der Postkritik wird zwar vielen Möglichkeiten autorschaftlicher Verbindungen nachgespürt, die eigene Position aber vor allem über die Abgrenzung von gegenläufigen Positionen statt von ihrem textanalytischen Mehrwert her definiert. Versucht man diesem in der Arbeit am Text nachzugehen, dann verschluckt sich die Postkritik regelrecht an ihrer eigenen Polemik. Dass die Rede vom ›Autor‹ – seines Todes oder seiner Rückkehr – mittlerweile derart ausgehöhlt ist, liegt an solchen Debattenkonstellationen, die mehr an der Bekämpfung von gegenläufigen Theorien interessiert sind als an der Schärfung der eigenen Position. Erschöpfung stellt sich jedenfalls nicht aufgrund einer vermeintlichen Hegemonie poststrukturalistischen Denkens ein, sondern vor allem angesichts eines Theorietheaters, mit dessen Hilfe man sich das, womit man sich nicht auseinandersetzen will, vom Leib hält.

## Literatur

Anker, Elizabeth S./Felski, Rita: »Introduction«, in: Dies. (Hg.): Critique and Postcritique, Durham: Duke University Press 2017, S. 1-28.

Barthes, Roland: »Der Tod des Autors«, in: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft, Stuttgart: Reclam 2000, S. 185-193.

Baßler, Moritz: »Mythos Intention. Zur Naturalisierung von Textbefunden«, in: Matthias Schaffrick/Marcus Willand (Hg.), Theorien und Praktiken der Autorschaft, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 151-167.

Bosse, Heinrich: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit, Paderborn: Fink 2014.

Boswell, Marshall: »Author Here: The Legal Fiction of David Foster Wallace's *The Pale King*«, in: English Studies 95.1 (2014), S. 25-39.

Chladenius, Johann Martin: Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften, Leipzig 1742 (Reprint: Düsseldorf 1969).

Detering, Heinrich (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. DFG-Symposion 2001, Stuttgart und Weimar: Metzler 2002.

Dolo, Eva: David Foster Wallace und die kommunikative Krise der literarischen Postmoderne. Die Rückkehr des Autors und die Geburt des engagierten Lesers, Würzburg: Königshausen & Neumann 2018.

Eibl, Karl: »Der ›Autor‹ als biologische Disposition«, in: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, Tübingen: Niemeyer 1999, S. 47-60.

Felski, Rita: Uses of Literature, Malden/Oxford: Wiley 2008.

Felski, Rita: The Limits of Critique, Chicago: The University of Chicago Press 2015.

Felski, Rita: Hooked. Art and Attachment, Chicago: The University of Chicago Press 2020.

Foster Wallace, David: »E Pluribus Unam. Television and U.S. Fiction«, in: Review of Contemporary Fiction 13.2 (1993), S. 151-194.

Foster Wallace, David: »Fictional Futures and the Conspicuously Young«, in: Ders., Both Flesh and Not. Essays, New York: Penguin 2012, S. 47-68.

Foster Wallace, David: Der Bleiche König, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2013.

Foucault, Michel: »Was ist ein Autor?«, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, Band 1: 1954–1969, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 1003-1041.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur, München: Carl Hanser Verlag 2011.

Harris, Charles B.: »David Foster Wallace's Hometown: A Correction«, in: Critique 51 (2010), S. 185-186.

Hayes-Brady, Clare: The Unspeakable Failures of David Foster Wallace. Language, Resistance, Identity, New York/London: Bloomsbury 2016.

Hayot, Eric: »Then and Now«, in: Anker/Felski: Critique and Postcritique (2017), S. 279-295.

Hering, David: David Foster Wallace: Fiction and Form, New York: Bloomsbury 2016.

Hungerford, Amy: Making literature now, Stanford: Stanford University Press 2016.

Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone: »Rede über den Autor an die Gebildeten unter seinen Verächtern. Historische Modelle und systematische Perspektiven«, in: Jannidis/Lauer/Martínez/Winko, Rückkehr des Autors (1999), S. 3-35.

Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, Tübingen: Niemeyer 1999.

Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft, Stuttgart: Reclam 2000.

Kelly, Adam: »David Foster Wallace and the New Sincerity in American Fiction«, in: David Hering (Hg.): Consider David Foster Wallace. Critical Essays, Los Angeles/Austin: Sideshow Media Group 2010, S. 131-146.

Kelly, Adam: »David Foster Wallace: the Death of the Author and the Birth of a Discipline«, in: Irish Journal of American Studies vom 27. Januar 2022: http://ijas.iaas.ie/article-david-foster-wallace-the-death-of-the-author-and-the-birth-of-a-discipline/

Kreuzmair, Elias: Pop und Tod. Schreiben nach der Theorie, Berlin/Heidelberg: J.B. Metzler 2020.

Latour, Bruno: »Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, in: Critical Inquiry 30.4 (2004), S. 225-248.

Martus, Steffen: Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George, Berlin/Boston: De Gruyter 2008.

Meizoz, Jérôme: »Die *posture* und das literarische Feld. Rousseau, Celine, Ajar, Houellebecq«, in: Markus Joch/Norbert Christian Wolf (Hg.): Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis, Tübingen: Niemeyer 2005, S. 177-188.

Mersch, Dieter: Posthermeneutik, Berlin: Akademie-Verlag 2010.

Müller, Hans-Harald/Danneberg, Lutz: »Der ›intentionale Fehlschluß‹ – ein Dogma?« in: Zeitschrift für Allgemeine Wissenschaftstheorie 14.1 (1983), S. 103-137.

Neumann, Maik: »Der Autor als Schreibender. Roland Barthes' Konzept einer ›freundschaftlichen Wiederkehr des Autors‹«, in: Schaffrick/Willand, Theorien und Praktiken der Autorschaft (2014), S. 263-286.

Peck, Clemes/Wolf, Norbert Christian (Hg.): Poetologien des Posturalen. Autorschaftsinszenierungen in der Literatur der Zwischenkriegszeit, Paderborn: Fink 2017.

Peer, Willie: »Absicht und Abwehr. Intention und Interpretation«, in: Jannidis/Lauer/Martínez/Winko, Rückkehr des Autors (1999), S. 107-122.

Robbins, Bruce: »Fashion Conscious Phenomenon«, in: American Book Review 38.5 (2017), S. 5-6.

Ryan, Judith: The Novel after Theory, New York: Columbia University Press 2012.

Schaffrick, Matthias/Willand, Marcus: »Autorschaft im 21. Jahrhundert«, in: Schaffrick/Willand, Theorien und Praktiken der Autorschaft (2014), S. 3-148.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Hermeneutik und Kritik, hg. v. Manfred Frank, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977.

Schleusener, Simon: »Surface, Distance, Depth: The Text and its Outside«, in: Michel Chaouli/Jan Lietz/Jutta Müller-Tamm/Simon Schleusener (Hg.): Poetic Critique. Encounters with Art and Literature. Berlin/Boston: De Gruyter 2021, S. 175-201.

Sedgwick Kosofsky, Eve: »Paranoid reading and reparative reading, or, you're so paranoid, you probably think this essay is about you«, in: Dies.: Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity, Durham/London: Duke University Press 2003, S. 123-151.

Szondi, Peter: Einführung in die literarische Hermeneutik, hg. v. Jean Bollack und Helen Stierlin, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1975.

Winko, Simone: »Autor-Funktionen. Zur argumentativen Verwendung von Autorkonzepten in der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Intepretationspraxis«, in: Detering, Autorschaft (2001), S. 334-354.

Wirth, Uwe: Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, München: Fink 2008.

Wolf, Norbert Christian: »Wie viele Leben hat der Autor?«, in: Detering, Autorschaft (2001), S. 390-405.

# Die letzten ihrer Art
## Was die Science Wars waren und warum sie wiederkehren

*Patricia A. Gwozdz*

### 1 »among the feet of sleeping dinosaurs«: Es war einmal der französische Intellektuelle

»Literary adaptationists have emerged and survived on the margins of the literary establishment, like small early mammals creeping about nocturnally among the feet of sleeping dinosaurs.«[1] Zwischen den riesigen Füßen der schlafenden Dinosaurier befinden sich die neuen Säugetiere einer Wissenschaftsszene, die verstanden hat, dass das hermetische Philosophieren französisch-marxistischer Art an sein Ende gekommen ist. Aus Sicht dieser neuen Spezies haben die Humanities ohne die Anbindung an die Naturwissenschaften keine Zukunft in einem Wissenschaftssystem, das sich längst in einem neuen Modus der Wissensproduktion ökonomisch-utilitaristisch eingerichtet hat.[2] Die Analogie zwischen Evolutions- und intellektueller Generationengeschichte ist klug gewählt, denn sie naturalisiert damit einen soziokulturellen Prozess und verleiht ihm den Anschein einer quasi-natürlichen Selektion. Das Bild entstammt der Feder eines US-amerikanischen Literaturwissenschaftlers namens Joseph Carroll, der ausgehend von den Diskursen der *Sociobiology* (Wilson, Dawkins) in den 1980er Jahren und der *Evolutionary Psychology* (Susan Blackmore, David Buss, Steven Pinker, Robert Wright) in den 1990er

1 Carroll, Joseph: »Literature and Evolutionary Psychology«, in: David M. Buss (Hg.): The Handbook of Evolutionary Psychology, Hoboken/New Jersey: John Wiley & Sons, Inc. 2005, S. 931-952, hier S. 946.

2 Nowotny, Helga: Es ist so. Es könnte auch anders sein. Über das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 67f.

Jahren versucht hat,[3] einen »Literary Darwinism« innerhalb der Humanities zu initiieren, um den Anschluss an den »larger movement of progressive empirical knowledge« nicht zu verlieren.[4] Doch ausgestorben sind die Dinosaurier nicht. Sie schlafen nur, während die Säugetiere die Macht in ihrem neuen Ökosystem übernehmen. Das polemische Zitat zum Abschied der alten und dem Aufstieg der neuen Theorieschule – »literary adaptationists« – lautet vollständig wie folgt:

> The dinosaurs in this case consist of two populations. One population is composed of the last lingering elements – most of them gray, stiff, and fragile – of old-fashioned, humanist critics – belle-lettristic, archivalist, and a little lost and disoriented in the modern world of progressive empirical knowledge [...]. The other population is composed of the postmodern establishment, no longer revolutionary but fully ensconced in all the precincts of academic power. This population can be compared to an invading army that has conquered a vast district, ravaged it, left it destitute, and thus deprived itself of the resources necessary to maintain itself on the ground it has conquered. The purely theoretical impulses animating postmodernism inspired the first wave of invaders, the deconstructionists, but that wave had already subsided by the late 1980s and had been superseded by the much more heavily political criticism of the Foucaultians, supplemented by their auxiliaries of feminist, gender, postcolonial, and ethnic critics. That secondary political wave has now also exhausted its momentum, and the literary establishment finds itself in a period of stasis and fatigue, isolated both from the progressive empirical sciences and from the interests and tastes of educated public opinion. The intellectual works that appear on nonfiction bestseller lists are not the works of Althusserian Marxists, Lacanian psychoanalysts, or Kristevan feminists. They are the works of primatologists such as Frans de Waal, zoologists such as Matt Ridley, and cognitive neuroscientists such as Steven Pinker. Life among the dinosaurs is sometimes dangerous and uncomfortable for adaptationist literary scholars, and

3 Zur soziologischen Feldanalyse dieser beiden Disziplinen vgl. Segerstråle, Ullica: Defenders of the truth. The sociobiology debate. Oxford: Oxford University Press 2001, als auch in Erweiterung von Ullica Segertråles Untersuchung vgl. Gwozdz, Patricia A.: Homo academicus goes Pop. Zur Kritik der Life Sciences in Populärwissenschaft und Literatur, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2016, S. 485-616.

4 J. Carroll, Joseph: Literature and Evolutionary Psychology, S. 947f.

> it is especially difficult for younger scholars struggling to survive in a hostile job environment. Those who do survive have the satisfaction of feeling that they are participating in a large and successful movement oriented to progressive knowledge. Barring a second Dark Ages, the future belongs to science, not to the irrationalist obstructions of the postmodernists.[5]

Carroll unterscheidet innerhalb dieser alten Spezies zwei verschiedene Gattungen von Intellektuellen: Die eine Population wird von den alten und fragilen humanistischen Gelehrten dargestellt, die sich immer nur der schöngeistigen Literatur zuwenden und ihre Funktion als Archivare der Kulturgeschichte ausfüllen, aber kein neues Wissen für die Zukunft erarbeiten. Die zweite Population besteht hingegen aus dem »postmodern establishment«, das schon längst nicht mehr eine revolutionäre Partei von intellektuellen Grenzgängern bezeichnet, sondern eine verankerte Größe akademischer Macht. Eine heimliche Machtübernahme (»invading army«) hat stattgefunden (»conquered«). Die Dekonstruktivist*innen übernahmen die erste Welle der Eroberung, die jedoch sehr schnell – schon Ende der 1980er Jahre – abflachte, weil bereits die Foucault'sche Perspektive mitsamt ihren feministischen, postkolonialen Ambitionen und »ethnic critics« losgetreten worden war. Doch auch diese sei schnell verebbt, sodass beide Wellen nun in einem stillen Meer wissenschaftlicher Belanglosigkeit dahinplätscherten – nicht nur isoliert von der progressiven Wissensevolution der empirischen Naturwissenschaften, sondern auch von den Interessen und den Geschmäckern (»tastes«) einer gebildeten Öffentlichkeit. Als Beleg für diese Verabschiedung der postmodernen Dinosaurier genüge ein Blick auf die Bestsellerliste der Non-Fiction-Prosa, die keinerlei Marxist*innen, Psychoanalytiker*innen und Feminist*innen verzeichnet, sondern die Arbeiten von Primatolog*innen, Zoolog*innen und kognitiven Neurowissenschaftler*innen, obwohl diese Bezeichnung auf Steven Pinker nicht ganz zutrifft, denn er ist vielmehr ein klassischer Psychologe, der sich mit Themen kognitiver Sprachprozesse in Anlehnung an Noam Chomsky einen Namen gemacht hat.

Joseph Carroll macht damit auf einen Prozess aufmerksam, der mit dem amerikanischen Literaturagenten John Brockmann in den 1990er Jahren und seiner *Science Master Series* einen Startpunkt für die Entwicklung eines neuen Intellektuellentypus gesetzt hat, der den Diskursen der zwei Kulturen entwachsen ist und nun als dritte Kultur regiert: der naturwissenschaftlich ge-

5 Ebd., S. 946f.

schulte Intellektuelle – meist weiß-männlichen Zuschnitts –, der innerhalb und außerhalb des akademischen Feldes souverän funktioniert und diskutiert und zugleich die Themen der Humanities in ihrer popularisierten Version mit abdeckt. Dieser intellektuelle Typus publiziert und debattiert transnational, diesseits und jenseits des Atlantiks, denn das internationale Feld der Verleger*innen verkauft Lizenzen und diese Lizenzen ermöglichen Übersetzungen, die die einwandfreie Zirkulation von Gedankengut global gewährleisten.[6] Und auch in Deutschland gab es einige Renaissancen dieses Typus, der vor allem von Frank Schirrmacher während seiner Zeit als Redakteur des FAZ-Feuilletons importiert worden ist.[7] Der Diskurs von der Verabschiedung der Postmoderne hängt mit diesen Diskussionen um die dritte Kultur der *Popular Science Writer* zusammen und sie wirkt bis heute nach, weil der Abschied von der Postmoderne mit der Ankündigung eines neuen intellektuellen Typus einhergeht: der orakelnde Intellektuelle hat ausgedient,[8] stattdessen betritt der sich kritisch positionierende und populärwissenschaftlich agierende Intellektuelle die Szene. Seine Bühne war einst das Fernsehen, wie beispielsweise Bourdieu in seinen Vorträgen sehr eindringlich gezeigt hat.[9] Dabei nimmt Bourdieu die spezifische Phänotypik des Journalisten (im Gegensatz zum abstrakten Bild des *einen* Journalisten) ebenso unter die Lupe wie die mediale, ästhetische und politische Dimension eines Mediums, das nur allzu gern seine »symbolische Gewalt« gerade dadurch verstärkt, indem es seine Mechanismen sowohl für den Ausübenden als auch für den »erleidenden« Zuschauer

6 Gwozdz, Patricia A.: »The Rise of the Third Culture. Transnationale Überlegungen zur Erschaffung eines intellektuellen Mythos«, in: Carsten Gansel/Werner Nell (Hg.): Vom kritischen Intellektuellen zum Medienpromi. Zur Rolle der Intellektuellen in Literatur und Gesellschaft vor und nach 1989, Bielefeld: transcript 2015, S. 377-397.

7 Linke, Sebastian: Darwins Erben in den Medien. Eine wissenschafts- und mediensoziologische Fallstudie zur Renaissance der Soziobiologie, Bielefeld: transcript 2007.

8 Zur Intellektuellengeschichte französischen Zuschnitts vgl. Winock, Michel: Das Jahrhundert der Intellektuellen, Konstanz: UVK-Verl.-Ges. 2003. Michel Winock verweist dabei nicht umsonst auf Pierre Bourdieus essayistische Positionierung zum Themenschwerpunkt des Fernseh-Intellektuellen, denn – so Winock – der Soziologe habe richtig erkannt, dass das Medium eine neue Form von Intellektualität hervorbrachte, in der nicht mehr das Thema im Vordergrund steht, sondern die Personen, die für bestimmte Themen eintreten und ihre Meinung vehement vertreten. Winock kommentiert: »Der kleine Bildschirm ist zu einem Instrument des persönlichen Aufstiegs geworden, der medienwirksame Intellektuelle zur letzten Verpuffung der Zunft.« (Ebd., S. 785).

9 Bourdieu, Pierre: Über das Fernsehen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998.

verschleiert:[10] von der »unsichtbaren Zensur« (ob politisch oder ökonomisch[11]) einmal abgesehen zeige sich eine »zirkuläre Zirkulation der Nachricht«, die stets auch Information über Informationen codiere und Journalist*innen zu heimlichen Mitschöpfer*innen einer Zensur mache, die immer wieder von Konkurrenzeffekten des Feldes getrieben werde und dadurch »Wichtigkeitshierarchien« homogenisiere oder gar nivelliere.[12] Heute müssten die Analysen Bourdieus, die sicherlich nichts von ihrer Anwendungsbreite verloren haben, auf Medien wie Twitter oder YouTube ausgedehnt werden, wo die »Science Celebrities« von damals ihren »Knowledge Gossip« von heute präsentieren.[13]

Von den ersten *Science Wars*[14], die sich im Laufe des Kalten Krieges insbesondere auch in der Biologie zwischen den USA und der Sowjetunion herauskristallisiert haben, bewegen sich die nachfolgenden *Science Wars* der 1990er Jahre zwischen den US-amerikanischen Wissenschaftler*innen und den französischen Intellektuellen in einer polemisch-kritischen Atmosphäre. Waren

---

10 Ebd., S. 21.

11 Ebd., S. 19.

12 Ebd., S. 34f.

13 Gwozdz, Patricia A.: »Science Celebrities als Ikonen des Knowledge Gossip. Von Heinz Habers Walt Disney-Science zu Richard Dawkins Pop Science-Writing«, in: Markus S. Kleiner/Thomas Wilke (Hg.): Populäre Wissenschaftskulissen. Wissens(schafts)formate in Populären Medienkulturen, Bielefeld: transcript 2018, S. 61-98. Die hier von mir verwendeten Begriffe wie »Celebrities« oder »Gossip«, die ich im Kontext von Wissenschaftspopularisierern wie Heinz Haber, dem Fernseh-Physiker der 1970er Jahre in der BRD, oder Richard Dawkins, dem schon über Jahrzehnte agierenden atheistischen Wortführer der Evolutionsbiologen, gebraucht habe, stellen keine polemische Finte gegen das Feld kultureller Massenproduktion dar und sind daher auch nicht pejorativ zu verstehen. Ganz im Gegenteil: Die Begriffe, die aus dem Feld der populären Kultur wie Musik, Film und Fernsehen entstammen, sollen darauf hinweisen, dass ihre Bedeutung zwischen den unterschiedlichen sozialen Feldern – hier zwischen Wissenschaft und Massenkommunikation – fluktuieren kann und sie dennoch dasselbe bedeuten. Nobelpreisträger sind »Celebrities« des wissenschaftlichen Feldes und »Gossip« ist nicht ausschließlich eine soziale Praxis des Alltags oder der Boulevardmagazine. Zwar steht noch eine anthropologische Feldstudie des Klatsch und Tratsch in universitären und industriellen Laboratorien aus, doch auch Geisteswissenschaftler*innen kennen den aktuellsten »Gossip« ihres Feldes. Als Praxis ihres wissenschaftlichen Alltags bildet es auch ihren Habitus als Forschungspersönlichkeiten aus und schult ihr soziales Voranschreiten zwischen den *Dos* and *Don'ts* des akademischen Feldes.

14 Segerstråle, Ullica (Hg.): Beyond the science wars. The missing discourse about science and society, Albany: State University of New York Press 2000.

die ersten *Science Wars* vom machtökonomischen Kalkül der Staaten geleitet und der Vormachtstellung des industriell-technischen Wissenschaftskomplexes,[15] so geht es in der zweiten heißen Phase um die Frage nach dem intellektuellen Erbe der Postmodernen. Diese beiden Phasen sind – auch in dem Verständnis Segerstråles – nicht voneinander getrennt, sondern bauen aufeinander auf. Dass die US-amerikanischen Naturwissenschaftler so angriffslustig gegen die französischen Intellektuellen waren, leitet sich von ihrem eigenen Legitimationsdruck ab, den sie von Seiten der steuerzahlenden Bevölkerung und ihren politischen Institutionen als reglementierende Vertretung auf bürokratischer Ebene zu spüren bekommen. Daher soll auch die Frage erörtert werden, wie weit gerade das Erbe der Postmodernen in der Welt der neuen sozialen Medien mit Bedacht ausgespielt werden kann, um diesen Legitimationsdruck sichtbar, verständlich und kritisch zur Diskussion zu stellen. Bevor dieser Gedankengang als Schlusslicht dieses Aufsatzes einen Ausblick auf eine Zukunft nach dem Abschied wirft, sollen die *Science Wars* der zweiten Phase diesseits und jenseits des akademischen Feldes in den USA und Frankreich rekapituliert werden.

## 2 Entmystifizierung diesseits und jenseits des akademischen Feldes

Diesseits des akademischen Feldes waren es Ende der 1960er Jahre die Studierenden der Ivy-League-Universitäten in den USA – allen voran des MIT und

---

15 Wie Helga Nowotny und ihre Ko-Autoren mehrfach ausdrücklich betont haben, sei der harte, epistemische Kern der unabhängigen Wissenschaft (Wissenschaft im Modus 1) schon seit Jahrzehnten dabei aufgelöst und dezentriert zu werden und zwar durch heterogene Anwendungskontexte der Industrieforschung (Wissenschaft im Modus 2), die die Autonomie der Wissenschaft auf der einen Seite gefährde und auf der andere Seite ein neues Modell transdisziplinären Forschens ermögliche (Wissenschaft im Modus 3). Der harte Kern habe sich als »Cluster heterogener und lokaler Praktiken« erwiesen, der einer »nuancierten und soziologisch sensibleren Epistemologie« bedürfe. Vgl. Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael: Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewißheit, Weilerswist: Velbrück 2004, S. 245. Die soziologische Arbeit kontrolliere die Zone der Ungewissheit, die sich durch diese Form des naturwissenschaftlichen Forschens immer weiter ausdehne, denn, so Nowotny: »Die kollektive Wette, die wir auf die Zukunft abgeschlossen haben, heißt Innovation.« Vgl. Nowotny, Helga: Unersättliche Neugier. Innovation in einer fragilen Zukunft, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2005, S. 62.

Harvard –, die 1969 unter der Parole *The Sorry State of Science – A Student Critique* eine kritische Position zur Wissenschaftspolitik der US-amerikanischen Nachkriegszeit bezogen.[16] Die AAAS (*American Association for the Advancement of Science*) konzentrierte sich nicht mehr auf die reine intrawissenschaftliche Netzwerkarbeit zwischen den Fachdisziplinen, sondern begann sich immer mehr auf das *Public Understanding* und *Appreciation of Science* zu verlagern. Bis 1964 konnte man rund 3.300 Beschäftigte aus dem Journalismus, den Fernsehanstalten, der Industrie, der Regierung, der Erwachsenenbildung, den Museen und der Wissenschaft für dieses Projekt rekrutieren.[17] Für die AAAS-Mitglieder war das wissenschaftliche und institutionelle Kapital ein Äquivalent zum moralisch-gesellschaftlichen, denn unter *Understanding* begriff man die Verbesserung des menschlichen Lebens durch Ergebnisse der empirischen Naturwissenschaften, worunter Basic Sciences verstanden wurden, die sich ihrer moralischen Aufgabe in der Gesellschaft bewusst waren: »Scientists continued to be motivated by their moral certainty in science, by their confidence that it provided not only an answer, but the answer to many of society's problems«.[18] Doch die allzu optimistische Stimmung der Nachkriegsjahre gegenüber der Aufgabe der Wissenschaftler*innen für die Gesellschaft verebbte und der darauffolgende Image-Schaden der Natural Science als Basic Science konnte während der Studentenrevolte in Boston nur langsam wieder behoben werden. Das Bild einer Wissenschaft, die sich einerseits als Retterin und Befreierin der westlichen Welt sah, andererseits jedoch ihre Produkte an die angewandte Forschung verkaufte – nach Helga Nowotny der Modus 2 der herrschenden Wissensproduktion –, wurde fragwürdig und ihre Vertreter*innen standen unter dem Verdacht, weit mehr ein *Promoting* der Naturwissenschaften zu betreiben als ein *Understanding*.

Die schwedische Wissenschaftssoziologin Ullica Segerstråle konstatiert bereits zum Ende des zweiten Weltkriegs ein »science-as-a-model-for-culture« in der akademischen Hochburg Harvard.[19] Die Humanities standen je-

---

16 Lewenstein, Bruce V.: »Shifting Science from People to Programs. AAAS in the Postwar Years«, in: Sally Gregory Kohlstedt/Michael M. Sokal/Bruce V. Lewenstein (Hg.): The Establishment of Science in America. 150 Years of the American Association for the Advancement of Science, New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers University Press 1999, S. 103-165, hier S. 138.

17 Ebd., S. 127.

18 Ebd., S. 130.

19 Segerstråle, Ullica: Defenders of the truth. The sociobiology debate, Oxford: Oxford University Press 2001, S. 103.

doch zunächst außerhalb dieses »wartime cultural struggle«-Szenarios, das mit der Zwei-Kulturen-Debatte von C. P. Snow nicht eingeleitet, sondern bereits besiegelt worden sei.[20] Nach Segerstråle ist dies der Ausgangspunkt und wissenschaftspolitische Hintergrund gewesen, vor dem sich die Arbeit der Humanities konturieren und abgrenzen sollte.[21] Der vollständige Bruch des Dialogs zwischen den zwei Kulturen entstand durch einen Artikel des Physikers Alan Sokal, der in der Cultural Studies-Zeitschrift *Social Text* erschien.[22] Sein Titel *Transgressing the Boundaries: Toward a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity* wurde als Parodie auf die postmoderne Schreibweise verfasst und in der *New York Times* langanhaltend diskutiert. Sokal hätte gezeigt, so fasst Segerstråle den Diskurs zusammen, dass es für Naturwissenschaftler viel leichter sei, in die Humanities einzuwandern und ihren Diskurs zu imitieren als für die andere Gruppe der Wissenschaftler.[23] Sokal habe die intellektuelle Arroganz der postmodernen Theoriebildung mit ihren eigenen Mitteln geschlagen.[24] Die intellektuellen Kämpfe entstünden durch die ambivalente Stellung der politisch linksorientierten Intellektuellen in den USA, vor allem in Harvard, die zwischen Traditionalisten auf der einen und Kulturalisten auf der anderen Seite changierten.[25] Besonders hervorzuheben sei hier die akademische Streitschrift des Biologen Paul R. Gross und des Mathematikers Norman Levitt *Higher Superstition. The Academic Left and its Quarrels with science* (1994), die für eine nicht-demokratische Wissenschaft plädierten. Postmoderne Kulturtheorien seien in diesem Fahrwasser eine Form von »Antiscience«.[26] Warum sich diese Kontroverse besonders in den USA so hartnäckig gehalten hatte, sieht Segerstråle darin begründet, dass es offensichtlich einen Markt für Diskurse rund um die *Science Wars* gab. Darüber hinaus hätte gerade die Popularisierung im Fernsehen zu dem Missverständnis über die Wissenschaftssoziologie, -philosophie und -geschichte beigetragen.[27] Die Royal Society habe zu langsam auf derartige Verzerrungen des Bildes der Humanities und der Propaganda antiwissenschaftlicher Thesen über die Wissen-

20 Ebd., S. 104.
21 Ebd., S. 105.
22 Ebd., S. 14-16.
23 Ebd., S. 15.
24 Ebd., S. 17.
25 Ebd., S. 109f.
26 Ebd., S. 77.
27 Ebd., S. 90.

schaft reagiert.[28] In diesem Kontext wurden die *Science and Technology Studies* als linksgesteuerter Verein der »science policy« einer »academic left« mit der Parole »Science can take care of itself« angegriffen.[29] Segerstråles Einschätzung zufolge sei die STS ein Sammelbecken für alle linksintellektuellen Unternehmungen geworden, weil es zu dieser Zeit um die Neubesetzung eines Lehrstuhls für *Science Studies* in Princeton ging. Sie bezeichnet derartige Koppelungen von administrativen Regelungen innerhalb des universitären Feldes und disziplinärer Neugründungen als »climate creation«.[30] Für Segerstråle steht daher fest, dass man noch lange nicht aus der Post-Weltkrieg-Ära der Wissenschaften und ihrer Funktion für die Gesellschaft entlassen, sondern ständig damit beschäftigt sei, über Alternativen nachzudenken. Die Aufgabe bestehe weiterhin darin, eine »sociology of scientific knowledge and science« aufzubauen, die selbst von praktizierenden Forschern der Natural Sciences als wissenschaftliche und nützliche Praxis erkannt und anerkannt werde.[31]

In diesem gesellschafts- und wissenschaftspolitischen Kontext entstand der Streit der *Science Wars* zwischen den Akteuren der Natural Sciences und der Humanities, der in den 1990er Jahren zum Angriff auf die French Theory führte und in dem hierzu zunächst auf Französisch später auch auf Englisch veröffentlichten Band *Impostures intellectuelles*[32] seinen vorläufigen Höhepunkt fand. In diesem Band werden unterschiedliche Akteure der postmodernen Szene Frankreichs, darunter Jacques Lacan, Julia Kristeva, Luce Irigaray, Bruno Latour, Jean Baudrillard, Gilles Deleuze und Félix Guattari sowie Paul Virilio, auch für ein nicht eingeweihtes Publikum der elitär-akademischen Klasse vorgestellt und deren Prosa im Hinblick auf ihre Argumentationsstrategie analysiert. Dabei wird den zitierten Passagen aus den jeweiligen Werken der Autor*innen pedantisch viel Raum geboten. In detaillierten Exzerpten wird bereits im ersten Kapitel zu Lacan die Entstehung und Herleitung seiner Begriffe aus der mathematischen Topologie mit den Worten erläutert, er gebrauche und spiele mit etymologischen Bedeutungen, die auf die Mathematik zwar zurückführten, ihre eigentliche intradisziplinäre Bedeutung werde jedoch verfehlt, wobei der Hinweis auf den erkenntniskritischen Nutzen

28 Ebd., S. 91.

29 Ebd., S. 22.

30 Ebd., S. 23.

31 Ebd., S. 29.

32 Sokal, Alan/Bricmont, Jean: Impostures intellectuelles. Collection dirigée par Jean-Paul Enthoven, Paris: Edition Odile Jacob 1997.

der Analogie innerhalb der Psychoanalyse verschwiegen werde.[33] Bereits im Vorwort für die zweite Auflage wird auf die Kommentare aus dem französischen, intellektuellen Feld reagiert, die dem Band anti-französische Tendenzen vorwarfen, zumal er einem ökonomischen und diplomatischen Druck seitens der angloamerikanischen Diskurskultur gehorche.[34] Andere Kommentare verwiesen darauf, dass das Etikett der Postmoderne auf einem transatlantischen Missverständnis (»malentendu transatlantique«) beruhe, denn das Buch reflektiere nur das akademische Feld der USA (»querelle interne ou monde académique américain«) und werde dem französischen Feld einfach untergeschoben.[35] Formen des epistemologischen Relativismus in Bezug auf die Naturwissenschaften seien viel komplexer in Frankreich, als es der Theorie-Import der US-amerikanischen Akteur*innen vermuten ließe.[36] Generell kann man daher festhalten, dass das, was die angloamerikanischen Kolleg*innen stört, nichts anderes ist als der metaphorische Gebrauch (im schlimmsten Falle ein illegitimer »Missbrauch«) beispielsweise mathematischer oder physikalischer Begriffe (bei Lacan, Kristeva, Deleuze). Die Entwendung und dekontextualisierte Entfremdung naturwissenschaftlicher Begriffe führe nicht nur dazu, dass der eigene wissenschaftliche Wert dieser Begriffe untergraben werde, sondern dass sich der intellektuelle Diskurs noch dazu in einen Obskurantismus verwandle: »Nous pensons avoir démontré, au-delà de tout Route raisonnable, que certains penseurs célèbres ont commis de grossiers abus du vocabulaire scientifique, ce qui, loin de clarifier leurs idées, a encore obscurci leurs discours«.[37] Die naturwissenschaftliche, angloamerikanische Opposition streitet den französischen Philosoph*innen und Soziolog*innen nicht ihre Wissenschaftlichkeit ab, sie kritisiert lediglich die Art und Weise ihrer Argumentation und die Form der Metaphorisierung ihres philosophischen Diskurses mittels Formeln aus der Naturwissenschaft. Ein berechtigter Kritikpunkt, der jedoch auch für das eigene Feld der Naturwissenschaftler*innen gilt, sobald sie sich innerhalb und außerhalb des akademischen Feldes bewegen und ihre Begriffe mittels anderer Begriffe beschreibbar machen, um entweder innerhalb des Feldes Theorien aufzustellen (z.B. in der Physik in Bezug auf Zeit-

33 Ebd., S. 58.
34 Ebd., S. 25.
35 Ebd., S. 27.
36 Ebd., S. 28.
37 Ebd., S. 27-28.

Raum-Vorstellungen) oder aber außerhalb des Feldes, um sich einem interessierten, fachfremden Publikum verständlich zu machen.[38]

Die missverstandene französische Postmoderne, die keine war, fühlte sich also auf der anderen Seite des Atlantiks zu Unrecht des Verrats an der Wissenschaft angeklagt, während die angloamerikanischen Wortführer nun auf der französischen Seite versuchten, ein Friedensangebot zu machen. Dabei ist auch der Publikationsort nicht ganz unwichtig: Der Band kam in dem Verlag von Odile Jacob heraus, der Tochter des Nobelpreisträgers für Medizin und Physiologie François Jacob, die bereits Ende der 1980er Jahre ihren Verlag *Editions Odile Jacob* im Pariser Feld etablierte und die Lizenzrechte für die *Science Master Series* von John Brockmann erwarb. So wurde der intellektuelle Austausch zwischen den vorrangig naturwissenschaftlichen Sachbuchautoren in New York und Paris rege gepflegt und es wurde für ihn effizient geworben. François Jacob selbst publizierte – wie es sich für das vererbbare symbolische Kapital gehört – in dem Verlag seiner Tochter als einer der ersten namhaften Wissenschaftler.[39]

Auf der anderen Seite des Atlantiks im akademischen Feld Frankreichs waren es demnach die wissenschaftsanthropologischen Arbeiten Bruno Latours und Steve Woolgars (*Laboratory Life*, 1986)[40] als auch die feldsoziologischen Analysen Pierre Bourdieus (*Homo academicus*, 1992)[41], die keinen Kampf gegen die Wissenschaften führten, sondern vielmehr mit ihr, auch wenn dies in den USA nicht so aufgefasst worden ist. Latour und Woolgar entmystifizierten das Feld empirischer Naturwissenschaftler*innen mit den Mitteln einer selbstkritischen Ethnografie. Bourdieu entmystifizierte die impliziten Verhaltensregeln des akademischen Feldes und die unausgesprochenen Wahrheiten ihrer Praxis des Transfers von Kapitalsorten, hinter deren »unökonomischer Ökonomie«[42] unterschiedliche Machtkonstellatio-

38 P. Gwozdz: Homo academicus goes Pop, S. 355-357.

39 Ebd., S. 387.

40 Latour, Bruno/Woolgar, Steven: Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts, New Jersey: Princeton University Press 1986.

41 Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992.

42 Bourdieu, Pierre: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes, Konstanz: UVK 1998, S. 27.

nen erkennbar wurden: sodass sich bereits der Titel »Homo academicus oeconomicus«[43] eingebürgert hat.

Bourdieu setzte sich als empirisch arbeitender Soziologe, der aus der Feldforschung kam, bewusst von Akteuren wie Michel Foucault, aber auch Jacques Derrida oder Roland Barthes ab. Ähnlich wie Foucault in *Die Ordnung der Dinge* versucht auch Bourdieu, mittels eines Schaubilds das Pariser Modell der Natur- und Humanwissenschaften zu konstruieren. Für Foucault galten die Humanwissenschaften (Psychologie, Soziologie, Kultur-, Ideen- und Wissenschaftsgeschichte) innerhalb der drei groß konstruierten Wissensvolumina – (i) mathematische und nicht mathematische Naturwissenschaften, (ii) Linguistik/Biologie/Ökonomie und (iii) Philosophie – als »unrein«, weil wissenschaftlich nicht formalisierbar.[44] Als Glieder eines gefährlichen Zwischenbereichs, der die Grenzen innerhalb der wissenschaftlichen Dreiecks verschieben konnte, weil ihm die »Komplexität der erkenntnistheoretischen Konfiguration« inhärent sei, übernahmen sie zugleich eine »ana- oder hypoepistemologische Position«, die es ihnen erlaubte, das noch nicht Bewusste das wissenschaftlichen Wissens zu entschleiern oder zu entmystifizieren.[45] Zwar seien sie keine »pseudowissenschaftlichen Schimären«, dennoch könne man sich auch nicht zu den reinen Wissenschaften zählen.[46] Ihre Seinsberechtigung innerhalb des akademischen Feldes wurde ihnen allein dadurch zuteil, dass sie in der Nachbarschaft zu den drei großen Volumina des Wissens standen und dadurch die Berechtigung hatten, zu einer Übertragung von Wissensmodellen zwischen den Disziplinen beizutragen.

Bourdieu wählt eine ähnliche Einteilung wie Foucault, allerdings teilte er sie in einen reinen/autonomen und heteronomen/unreinen Pol ein, worunter er nicht nur die Wirtschaftswissenschaften, die Soziologie und Psychologie, die Linguistik, Geografie und Geologie subsumierte, sondern gleichsam alle Disziplinen, die praktisch, angewandt, empirisch und daher notgedrungen theoretisch unrein waren, weil sie den Menschen zugleich als Subjekt und Objekt und das heißt als eine notwendige Unschärferelation der Forschung

---

43 Peter, Lothar: »Der Homo academicus«, in: Stefan Möbius/Markus Schroer (Hg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialtypen der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009, S. 206-218, hier S. 215.

44 Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006, S. 417-419.

45 Ebd., S. 425.

46 Ebd., S. 437.

setzten.[47] Bourdieu kritisierte allerdings Foucaults Ausnahmeregelung, nach der die Linguistik, die Psychoanalyse und Ethnologie nicht zu den humanwissenschaftlichen Zwischenräumen gehörten, sondern als »Gegenwissenschaften« verstanden werden müssten, die das Feld der Humanwissenschaft zwar durchlaufen, aber nur um ihre Grenzen abzustecken. Nur durch die Linguistik hätten die Humanwissenschaften als Wissenschaft eine Berechtigung.[48] Bourdieu bezeichnet dieses klug gewählte Anschlussprinzip als »Wissenschaftseffekt«.[49] Mit Mitteln aus dem »Begriffsarsenal der diversen Wissenschaften vom Menschen«, die durch eine doppelte Negation (weder Geistes- noch Naturwissenschaften) gekennzeichnet waren, werden die Vorzeichen der Wissenschaftlichkeit selbst umgekehrt, indem man das »Prestige wie die Vorteile des literarischen und des wissenschaftlichen Avantgardismus, die sich lange gegenseitig ausgeschlossen hatten«, in sich vereinigt und den Schein wissenschaftlicher Strenge mit dem der literarischen Eleganz zusammenbringt. Für Bourdieu stellen diese »zweifach beherrschten Disziplinen« ein kritisches Moment innerhalb eines historischen Prozesses dar, »der die Festungen der literarisch-geisteswissenschaftlichen Kultur mehr und mehr der bisher untergeordneten naturwissenschaftlichen Kultur unterwirft«.[50] Intellektuelle Konflikte seien daher immer schon von bewussten Interessen geleitet, die mit einer bestimmten Position innerhalb des sozialen Raumes korrespondierten. Die sozialen Akteure generierten in ihren Dispositionen feldspezifische Strategien zur Veränderung oder Bewahrung der bestehenden Strukturen,[51] wobei es jeweils zwei unterschiedliche Sorten wissenschaftlichen Kapitals gibt: die weltlich-politische Macht als *institutionelles Kapital* und die spezifische Macht des *persönlichen Prestiges*, das Bourdieu als reines wissenschaftliches Kapital bezeichnet.[52] Letzteres sei nur schwach objektiviert und daher schwer übertragbar. Sowohl in der Wahrnehmung als auch in der Wirklichkeit der Akteure ist das Feld Kampfgegenstand der Auseinandersetzungen, um das, was das Spiel konstituiert: die Wahrheit. Natürlich beanspruchen die modernen Naturwissenschaften kein Monopol auf die eine, wahre Erklärung der Wirklichkeit, sondern sie arbeiten anhand

47 P. Bourdieu: Homo academicus, S. 204.
48 M. Foucault: Die Ordnung der Dinge, S. 454-456.
49 P. Bourdieu: Homo academicus, S. 203.
50 Ebd.
51 P. Bourdieu: Vom Gebrauch der Wissenschaft, S. 26.
52 Ebd., S. 31.

induktiver Methodiken mit heuristischen Mitteln der Realitätsbeschreibung, die sich lediglich auf Wirklichkeitsausschnitte beziehen. Im Modus 2 der Wissensproduktion ist jeder Ansatz und jede noch so kleine Erkenntnis eine vorläufige, die möglichst anwendungsorientiert sein sollte. Das bedeutet noch lange nicht, dass der Begriff der Wahrheit nicht spielkonstitutiv ist. Bourdieu merkt an, dass der Relativismus wissenschaftlicher Erkenntnis keine Absage an die verschiedenen Blickrichtungen nach sich zieht, die man auf die Wahrheit und damit auf die Monopolisierung von Wissen und Macht werfen kann. Ganz im Gegenteil: Die Konstruktion des Feldes erlaubt es, »die Wahrheit verschiedener Stellungen zu verstehen und die Grenzen der Gültigkeit unterschiedlicher Stellungnahmen aufzuzeigen«.[53] »Wissenschaftskapitalisten« müssten sich der Waffen der Wissenschaft bedienen, um am wissenschaftlichen Fortschritt in den akademisch-wissenschaftlichen Feldern teilzunehmen und gegebenenfalls ihr investiertes symbolisches Kapital in soziales oder ökonomisches zu transferieren.[54] Je nach dem Grad des Schwundrisikos der eingesetzten und transformierten Kapitalart können die Spieler*innen im wissenschaftlichen Feld an Autonomie gewinnen und das bedeutet wiederum: »Je mehr man über spezifische Autorität verfügen kann, wissenschaftliche oder literarische, gewinnt man auch außerhalb des Feldes die Autorität, mit einer gewissen symbolischen Wirksamkeit zu sprechen«.[55] Zusammenfassend ließe sich Bourdieus Standpunkt wie folgt darstellen: Wissenschaftler*innen als Mitspieler*innen des wissenschaftlich-akademischen Feldes opfern oder riskieren ihr institutionalisiertes Kapital, indem sie ins Feld der Massenproduktion und damit in eine populäre Wissenskultur

---

53 Ebd., S. 40. Auf ähnliche Weise argumentiert auch Niklas Luhmann, wenn er über die Wissenschaft schreibt, dass sie rekursiv-geschlossen operiere und den Begriff der Wahrheit als Katalysator der Ausdifferenzierung ihres Systems nutze: »Alles, was sie [die Wahrheit] kommuniziert, ist entweder wahr oder unwahr, was immer sich im System bewegt«. Vgl. Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 273. Es sei ein institutionalisiertes Label zum Zwecke der Kommunikation im Wissenschaftssystem (ebd., 167), ein Symbol für das Geprüft-Sein von Wissen (ebd., 175). Wahrheit sei ein codiertes Medium, das als ein ›symbolisches Kommunikationsmedium‹ Paradoxien verschleiere (ebd., 185), indem es durch die Differenz wahr/falsch beobachtbare Prozesse reguliere (ebd., 190). In diesem Sinne gelte Wahrheit als »positiver Wert der Anschlussfähigkeit« und Unwahrheit als »negativer Wert der Reflexion«. Auf diese Weise entstehe ein selbstreflexiver Kreislauf der Verifikation von Hypothesen, der bis heute Gültigkeit besitze.

54 Ebd., S. 27-29.

55 Ebd., S. 64.

und Medienpolitik eintreten. Die Frage, die man sich nun stellen müsse, lautet nicht, warum sie das tun, sondern wie hoch bzw. gering das Schwundrisiko der eingesetzten Kapitalsorte in Relation zu dem Gewinn ist, den sie durch die Anhäufung einer anderen Kapitalsorte einstreichen. Das heißt, wenn die Spieler*innen bereits genug persönliches Prestige in einem Feld anhäufen konnten, sinkt das Schwundrisiko des institutionalisierten Kapitals und erhöht damit die Möglichkeiten in ein anderes Feld einzutreten, bei gleichbleibender symbolischer Sprechwirksamkeit. Aus diesem Grund ist es auch möglich, dass sich hegemoniale Strukturen in die Subfelder kultureller Massenproduktion ausdehnen und sich auf andere soziale Felder übertragen. Zwischen Feld- und Stilwechseln gibt es daher starke Korrespondenzen, die sich wechselseitig bedingen und beeinflussen. Will man bestimmte Schreib- und Denkstile von Akteur*innen oder eines Denkkollektivs verstehen, muss man zunächst den Kapitalsortentransfer zwischen den (Sub-)Feldern betrachten, um anschließend beurteilen und erklären zu können, warum und zu welcher Zeit ein bestimmter Feldwechsel oder die Entstehung eines neuen Stils erfolgt.[56] Bourdieu hat das soziologische Gerüst hierfür bereitgestellt, das nun global und auch medienwissenschaftlich seine Anwendung findet und anhand empirischer Arbeiten fortgeführt wird.[57]

Latour und Woolgar waren vor Bourdieu die ersten, die sich aus ihrem gefährlichen Zwischenbereich hinein in die Welt der großen Naturwissenschaften begaben, um das implizite Wissensspiel zwischen These, Experiment und Verschriftlichung wissenschaftlicher Ergebnisse explizit zu machen. Wie Kulturanthropologen betrachteten sie die »tribes of scientists« aus der distanzierten, aber beteiligten Forscherperspektive, die sich einer fremden Wissenskultur widmeten. Ausgangspunkt war, dass diese Laboratorien wie kleine voneinander isolierte Inseln funktionierten, die zwar innerhalb der Gesellschaft angesiedelt waren, aber doch von ihr getrennt existierten.[58] Weitere

56 Gwozdz, Patricia A.: »Feld und Stil. Textsoziologische Anmerkungen zum Stilwechsel im Subfeld erweiterter akademischer Wissensproduktion der Populär/Wissenschaft am Beispiel der Life Sciences«, in: Kirsten Adamzik/Mikaela-Kessanlis (Hg.): Stilwechsel und ihre Funktionen in Textsorten der Fach- und Wissenschaftskommunikation. Reihe: Europäische Studien zur Textlinguistik, Tübingen: Narr Verlag 2020, S. 111-145.

57 Fligstein, Neil/McAdam, Doug: »Grundzüge einer allgemeinen Theorie strategischer Handlungsfelder«, in: Stefan Bernhard/Christian Schmidt-Wellenburg (Hg.): Feldanalyse als Forschungsprogramm, Wiesbaden: Springer VS 2012, S. 57-98.

58 Latour, Bruno/Woolgar, Steven: Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts, New Jersey: Princeton University Press 1986, S. 17.

wissenschaftshistorische und -soziologische Arbeiten folgten, die die Prozesse in den Laboratorien transparent machten.[59] Bis heute ist der Fakt, der zum Fetisch wird,[60] ein wichtiger Forschungsaspekt auch der Fachsprachenlinguistik, die diachron und synchron den Fälschungen in der wissenschaftlichen Sachprosa auf den Grund geht.[61] Innerhalb des französischen Feldes sollte die entmystifizierte Naturwissenschaft nun eine andere Rolle spielen, nämlich diejenige einer aufgeklärten und aufklärenden Wissenschaftspopularisierung (»vulgarisation scientifique«), die sich von der Arbeit der Humanwissenschaften klar unterschied und dennoch den Menschen in ihr »dispositif« mit einbezog.[62]

Es war Baudouin Jurdant, der in seinen frühen Essays, die zwischen 1967 und 1973 entstanden sind und 2009 unter dem Titel *Les problèmes théoriques de la vulgarisation scientifique* von Roger Fougeres, dem Vizepräsidenten des *Conseil regional Rhône-Alpes délégué à l'enseignement supérieur et à la recherche*, verlegt worden sind, das Konzept einer Dritten Kultur als Vermittlerin zwischen den Disziplinen und der Öffentlichkeit ins Leben rief. Jurdant war bis 1997 Professor an der Universität Paris Diderot (Paris 7) und Mitglied der *Groupe d'étude et de recherche sur la science d'université Louis Pasteur* in Straßburg, die ein interdisziplinärer Zusammenschluss mehrerer Wissenschaftler war und sich unter der gemeinsamen Bewegung der *Science and Technology Studies* seit 1970 zusammengefunden hatte, um über Probleme und soziale Zusammenhänge zwischen den Naturwissenschaften und der Öffentlichkeit zu diskutieren. Jurdant charakterisiert diese frühen theoretischen Überlegungen als übermütiges Jugendwerk, viele Passagen wirkten wie Zeichen einer wahrhaftigen Leidenschaft. Dennoch scheinen Jurdants frühe Überlegungen zur modernen »vulgarisation scientifique« einige Aufschlüsse darüber zu geben, wie die intellektuelle Atmosphäre zwischen den zwei Kulturen in Paris ausgesehen hatte. Denn während die späteren Klassiker und Exportschlager der

---

59 Knorr-Cetina, Karin: Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002. Rheinberger, Hans-Jörg: »›Discourses of Circumstance‹«. A Note of the Author in Science«, in: Mario Biagoli/Peter Galison (Hg.): Scientific Authorship. Credit and Intellectual Property in Science, New York: Routledge Chapman & Hall 2003, S. 309-323.

60 B. Latour/S. Woolgar: Laboratory Life, S. 259.

61 Di Trocchio, Federico: Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.

62 Jurdant, Baudouin: Les problèmes théoriques de la vulgarisation scientifique, Paris: Archives Contemporaines, coll. Etudes de sciences 2009.

postmodernen Literatur- und Philosophiekritik an ihren Werken schrieben, fokussierte Jurdant den Blick auf die Naturwissenschaftler*innen und analysierte den Begriff der »vulgarisation« mit den Mitteln, die ihm in Frankreich zur Verfügung standen: der Literaturkritik von Roland Barthes, Gérard Genette und auch von Jacques Derrida, dessen *écriture*-Begriff er sich zunutze machte, um den Begriff der »vulgarisation« zu nobilitieren, sodass die Wissenschaft von der Schrift zur transzendentalen Bedingung von Wissenschaft überhaupt wurde.[63] Wer in Frankreich Wissenschaft popularisierte, gehörte damit zum Club der postmodern Erwählten. Seine theoretischen Fragestellungen standen damals unter dem Banner einer europäischen Mission zur Aufklärung der Öffentlichkeit über die Naturwissenschaften und diese verstand er – trotz ihrer eklektizistischen Gefahren – als interdisziplinäres Arbeiten zwischen der Populärwissenschaft, der Literatur, den Wissenschaften und den Sozialwissenschaften, um zugleich auch deren Unterschiede untereinander und gegenüber den Publikum zu kommunizieren.[64] Bevor die *Science Wars* angloamerikanischen Zuschnitts das Feld dominierten, gab es bereits erste Versuche aus dem französischen Feld der Intellektuellen, einen Friedensvertrag zu schließen, noch bevor der Streit eskalieren konnte. Baudouin Jurdant gilt als vergessener Streitschlichter.[65] Umso interessanter ist sein ernüchternder Nachtrag zur Ausgabe seiner Essays von 2009, dass er – mit Verweis auf Latour und Woolgar – noch an eine Wissenschaftssoziologie und -anthropologie glaube. Sie müsse nun aber von den Akteuren der Wissenschaftspopularisierung getrennt werden, denn es gebe auf dieser Seite der offenen und öffentlichen Wissenschaft zu viele Akteure, die ein bestimmtes Bild der Realität irgendeiner Wahrheit etablierten, die aus intrawissenschaftlichen Gründen nicht mehr haltbar sei und daher zu Ideologien führe.[66] Auf der anderen Seite hält er Vertreter*innen der Humanwissenschaften vor, dass sie aufgrund ihrer »libido sciendi« vehement ihre akademische Nähe zu den exakten Naturwissenschaften pflegten und verteidigten und dadurch in einem ewigen Ressentimentverhältnis zu ihnen stünden. Als Gefangene ihres Standes verspielten sie damit den Genuss unproblematischer Wissenschaftlichkeit.

---

63 Ebd., S. 176.

64 Ebd., S. 37.

65 P. Gwozdz: Homo academicus goes Pop, S. 238-244.

66 B. Jurdant: Les problèmes théoriques de la vulgarisation scientifique, S. 244.

Es gab kein Ende der *Science Wars* und es wird auch kein Ende dieses weiten Spektrums an Diskursen und Denkkollektiven geben, denn die ökonomische Schieflage an Universitäten wird weiter zunehmen und sich bildungspolitisch verschärfen.[67] Nach der Verabschiedung der (französischen) Postmoderne, die zur angriffslustigen Projektionsfläche US-amerikanischer (Natur-)Wissenschaftler*innen wurde, um sich international sichtbar und vermarktbar zu machen, bleibt daher nur die Frage übrig, ob wir – als Nachfolger*innen einer neuen Generation von Geisteswissenschaftler*innen innerhalb des deutschen akademischen Feldes – die Ankündigung eines neuen intellektuellen Programms fordern und praktizieren wollen.

67 Bittlingmayer, Uwe H.: »Wissensgesellschaft« als Wille und Vorstellung, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005. Innerhalb der Wissens- und Wissenschaftssoziologie werde diese Diagnose mit der Entstehung von Labeln wie der Informations- und/oder Wissensgesellschaft zusammengeführt, wie Bittlingmayer dies an den soziologischen Analysen Peter Weingarts kommentiert. Bittlingmayer jedoch kritisiert in seiner bildungswissenschaftlichen Studie, dass die Annahme einer wissensbasierten Gesellschaft andere Faktoren der gesellschaftlichen Bildung ausblende und dadurch zu einer Verengung sowohl des Begriffs der Bildung als auch der Gesellschaft führe (ebd., S. 55). Er erkennt in den Neologismen eine neoliberalistische Verzerrung und Verkürzung der Debatte auf die beiden Felder Wissenschaft und Ökonomie, wobei die ungleichen Strukturen der Gesellschaft vollkommen aus dem Blick geraten (ebd., S. 135). Man dürfe sich eben auch hier nicht beirren lassen, denn der Begriff »knowledge society« sei US-amerikanischen Ursprungs und werde anderen soziale Kontexten aufgepfropft (ebd., S. 19). Was Bittlingmayers Korrektur einer bildungspolitischen Verschärfung so besonders macht, ist sein empirischer Zugang, alle drei gesellschaftlichen Ebenen – die Ebene der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung (Makro), die mittlere Ebene der Institutionen und die Mikroebene der sozialen Akteure und ihrer Lebenswelt – zusammenzuschalten und dadurch die Verzahnung von ökonomisch bedingten ungleichen Strukturen deutlich zu machen. Zu Recht spricht daher auch der Bamberger Soziologe Richard Münch von einem »akademischen Bildungskapitalismus«, in dem das unternehmerische Individuum Bildung als wichtigste Form der Investition für die Zukunft ansieht und alle Anreize nutzt, um sein Humankapital zu vermehren Vgl. Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. Zur politischen Ökonomie der Hochschulreform, Berlin: Suhrkamp 2011, S. 23.

## 3 Abschied und Ankündigung: Kritische Positionierung im Feld der Massenkommunikation

In der Welt einer aus US-amerikanischer Perspektive konstruierten französischen Postmoderne galt die noble Geste der *Epoché* als verdächtig, weil sie sich bewusst einer Positionierung im akademischen Feld oder auch außerhalb von ihm entzog.[68] Der Vorwurf, dass ihr Schreibstil mehr verdeckt und verschleiert als klar und sachlich Gedanken ausformuliert und als möglichen Streitpunkt zur Debatte stellt, ist berechtigt und wurde von Bourdieu klar als Form des reinen Genusses am Text – einer literarischen Genuss-Tugend aus den Tagen idealistisch-kritischer Urteilskraft nach Kant – bezeichnet: eine reine Form der »Interesselosigkeit«, »Freiheit« und »Erhabenheit«, zugleich auch »Auszeichnung« und »Distanz« gegenüber allen »vulgären« Diskursen.[69] Für Bourdieu stellt damit Jacques Derrida noch in seinen »allenfalls für Fundamentalisten schockierenden Übertretungen«[70] einen Philosophen dar, der die Konventionen und Regeln des philosophischen Felds bis ins kleinste Detail rituell nachspielt, ja respektiert, um so die Wahrheit des philosophischen Textes und seiner Lektüren zu verschweigen, d.h. sie nicht auszusprechen, was Bourdieu zu der Schlussfolgerung bringt:

> Wie die jedem Künstler sich stets noch aufdrängende Bildersprache notwendig in Ästhetisieren mündet, so nimmt die philosophische Manier, über Philosophie zu sprechen, dem über Philosophie Aussagbaren jeden Realitätsgehalt. Die von der Philosophie verkündete radikale Infragestellung findet ihre faktischen Schranken an den Interessen, die sich aus der Zugehörigkeit zum Feld der philosophischen Produktion ergeben, anders gesagt an der Existenz dieses Feldes und der damit gegebenen Zensur.[71]

Der Rückbezug auf den kanonischen Fundus vergegenständlichter Philosophie als Kommentar, Diskussion, Kritik, Polemik bleibt stets noch dort wichtigstes Insignium des anerkannten Spiels, wenn es bis ins »Unkonventionelle« drängt und das verschweigen möchte, was Grundlage jeglichen Spiels ist: die erworbene Anerkennung der Zugehörigkeit zu diesem Spiel.[72] Noch der

---

68 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 773-775.

69 Ebd., S. 774.

70 Ebd.

71 Ebd., S. 776.

72 Ebd., S. 777.

verwegenste intellektuelle Bruch mit dieser Kraft der Zugehörigkeit bestätigt einmal mehr, dass der Bruch bereits Voraussetzung des Spiels ist. Die vermeintliche Entweihung kanonischer Texte ist selbst Akt einer symbolischen Neubesetzung des Textes als Emblem der Wirksamkeit und der Stärke des kanonisierten Textes: Jede Transgression führt so zu einer erneuten Heiligsprechung.

Am German Department der NYU konnte man kurz nach dem Tod von Friedrich Kittler auf einer kleinen Konferenz für eingeweihte Kittlerianer noch die Präsentation von Avital Ronell erleben, bei deren Rede man nicht wusste, ob es ein wissenschaftlicher Vortrag zu Ehren eines Kollegen sein sollte oder aber eine obskure Grabrede bestückt mit manieristischen Anspielungen aus dem Fundus von Heidegger und Derrida für einen Verstorbenen, der bereits zu seinen Lebzeiten – vielleicht als letzter seiner Art – im akademischen Feld als Begründer der Medienwissenschaft verehrt worden ist und dessen Habilitation und ihre dreizehn Streitgutachten noch heute die Frage grundakademischer Gepflogenheiten berühren und in anderen Variationen fortführen.

Die noble Geste der Zurückhaltung ist nicht mehr zeitgemäß. Die Pandemie hat dies bewiesen. Wer sich als Wissenschaftler*in – ob nun aus den Geistes- oder Naturwissenschaften – zurückzieht, überlässt das Feld der Massenkommunikation denjenigen Stimmen, die aus berechtigten bildungsbedingten Ressentimentgefühlen die Orthodoxie und ihre akademische Lizenzberechtigung, Sprachrohr wissenschaftlich überprüfbarer Wahrheit zu sein, angreifen werden. Ziel dieser Akteure ist es nicht, alternative Gedanken anzubieten, die den Diskurs bereichern und damit jenseits des autonomen Feldes der Elite eine Heterodoxie von unterschiedlichen Meinungen geltend machen. Sie tarnen sich als Allodoxie, um als neue Orthodoxie zu herrschen.[73]

---

73 Zum Unterschied zwischen Orthodoxie, Heterodoxie und Allodoxie vgl. Bourdieu, Pierre: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 270f. Jede Form von Doxa verstanden als nicht weiter hinterfragbare Annahme, die ein bestimmtes Set an Handlungen determiniert, fußt dabei stets – nach Bourdieu – auf der Teilhabe an konstitutiven Interessen der Zugehörigkeit zu einem Feld, deren Postulate und Vorannahmen ohne Diskussionen vorausgesetzt werden und daher auch »per definitionem vor der Diskussion geschützt bleiben« (ebd.). Während die Orthodoxie die offizielle Meinung der herrschenden Klasse und damit eine hegemoniale Diskursposition besitzt, die sich vor den Häretikern schützen muss, stellt die Heterodoxie eine Gegenkultur dar, die mit alternativen Sichtweisen ein diverses Meinungsbild in Stellung bringen will. Doch die Alloxodia ist von diesen bei-

Der Abschied von einer Postmoderne – obwohl sie auch popkulturelle Umwälzungsprozesse zwischen *High* und *Low Culture* US-amerikanischer Provenienz eingeführt hat und daher von Kulturwissenschaftler*innen gerne auch als »Post-Popmoderne« beschrieben wird[74] – kann nur mit der Ankündigung einer neuen Postmoderne einhergehen, die allerdings das alte Gewand aus hermetischen Theoriecodes, die nur Eingeweihte verstehen, ablegt. Das bedeutet allerdings noch lange nicht, dass man den wissenschaftlichen Habitus, seinen Denk- und Sprechstil vollständig im Feld der Massenkommunikation verändern muss, um sich dem öffentlichen Diskurs anzupassen. Wissenschaftler*innen sind keine Politiker*innen. Auch das hat die Öffentlichkeit im Laufe der Pandemie gelernt. Und Geisteswissenschaftler*innen sind keine Naturwissenschaftler*innen. Das ist kein Verlust, sondern ein Gewinn, den wir uns jedes Mal vor Augen führen sollten, wenn wir das Gespräch mit ihnen suchen.

Wie also kann eine neue Generation von Intellektuellen geschaffen werden, die ihre alten Herkünfte nicht verleugnet, aber eine neue Generationengeschichte möglich macht, indem sie neue Zukünfte entwirft? Indem sie sich kritisch im Feld der Massenkommunikation mittels neuer Medien positioniert und die neuen Medien sind der Podcast und der YouTube-Channel. Wenn die Ankündigung vom Abschied gelingen will, muss man mittels neuer Medien einen lockeren wissenschaftlichen Habitus vermitteln, der sich nicht nostalgisch an alte Zeiten bindet, in der das Buch und vielleicht noch das Fernsehen zur Schaubühne der intellektuellen Reden gehörten. Denn cool und locker sind die heutigen Naturwissenschaftler*innen (z.B. Mai Thi Nguyen-Kim), die durch die YouTube-Ästhetik die *Scientific Literacy* in der »fach-

den nochmals unterschieden: Sie tarnt sich als Heterodoxie, um sich als Orthodoxie innerhalb bereits etablierter Meinungssysteme einzunisten und sich als Doxa innerhalb unterschiedlicher Felder bis hin zum Alltagswissen durchzusetzen. Das Spektrum der Ausbildung der Doxa ist also weit gespannt und Bourdieu versteht darunter nicht ein passives Indoktriniert-Werden durch Andere, sondern eher eine aktive Teilnahme in Form eines gesellschaftlichen Zusammenspiels. Natürlich ist dieses Spiel mit den Kenntnissen der Spielregeln des Feldes verbunden. Ein Spiel der Doxaformen kann also nur dann aktiv praktiziert werden, wenn jede*r dieselben Voraussetzungen zum Spielen mitbringt, d.h. seinen Habitus an das Gesellschaftsspiel bereits gewöhnt hat (P. Bourdieu: Die feinen Unterscheide, S. 500-503).

74 Hecken, Thomas: Pop. Geschichte eines Konzepts 1955–2009, Bielefeld: transcript 2009, S. 429.

fremden interessierten Öffentlichkeit«[75] erhöhen, während sie zugleich wissenschaftsphilosophische Themen für sich in Anspruch nehmen und damit erneut den Geisteswissenschaftler*innen ihren Platz im öffentlichen Diskurs streitig machen. Und das zu Recht, denn meistens geben sie den Platz freiwillig ab. Auch das ist keine noble Geste, sondern die Angst, missverstanden werden zu können.

Christian Drosten hat in weiten Teilen seiner Wissenschaftskommunikation im Podcast und auf Twitter bewiesen, dass man zu Recht Angst haben kann, denn mit dem Missverstanden-Werden umzugehen, bedarf es einer dicken Haut, rhetorischen Fingerspitzengefühls für Nuancen und manchmal auch eines konsequenten Rückzugs aus der Kommunikation, um sich auf das Wesentliche zu konzentrieren: dem Forschen – geleitet von der *libido sciendi*. Tatsächlich führt gerade die Medienberichterstattung dazu, nur ein Bild der Wissenschaft zu vermitteln, nämlich das der Wissenschaft als Naturwissenschaft und sie funktioniert meistens nur über ein (meist männliches) Aushängeschild – auch wenn mittlerweile Naturwissenschaftler*innen die Talkshow-Landschaft mitbestimmen. Historiker*innen, Soziolog*innen, Philosoph*innen und Psycholog*innen werden meist angeworben, wenn bereits ein exemplarisches Sachbuch der Wissenschaftler*innen vorliegt, denn das Publikum muss bereits wissen, womit es zu tun hat oder zu tun bekommt.[76] Einmal von der »symbolischen Gewalt« des Fernsehens und seiner »unsichtbaren Zensur« befreit,[77] sind es nun die Videos und Clips auf YouTube, die in unterschiedlichen Formaten mittlerweile auch geisteswissenschaftliches Wissen zur Pan-

75 Schirrmacher und Nikolow unterscheiden zwischen unterschiedlichen Kommunikationsstufen: der Fachwissenschaft, den Fachkreisen außerhalb des engeren Fachgebietes, der Fachöffentlichkeit, der gebildeten bzw. interessierten Öffentlichkeit, der gelegentlich interessierten Öffentlichkeit und schließlich der breiten Öffentlichkeit. Dabei merken Schirrmacher und Nikolow zu Recht an, dass sich an der Übersetzung des eigenen (natur-)wissenschaftlichen Wissens nur wenige etablierte Forscher*innen beteiligen, weil die »Transaktionskosten« der jeweiligen Kapitalsorte (z.B. institutionelles oder symbolisches Kapital) zu hoch sind, d.h. der Verlust der Reputation wird nicht in Kauf genommen. Vgl. Schirrmacher, Arne/Nikolow, Sybilla: »Das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit als Beziehungsgeschichte. Historiographische und systematische Perspektiven«, in: Sybilla Nikolow/Arne Schirrmacher (Hg.): Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York: Campus 2007, S. 11-37, hier S. 97-99.

76 P. Bourdieu: Über das Fernsehen, S. 15f.

77 Ebd., S. 18f.

demie und darüber hinaus erzeugen und vertreiben.[78] Es ist ein eigenes Feld populärer Wissenskommunikation geworden, dessen medienwissenschaftliche und wissenssoziologische Aufarbeitung noch aussteht.

Doch bereits jetzt ist klar, dass dies die Ankündigung einer »Post-Popmoderne« ist, die mit einer medialen Diversifikation des intellektuellen Feldes einhergeht, das jünger und angriffslustiger ist als die akademische Elterngeneration. Eine neue Agenda dieser Post-Pop-Scientists ist leider noch nicht zu erkennen. Vielleicht muss diese aber auch von außerhalb ihres eigenen Feldes kommen, so dass mit der Agenda die Formen der kritischen Positionierung im Feld der Massenkommunikation offengelegt und sichtbar zur Diskussion gestellt werden können. Vielleicht ist das eine Aufgabe für die jungen Nachwuchswissenschaftler*innen diesseits des akademischen Feldes, die noch von dem Druck medialer Sichtbarkeit befreit sind und die »unökonomische Ökonomie« des wissenschaftlichen Feldes genießen können. So gut es eben geht.

## Literatur

Bittlingmayer, Uwe H.: »Wissensgesellschaft« als Wille und Vorstellung, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987.

Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992.

Bourdieu, Pierre: Über das Fernsehen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998.

Bourdieu, Pierre: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes, Konstanz: UVK 1998

Bourdieu, Pierre: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

Carroll, Joseph: »Literature and Evolutionary Psychology«, in: David M. Buss (Hg.): The Handbook of Evolutionary Psychology. Hoboken/New Jersey: John Wiley & Sons, Inc. 2005, S. 931-952.

78 Als Beispiel kann hier der Lehrer, Schriftsteller und Vlogger bei YouTube (224.000 Abonnenten) Gunnar Kaiser angeführt werden, der in längeren Videos – mal in Alleinregie mal in Interviews mit Akteuren des akademisch-wissenschaftlichen Feldes (z.B. Prof. Dr. Michael Esfeld, Leopoldina) – philosophische Themen aus dem universitären Kanon kontrovers diskutiert.

Di Trocchio, Federico: Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.

Fligstein, Neil; McAdam, Doug: »Grundzüge einer allgemeinen Theorie strategischer Handlungsfelder«, in: Stefan Bernhard/Christian Schmidt-Wellenburg (Hg.): *Feldanalyse als Forschungsprogramm*, Wiesbaden: Springer VS 2012, S. 57-98.

Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006.

Gwozdz, Patricia A.: »Feld und Stil. Textsoziologische Anmerkungen zum Stilwechsel im Subfeld erweiterter akademischer Wissensproduktion der Populär/Wissenschaft am Beispiel der Life Sciences«, in: Kirsten Adamzik/ Mikaela-Kessanlis (Hg.): Stilwechsel und ihre Funktionen in Textsorten der Fach- und Wissenschaftskommunikation. Reihe: Europäische Studien zur Textlinguistik, Tübingen: Narr Verlag 2020, S. 111-145.

Gwozdz, Patricia A.: »Science Celebrities als Ikonen des Knowledge Gossip. Von Heinz Habers Walt Disney-Science zu Richard Dawkins Pop Science-Writing«, in: Markus S. Kleiner/Thomas Wilke (Hg.): Populäre Wissenschaftskulissen. Wissens(schafts)formate in Populären Medienkulturen, Bielefeld: transcript 2018, S. 61-98.

Gwozdz, Patricia A.: Homo academicus goes Pop. Zur Kritik der Life Sciences in Populärwissenschaft und Literatur, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2016.

Gwozdz, Patricia A.: »The Rise of the Third Culture. Transnationale Überlegungen zur Erschaffung eines intellektuellen Mythos«, in: Carsten Gansel/Werner Nell (Hg.): Vom kritischen Intellektuellen zum Medienpromi. Zur Rolle der Intellektuellen in Literatur und Gesellschaft vor und nach 1989, Bielefeld: transcript 2015, S. 377-397.

Hecken, Thomas: Pop. Geschichte eines Konzepts 1955–2009, Bielefeld: transcript 2009.

Jurdant, Baudouin: Les problèmes théoriques de la vulgarisation scientifique, Paris : Archives Contemporaines, coll. Etudes de sciences 2009.

Knorr-Cetina, Karin: Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.

Latour, Bruno/Woolgar, Steven: Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts, New Jersey: Princeton University Press 1986.

Lewenstein, Bruce V.: »Shifting Science from People to Programs. AAAS in the Postwar Years«, in: Sally Gregory Kohlstedt/Michael M. Sokal/Bruce V. Lewenstein (Hg.): The Establishment of Science in America. 150 Years of the

American Association for the Advancement of Science, New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers University Press 1999, S. 103-165.
Linke, Sebastian: Darwins Erben in den Medien. Eine wissenschafts- und mediensoziologische Fallstudie zur Renaissance der Soziobiologie, Bielefeld: transcript 2007.
Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990.
Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. Zur politischen Ökonomie der Hochschulreform, Berlin: Suhrkamp 2011.
Nowotny, Helga: Es ist so. Es könnte auch anders sein. Über das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael: Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewißheit, Weilerswist: Velbrück 2004.
Nowotny, Helga: Unersättliche Neugier. Innovation in einer fragilen Zukunft, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2005.
Peter, Lothar: »Der Homo academicus«, in: Stefan Möbius/Markus Schroer (Hg.): Diven, Hacker, Spekulanten . Sozialtypen der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009, S. 206-218.
Rheinberger, Hans-Jörg: »›Discourses of Circumstance‹. A Note of the Author in Science«, in: Mario Biagoli/Peter Galison (Hg.): Scientific Authorship. Credit and Intellectual Property in Science, New York: Routledge Chapman & Hall 2003, S. 309-323.
Schirrmacher, Arne/Nikolow, Sybilla: »Das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit als Beziehungsgeschichte. Histeriographische und systematische Perspektiven«, in: Sybilla Nikolow/Arne Schirrmacher (Hg.): Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York: Campus 2007, S. 11-37.
Segerstråle, Ullica (Hg.): Beyond the science wars. The missing discourse about science and society, Albany: State University of New York Press 2000.
Segerstråle, Ullica: Defenders of the truth. The sociobiology debate, Oxford: Oxford University Press 2001.
Sokal, Alan/Bricmont, Jean: Impostures intellectuelles. Collection dirigée par Jean-Paul Enthoven, Paris: Edition Odile Jacob 1997.

Winock, Michel: Das Jahrhundert der Intellektuellen, Konstanz: UVK-Verl.-Ges. 2003.

# Postmoderne und Konstruktivismus als emotionale und praktische Herausforderung

*Sebastian Ernst*

»Kein Abschied auf der Welt fällt schwerer als der Abschied von der Macht.«
*(Charles Maurice de Talleyrand)*

Zu wissen, wo sich die nächste Wasserquelle befindet und in welcher Richtung das Lager des feindlichen Stammes liegt, war lange Zeit das für das eigene Überleben notwendige und damit nützliche Wissen. Wahr ist demnach, was nützt und nützlich ist, was uns Orientierung im Handeln gibt. Je einfacher und klarer dieses Wissen dabei gehalten ist, umso schneller lassen sich Entscheidungen auch in Zweifelsfällen und neuen Situationen treffen. Wissen erzeugt damit ein Gefühl von Sicherheit, ein Mangel daran hingegen Angst. Damit sind wir scheinbar bestrebt, uns die Welt nicht nur so zu denken, wie sie uns erscheint, sondern vor allem so, wie wir sie bewältigen können. Dafür scheinen klare Wahrheiten und eindeutige Kategorien nötig. Heutzutage hängt unser (Über-)Leben allerdings weniger von der schnellen Bewältigung akuter Gefahren ab als vielmehr von unserem vorausschauenden Umgang mit komplexen und zugleich latenten Gefahren, deren Wirkungen sich zumindest zum Teil erst weit in der Zukunft entfalten, wobei verlässliche Voraussagen daher kaum überprüfbar sind. Ein Beispiel hierfür wäre der Klimawandel. Zugleich hat sich die Anzahl der Menschen, Gemeinschaften und Perspektiven, mit denen wir in Kontakt kommen, stark erhöht. Das alles führt dazu, dass das Wissen, mit dem wir konfrontiert werden, sich nicht nur vervielfacht, sondern auch vervielfältigt. Eine einfache Orientierung und eindeutige Wahrheiten scheinen damit verloren. Gleichzeitig wird wieder vehement um diese gestritten. Begriffe wie »Fake News« und »Post Truth« tauchen ständig in den Medien auf. Da ist die Rede von einem »Postfaktischen Zeitalter«

und einer »postfaktischen Politik«. Sogar zum Wort des Jahres wurde »postfaktisch« 2016 gekürt.[1] Schuld daran sei nun vor allem die sogenannte Postmoderne, die dazu führe, dass die Fakten, auf die wir uns bisher geeinigt hätten, scheinbar nicht mehr geteilt würden. Deren Betonung der Konstruiertheit allen Wissens und die Ausrichtung auf Vielfalt scheinen dabei nicht nur das Vertrauen in den bisherigen Wissenskanon und deren Autoritäten zu vernichten, sondern eine geradezu unerträgliche Welt zu schaffen, in der eine eindeutige und klare Orientierung nicht mehr möglich sei. Und tatsächlich werden postmodernes und konstruktivistisches Denken häufig nicht einfach nur abgelehnt, sondern teils regelrecht bekämpft. Dieser Kampf wird dabei nicht nur innerhalb der Universitäten und im Rahmen wissenschaftlicher Debatten ausgetragen, sondern findet eben auch und in besonders polemischer Weise öffentlich statt. Eine beispielhafte Auskunft darüber geben die im Folgenden zu untersuchenden Online-Zeitungsartikel.

Bei diesen handelt es sich um eine exemplarische Auswahl von Beiträgen aus den letzten 20 Jahren, die sich explizit und ablehnend mit dem Konstruktivismus bzw. der Postmoderne (wobei beides häufig synonym gebraucht bzw. im Zusammenhang gedacht wird) auseinandersetzen. Besonders sticht hierbei ein Artikel in der *Zeit*, verfasst von Michael Hampe, Professor für Philosophie an der ETH Zürich, heraus.[2] Dieser gab gewissermaßen den Anstoß zu dem hier vorliegenden Beitrag.

Im ersten Schritt wird es nun um die Frage gehen, welches Bild vom postmodernen und konstruktivistischen Denken in diesen Schriften konstruiert und mit welchen Mitteln dabei jene starke Ablehnung erzeugt wird bzw. werden soll. Im nächsten Schritt wird es dann darum gehen, ein anderes, positiveres Bild zu erzeugen, dass Postmoderne und Konstruktivismus als besondere emotionale und praktische Herausforderung für die Akteur*innen ernst nimmt und dem Bedürfnis nach Orientierung sowie der Gefahr einer Überforderung durch Vielfalt zumindest in Grundzügen Rechnung tragen möchte.

---

1 Vgl. Bär, Jochan A.: GfdS wählt »postfaktisch« zum Wort des Jahres 2016, online unter: https://gfds.de/wort-desjahres-2016/#postfaktisch

2 Hampe, Michael: »Katerstimmung bei den pubertären Theoretikern«, in: Zeit Online vom 15.12.2016, online unter: https://www.zeit.de/2016/52/kulturwissenschaft-theorie-die-linke-donald-trump-postfaktisch-rechtspopulismus

## 1 Ein vielfältiges Bild von der postmodernen Vielfalt?

Bereits bei der ersten Durchsicht der Artikel zeigt sich, dass diese kein einheitliches Bild der Postmoderne konstruieren, sondern verschiedene Aspekte und vermeintliche Kritikpunkte unterschiedlich betonen und herausstellen. Daraus lassen sich mehrere Kategorien bilden, die die weitere Betrachtung strukturieren sollen und die ich im Folgenden näher ausführen werde.

### 1.1 Intellektuelle Pubertät

Eine Variante ist das Bild von Postmoderne und Konstruktivismus als Ausdruck mangelnder Reife und jugendlichen Trotzes. So werden deren Anhänger*innen in dem erwähnten Artikel Michael Hampes als »pubertäre Theoretiker« betitelt, bei denen zudem noch »Katerstimmung« herrsche.[3] Ein vernünftiger Umgang mit Dingen wie Alkohol oder eben Philosophie, die eigentlich für Erwachsene gedacht sind, sei hier folglich nicht zu finden. Im Gegenteil, beim postmodernen Denken handele es sich lediglich um »Spielchen«, die den »Charme der begeisterten Aufsässigkeit von Pubertierenden« hätten, »die gerade die Philosophie entdecken, sich für den kommenden Sokrates halten und behaupten, alle Motive des Handelns seien egoistisch«. Man habe es somit mit einer typisch pubertären Selbstüberschätzung zu tun. Zu bedauern sei dabei, dass es den »älteren, philosophisch schon länger hetzenden Hunden, die pädagogische Aufgaben wahrnehmen, in der Regel schwer [falle], darauf zu hoffen, dass die Produzenten solcher geistigen Leerläufer irgendwann das Stadium des Ätschebätsch hinter sich lassen und tatsächlich einen Gedanken fassen«.

### 1.2 Pathologischer Realitätsverlust

Gott sei Dank ist die Pubertät aber eine Phase, die der Mensch irgendwann hinter sich lässt. Anders sieht es allerdings aus, wenn es sich bei der Postmoderne gar nicht um eine Entwicklungsstufe handelt, sondern um eine Krankheit, um einen »Wahnsinn«, vor dem beispielsweise die *Junge Welt* eindring-

3 Vgl. Hampe. Alle weiteren Zitate in diesem Abschnitt stammen ebenfalls aus diesem Artikel.

lich warnt.[4] Die Befallenen dieser »Weltfluchtbewegung einer verunsicherten Intelligenz«[5] zeichnen sich dabei durch eine »systematische Realitätsignoranz«,[6] »Antirealismus« und »Realitätsverweigerung«[7] sowie durch die »Reproduktion irrationalistischer Weltbildelemente und verzerrter Realitätsauffassungen« aus.[8] Sie fliehen vor den Tatsachen[9] und leugnen die »Existenz objektiver Wahrheiten«.[10] Mit derart Kranken diskutiert man nun gar nicht erst, man heilt sie, ansonsten hält man sich von ihnen fern oder man steckt sich womöglich noch selbst mit deren oder anderen »paranoiden Thesen«[11] an. Viele Bereiche der europäischen und nordamerikanischen Kultur- und Geisteswissenschaften hätten sich dabei bereits »infiziert«.[12] Hoffnung macht hingegen ein Artikel von Helen Pluckrose in der *Novo*, insofern die »irrationalen« und »identitären Symptome« dieser Krankheit zumindest leicht zu erkennen seien.[13]

## 1.3 Antagonist von Wissenschaft und Aufklärung

Gefährlich ist diese Krankheit nun nicht nur für einzelne Personen oder Wissenschaften. Die Postmoderne wird zum Antagonisten von Wissenschaft

4 Seppmann, Werner: »Gefährliche Nähe«, in: junge Welt vom 04.01.2020, online unter: https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/369910.postmodernes-denken-und-faschismus-gef %C3 %A4hrliche-n %C3 %A4he.html

5 Seppmann, Werner: »Der große Verrat«, in: junge Welt vom 06.01.2020, online unter: https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/369979.postmodernes-denken-und-faschismus-der-gro %C3 %9Fe-verrat.html

6 W. Seppmann: Verrat.

7 Wenzel, Uwe Justus: »Die Postmoderne und die Populisten«, in: Neue Zürcher Zeitung vom 14.05.2014, online unter: https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/die-postmoderne-und-die-populisten-1.18301728?reduced=true

8 W. Seppmann: Verrat.

9 Gabriel, Markus: »Wider die postmoderne Flucht vor den Tatsachen«, in: Neue Zürcher Zeitung vom 19.06.2016, online unter: https://www.nzz.ch/feuilleton/fuenf-jahre-neuer-realismus-wider-die-postmoderne-flucht-vor-den-tatsachen-ld.89931

10 Pluckrose, Helen: »Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt«, in: Novo vom 15.05.2017, online unter: https://https://https://https://https://www.novo-argumente.com/artikel/wie_der_postmodernismus_die_aufklaerung_abwickelt

11 M. Gabriel: Wider die postmoderne Flucht vor den Tatsachen.

12 Cavallar, Georg: »Postmodernismus und rechte Strömungen: Am Ast sägen, auf dem man sitzt«, in: Der Standard vom 13.03.2019, online unter: https://www.derstandard.de/story/2000099478927/postmodernismus-am-ast-saegen-auf-dem-man-sitzt

13 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt.

überhaupt.[14] Sie sei ein »System der Wissenschaftszerstörung«[15] und hege eine »Abneigung gegenüber Wissenschaft, Logik und Rationalität«.[16] In ihrer »Feier des Irrationalismus«[17], ihrer Abwertung der »zwingenden Kraft des schlüssigen Arguments«[18] und dem daraus resultierenden »Erkenntnisnihilismus« sei sie schließlich Ausdruck einer »zu Wahrheit und Wahrhaftigkeit unfähigen Gesellschaft«,[19] deren Feinde Vernunft, Humanismus und Liberalismus seien.[20] Als Form der Esoterik (»postmodernistisch-esoterisches Gemurmel«, »postmodernistischer Obskurantismus«[21]) wendeten sich postmodernes und konstruktivistisches Denken dabei ebenso gegen die »Aufklärung«.[22] Auch deren Werte würden »als naiv, totalisierend und repressiv« diskreditiert.[23] Die Postmoderne werde zur »Antiaufklärung«.[24] Als solche habe sie nun auch Trump den Weg bereitet,[25] der als »Zerrbild der eigenen ideologiekritischen Fixierungen der postmodernen Intellektuellen« auftrete.[26] Der Postmoderne wird dabei nicht nur eine »gefährliche Nähe« zu rechtem Gedankengut und »Gemeinsamkeiten« mit faschistoidem Denken unterstellt, sie gilt auch als »Brandbeschleuniger der Neuen Rechten«.[27] Mit ihrem Relativismus, Subjektivismus, mit ihrer Identitätspolitik und politischen Agitation habe sie den Aufstieg rechter Strömungen wesentlich begünstigt.[28] Da sich diese zunehmend einer postmodernen »Identitätspolitik« und des erkenntnistheoretischen Relativismus« bedienen würden,[29]

14 Ebd.
15 W. Seppmann: Verrat.
16 W. Seppmann: Nähe.
17 Ebd.
18 W. Seppmann: Verrat.
19 Ebd.
20 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt.
21 W. Seppmann: Verrat.
22 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt, sowie G. Cavallar: Der Postmodernismus wickelt die Aufklärung ab.
23 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt.
24 W. Seppmann: Verrat.
25 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt.
26 Hauschild, Thomas: »Alte Fehler, neues Spiel«, in: Welt vom 17.11.2016, online unter: https://www.welt.de/print/die_welt/kultur/article159551061/Alte-Fehler-neues-Spiel.html
27 W. Seppmann: Nähe.
28 G. Cavallar: Postmodernismus und rechte Strömungen.
29 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt.

gerate die (postmoderne) Linke zum Türöffner.[30] Zugleich zerstöre postmodernes Denken auch die bisherigen argumentativen Mittel ohne neue zu liefern. Sie mache hilflos gegenüber »neofaschistische[n] Orientierungen und irrationalistische[n] Paradoxien« und »Fake News«.[31] Wer von beiden dabei schlimmer ist, sei laut des Beitrags von Pluckrose in der *Novo* allerdings nicht ganz klar, denn, [o]b die postmoderne Linke oder die postfaktische Rechte aus diesem Konflikt als Sieger hervorgeht, ist irrelevant. Für die Anhänger von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit sind beide Optionen gleichermaßen trostlos.«[32]

Die Anhänger*innen von Konstruktivismus und Postmoderne erscheinen also bestenfalls als renitente Jugendliche und schlimmstenfalls als Geisteskranke, die nicht nur Wahrheit und Wissenschaft zerstören, sondern auch noch den »antihumanistischen« und »antiaufklärerischen Rechten« in die Hände spielen. Über diese Beschreibung, auch meiner Person, könnte ich nun lächeln, nur fände ich schwerlich jemanden, der dies mit mir täte, sofern es sich nicht um einen ebenfalls Infizierten handelte. Ein Grund dafür sind die Emotionen, die eine solche Beschreibung gegenüber den Anhänger*innen dieser Positionen erzeugt. Dazu zählt zunächst ein als legitim verstandener Ärger, der dadurch ausgelöst wird, dass sich als unreif verstandene Menschen in destruktiver Weise in die wissenschaftlichen und politischen Diskurse einmischen würden. Nicht postmodernes und konstruktivistisches Denken werden dabei adressiert und kritisiert, sondern deren Anhänger*innen, die nicht nur selbst als unangenehme Störer*innen auftreten, sondern auch andere mit ihren Ideen infizieren könnten. Mit dieser Pathologisierung treten dann die Angst vor Ansteckung und der Abscheu vor allen Infizierten hinzu. Unter allen Umständen ist eine Ausbreitung zu vermeiden und, auch mittels der Isolation der Infizierten, vehement zu bekämpfen. Damit steigt auch die Aggressivität gegenüber postmodernen und konstruktivistischen Denker*innen, da diese nun zur Gefahr für die eigene und die gesellschaftliche Gesundheit stilisiert werden. Nachsicht oder ein Aussitzen, die im Bild einer entwicklungs-

30 Koschorke, Albrecht: »Die akademische Linke hat sich selbst dekonstruiert. Es ist Zeit, die Begriffe neu zu justieren«, in: Neue Zürcher Zeitung 18.04.2018, online unter: www.nzz.ch/feuilleton/die-akademische-linke-hat-sich-selbst-dekonstruiert-es-ist-zeit-die-begriffe-neu-zu-justieren-ld.1376724?reduced=true

31 W. Seppmann: Verrat.

32 H. Pluckrose: Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt.

psychologischen Phase der Pubertät noch möglich sind, verbieten sich hier. Mit Blick auf das Problem des Erstarkens der neuen rechten Bewegung treten schließlich die Hilflosigkeit gegenüber einem abscheulichen und anwachsenden Übel sowie die Abscheu aufgrund einer unterstellten Mitschuld hinzu. Mittels des hier skizzierten Bildes wird somit eine etwaige Diskussion nicht nur schon vorab entschieden, sondern gänzlich verhindert, ja undenkbar, denn, wie schon erwähnt, mit einem Kranken diskutiert man nicht über seine Krankheit: man heilt sie.

## 2 Ein konstruktivistisches Bild vom Konstruktivismus

Um deutlich zu machen, wie problematisch dieses Bild ist, soll im Folgenden kurz auf die Wirkung von Sprache eingegangen werden. Als besonders geeignet erscheint dabei das Framing-Konzept von Elisabeth Wehling, die dieses explizit auch auf politische und journalistische Sprache angewendet hat. Mit Frames werden dabei gedankliche Deutungsrahmen bezeichnet, die durch Sprache im Gehirn aktiviert werden. »Sie sind es«, laut Wehling, »die Fakten erst eine Bedeutung verleihen, und zwar, indem sie Informationen im Verhältnis zu unseren körperlichen Erfahrungen und unserem abgespeicherten Wissen über die Welt einordnen. Dabei sind Frames immer selektiv. Sie heben bestimmte Fakten und Realitäten hervor und lassen andere unter den Tisch fallen. Frames bewerten und interpretieren also. Und sind sie erst einmal über Sprache – etwa jener in öffentlichen Debatten – in unseren Köpfen aktiviert, so leiten sie unser Denken und Handeln an, und zwar ohne dass wir es merkten«.[33] Indem also Begriffe aus einem bestimmten Zusammenhang benutzt werden, um etwas anderes zu beschreiben, werden auch die mit diesen zusammenhängenden Vorstellungen, Gedanken und vor allem Emotionen übertragen.[34] Als kulturell erlernte Bewertungsmuster, die notwendig

33 Wehling, Elisabeth: Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht, Köln: Herbert von Halem 2016, S. 17f.

34 Die emotionale Wirkung eines Textes geht dabei weit über das Framing im engen Sinne hinaus. Allgemein zum vielfältigen Einfluss schriftlicher Sprache auf Emotionen siehe daher Ortner, Heike: Text und Emotion. Theorie, Methode und Anwendungsbeispiele emotionslinguistischer Textanalyse, Tübingen: Narr 2014, S. 106 sowie Schwarz-Friesel, Monika: Sprache und Emotion, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Tübingen und Basel: Francke 2013, insbesondere Kapitel 5 und 6.

an allen Wahrnehmungs- und Denkprozessen beteiligt sind und die spürbare Motivation für bestimmte Handlungsoptionen liefern, sind diese dabei als der zentrale Mechanismus anzusehen, über den das Framing auf das Denken und Handeln einwirkt.[35]

Mit den in den Artikeln gezeichneten Bildern werden nun nicht nur bestimmte Vorstellungen und Assoziationen in den Köpfen der Lesenden festgesetzt, sondern vor allem auch ablehnende Emotionen erweckt. Es ist die sprachlich erzeugte Verknüpfung mit Angst, Abscheu und einem Gefühl der Hilflosigkeit, die die Postmoderne und den Konstruktivismus schließlich als nicht aushaltbar im Sinne Rolf Arnolds erscheinen lassen.[36] Um dem hier skizzierten Bild von Postmoderne und Konstruktivismus zu begegnen, reicht es daher nicht aus, wie üblich eine Ent-täuschung herbeizuführen, die die gegen das vermeintliche Chaos gewendeten Ordnungsvorstellungen und Gewissheiten als lediglich lieb gewonnene Illusionen entlarvt.[37] Ebenso wenig zielführend wäre allein der Nachweis, dass sich der Großteil der (populärwissenschaftlichen) Kritik an einer bestenfalls oberflächlichen Betrachtung

---

35 Zur Rolle von Emotionen siehe überblickshaft Ernst, Sebastian: »Kulturwissenschaftliches Forschen als anlasslose Selbsttherapie«, in: Jelena Tomović/Sascha Nicke (Hg.): Un-Eindeutige Geschichte(n)?! Theorien und Methoden in den Kultur-/Geschichtswissenschaften, Berlin: trafo 2020, S. 219-239. Vgl. ebenso Damasio, Antonio R.: Der Spinoza Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen, 8. Auflage, Berlin: List 2014, S. 68f; von Scheve, Christian: Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung, Frankfurt a.M.: Campus 2009, S. 105f und 112f; Engelen, Eva-Maria et al.: »Emotions as Bio-cultural Processes: Disciplinary Debates and an Interdisciplinary Outlook«, in: Hans J. Markowitsch/Birgitt Röttgern-Rössler (Hg.): Emotions as Bio-cultural Processes, New York: Springer 2009, S. 23-54, hier S. 30ff: Meier-Seethaler, Carola: Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft, München: C.H.Beck 1997, S. 293-298; Stalfort, Jutta: Die Erfindung der Gefühle. Eine Studie über den historischen Wandel menschlicher Emotionalität (1750–1850), Bielefeld: transcript 2013, S. 43ff, sowie Hülshoff, Thomas: Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe, 2. Auflage, München et al.: Reinhardt 2001, S. 14 und Huber, Matthias: »Emotionale Markierungen. Zum grundlegenden Verständnis von Emotionen für bildungswissenschaftliche Überlegungen«, in: Matthias Huber/Sabine Krause (Hg.): Bildung und Emotion, Wiesbaden: Springer 2018, S. 91-110, hier S. 93f.

36 Vgl. Arnold, Rolf: Ach, die Fakten! Wider den Aufstand des schwachen Denkens, Heidelberg: Carl Auer 2018, S. 17.

37 Vgl. Groß, Richard: »Ordnung, Chaos und gesellschaftliche Wirklichkeit«, in: Miriam Armin/Elisabeth Niekrenz/Friedrich Weißbach (Hg.): Chaos. Zur Konstitution, Subversion und Transformation von Ordnung, Berlin: BWV 2018, S. 75-96, hier S. 88 und 91.

vor allem bestimmter Ausprägungen abarbeitet, die vereinfacht und verallgemeinert werden, zumal diese Richtigstellungen Gefahr laufen, durch die Benutzung des negativen Framings dieses trotz Widerlegung zu verstärken.[38]

Es muss zunächst ein anderes Framing her,das genug (emotionale) Offenheit erzeugt, einen Austausch überhaupt zuzulassen. Damit verschwinden jedoch noch nicht die grundsätzlichen Bedürfnisse nach Orientierung und Sicherheit, aus denen sich das negative Bild speist. Um diesen gerecht zu werden, erscheint es in einem weiteren Schritt nötig, der De-Konstruktion von Postmoderne und Konstruktivismus Möglichkeiten aber auch konkrete Beispiele der Konstruktion zur Seite zu stellen. Dabei geht es zum einen darum, Wege aufzuzeigen, wie mittels konstruktivistischen und postmodernen Denkens aktuelle Probleme, wie etwa der Umgang mit rechten Ideologien und deren Anhänger*innen, angegangen werden könnten. Die bisherigen Handlungsmuster mit ihrem Verweis auf Fake-News oder eine universelle Wahrheit der Menschenrechte scheinen nämlich, zumindest auf den ersten Blick, nicht mit diesem vereinbar. Ohne tatsächliche alternative Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen, durchzuspielen, zu reflektieren und in ihren Folgen zu bewältigen, lässt sich somit das lebensweltliche Handeln nicht nachhaltig verändern. Zum anderen muss gezeigt werden, wie auch eine durch den Konstruktivismus entzauberte Wissenschaft und deren Wissenschaftler*innen Vertrauen erzeugen und einen gesellschaftlichen Wissenskanon schaffen können. Es gilt also, einen Weg zu finden, der weder zurück in die Magie der eindeutigen Wahrheiten führt noch dem Erstarken von Verschwörungstheorien machtlos gegenübersteht.

Beide Pfade sollen im Folgenden kurz skizziert werden. Dabei werde ich mich auf verschiedene konstruktivistische Konzepte und Autor*innen beziehen, die sich in meinen Augen gegenseitig ergänzen.

---

38 Dies wurde immer wieder herausgestellt, scheinbar ohne jemals von den Gegner*innern postmodernen und konstruktivistischen Denkens wahrgenommen zu werden. Vgl. beispielhaft Sasse, Sylvia/Zanetti, Sandro: #Postmoderne als Pappkamerad, in: Geschichte der Gegenwart vom 11.06.2017, online unter: https://geschichtedergegenwart.ch/postmoderne-als-pappkamerad/, sowie Sarasin, Philipp: #Fakten. Was wir in der Postmoderne über sie wissen können, in: Geschichte der Gegenwart vom 09.10.2016, online unter: https://geschichtedergegenwart.ch/fakten-was-wir-in-der-postmoderne-ueber-sie-wissen-koennen/

## 3 Postmoderne und Konstruktivismus als Ausdruck von Neugier, Kreativität und Verantwortung

»Ich möchte Sie nun bitten, mir in ein Land zu folgen, in dem es nicht verboten ist, sondern in dem man ermutigt wird, über sich selbst zu sprechen (was könnte man auch sonst tun?).«
*(Heinz von Foerster)*

### 3.1 Kindliche Neugier

Als Kinder treten wir einer Welt gegenüber, die bereits durch andere, vor allem durch die Erwachsenen, gedeutet und mit Kategorien sowie Verhaltensregeln ausgestattet ist. Diese gilt zu entdecken, zu verstehen und handelnd zu bewältigen. Manchmal, um das Titellied der Sesamstraße zu zitieren, muss man dabei fragen, um sie zu verstehen. In der kindlichen Neugier ist das vermeintlich Selbstverständliche eben noch nicht selbst-verständlich, sondern etwas, über das sich gewundert werden kann, das eine Geschichte hat und einer Erklärung und Begründung bedarf. Anstatt uns mit einem für das Kind autoritären wie unbefriedigenden »weil es eben so ist« zufriedenzugeben, können wir nun jene kindliche Neugier zum Anlass nehmen, auch in uns selbst das Staunen und Wundern über das Alltägliche wiederzuerwecken, ihm auf den Grund zu gehen, es also zu de-konstruieren, um es sich erneut zu erschließen. Was dabei entsteht, sind dann nicht nur gewusste, sondern auch bewusste Selbstverständlichkeiten. Erst durch diesen Akt der Autonomie gegenüber dem Zwang des vermeintlich Gegebenen erhalten wir die Möglichkeit der gezielten Umgestaltung. Der Konstruktivismus, so Heinz von Foerster, lädt uns also dazu ein, so zu denken und dann auch so zu handeln, dass eine Welt, wie wir sie uns vorstellen, existieren könnte.[39] Das bedeutet, wir haben die Möglichkeit, verkrustete Ideen und Kategorien aufzubrechen und Neues zu denken. Beispiele dafür sind der Aufbruch starrer Geschlechterkategorien und -rollen hin zu mehr Vielfalt und die gesellschaftliche Akzeptanz von

---

39 Vgl. Bröcker, Monika/von Foerster, Heinz: Teil der Welt. Fraktale einer Ethik – oder: Heinz von Foersters Tanz mit der Welt, 4. Auflage, Heidelberg: Carl Auer 2019, S. 31.

Homosexualität als Teil von Normalität statt als Krankheit. Erst ein Verständnis solcher Kategorien und Vorstellungen als gesellschaftliche Konstrukte und deren Dekonstruktion ermöglichen solche Umgestaltungen.

## 3.2 Demütige Wissenschaft

Ähnliches gilt für die Wissenschaft. Auch deren traditionelle Gewissheiten und Selbstverständlichkeiten lassen sich, die nötige Neugier vorausgesetzt, bewusst de-konstruieren und so als abhängig von Perspektive und Zeitgeist verstehen lernen. Damit geht allerdings die Kränkung des immer noch verbreiteten Wahrheitsanspruchs von Wissenschaft bzw. vieler Wissenschaftler*innen einher. Um diese besser bewältigbar zu machen, erscheint es durchaus sinnvoll, auch hier negative Bilder in der Begründung und Erläuterung dieser Position zu vermeiden oder gleich durch positivere zu ersetzen. So ist das durch von Glasersfeld genutzte Beispiel des Blinden, der sich im Wald sicher zu bewegen lernt und so eine Wirklichkeit schafft, ohne dabei je die Realität des Waldes erkennen zu können, zwar sinnvoll, um die Begrenztheit und Beobachterabhängigkeit allen Wissens zu verdeutlichen. Erträglicher scheint jedoch das Bild von der Unschärfe unserer Blicke zu sein, wie es Kersten Reich benutzt. Die grundsätzliche Kränkung aber bleibt auch hier bestehen. Wie wir uns auch anstrengen, wirklich deutlich werden wir nicht sehen können. Allerdings sind wir aber auch nicht allein im dunklen Wald, sondern stehen im Austausch mit anderen. Wir können und müssen unsere Erfahrungen also durch die anderer erweitern. Zwar lässt sich auch die Unschärfe nicht durch eine Vielzahl an Blicken überwinden. Zumindest aber bleiben wir in diesem Bild nicht gefangen in uns selbst. Jetzt stellt sich allerdings die Frage, wie sich Wissenschaft mit einem solch getrübten Blick betreiben lässt und wie sich auf dieser Basis Wissenschaftlichkeit noch herstellen lässt. Meine Antwort darauf möchte ich kurz am Beispiel der Geschichtswissenschaft skizzieren.[40]

Auch Historiker*innen sind keine Entdecker*innen einer Realität, die in diesem Fall vergangen ist, sondern aktive Konstrukteur*innen einer sinnvoll erscheinenden Geschichte.[41] Historische Quellen, so Ralf Pröve, spru-

---

40 Für eine ausführlichere Skizze siehe Pröve, Ralf: »Geschichtskunde versus Geschichtswissenschaft, Vielfalt statt Einfalt. Ein Appell für sozialkonstruktivistisches Forschen und selbstreflektiertes Lehren«, in: ZFG 68.5 (2020), S. 393-416.

41 Siehe dazu auch Fried, Johannes: »Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte«, in: Historische Zeitschrift 263.2 (1996), S. 291-316, hier S. 293f. Die historischen Akteur*innen fallen dabei den eigenen Zuschreibungen zum Opfer. Vgl. Reich,

deln eben nicht aus sich selbst heraus. Es sind die Historiker*innen, die diese erst gezielt zum Sprudeln bringen müssen.[42] Was dabei zutage tritt, ist zudem ohnehin nicht die Vergangenheit selbst, sondern eine Vielzahl medial vermittelter Beobachtungen der historischen Beobachter*innen, die notwendig in ihrer Gegenwart und individuellen Perspektive verhaftet sind. Das aber gilt ebenso für die Historiker*innen. Auch bei diesen handelt es sich um Beobachter*innen, deren Beobachtungen, in diesem Fall die Betrachtung und Interpretation der Quellen, zwangsweise von ihrer Sozialisation, biografischen Prägung, von den jeweils wirksam werdenden Wahrnehmungsfiltern, Deutungsmustern, Wissensbeständen, Vorurteilen, Begriffen, Kategorien und Emotionen abhängig sind.[43]

Eine solche Sichtweise macht nun zunächst einmal eine erweiterte (wissenschaftliche) (Selbst-)Reflexion nötig. Die gängigen Formen der Quellenkri-

---

Kersten: Die Ordnung der Blicke. Perspektiven eines interaktionistischen Konstruktivismus, 2 Bände, Neuwied et al.: Luchterhand 1998, Band 2, S. 29.

42 Vgl. Pröve, Ralf: Wer und was lässt hier sprudeln? Bemerkungen zur Quelle, online unter: http://ralf-proeve.de/quellendefinition/

43 Vgl. auch van Norden, Jörg: Was machst du für Geschichten? Didaktik eines narrativen Konstruktivismus, Freiburg: Centaurus 2011, S. 56f. Zur biografischen Brechung von sozialisationsbedingten Wissensbeständen siehe Schütz, Alfed/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz: UVK 2003, S. 163-166. Zur Fantasie siehe White, Hayden: »Der historische Text als literarisches Kunstwerk«, in Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart: Reclam 1994, S. 123-157, hier S. 124 und 128–130 sowie J. Fried: Wissenschaft und Phantasie, S. 306. Ciompi betont allgemein die Wichtigkeit der Berücksichtigung von der persönlichen »Horizontbeschränkungen«. Vgl. Ciompi, Luc: Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik, 2., durchgesehene Auflage, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999, S. 37. Allgemeiner zu konstruktivistischen Grundannahmen in Bezug auf Wahrnehmung und Wissen siehe ebd., S. 19-44; von Foerster, Heinz: »Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen?«, in: Heinz Gumin/Heinrich Meier (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus, 7. Auflage, München: Piper 2003, S. 41-88, von Glasersfeld, Ernst: »Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität«, in: Gumin/Meier, Einführung in den Konstruktivismus (2003), S. 9-39; Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J.: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens, 7. Auflage, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2018; Simon, Fritz B.: Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus, 8. Auflage, Heidelberg: Carl Auer 2017, insbesondere S. 35-55, sowie die interaktionistische Version in Reich, Kersten: Die Ordnung der Blicke. Perspektiven eines interaktionistischen Konstruktivismus, 2 Bände, Neuwied et al.: Luchterhand 1998.

tik, die Offenlegung der eigenen Methoden und die logische Argumentation allein reichen nun nicht mehr aus, um Wissenschaftlichkeit herzustellen, da diese die erzählende Person weitestgehend ausblenden. Es wird über diese hinaus nötig, sich selbst beim Denken zusehen zu lernen und die eigenen Konstruktionsbedingungen, also Zwänge, Werte, Motive, Vor-Urteile, Emotionen sowie Denk- und Wahrnehmungsmuster als zentrale Entstehungsbedingungen zu betrachten, einzubeziehen und eben auch offenzulegen.[44] Auf diese Weise wird es den forschenden Akteur*innen nun möglich, bewusst, kreativ und konstruktiv nicht nur allgemein mit der Konstruiertheit wissenschaftlicher Erzählungen umzugehen, sondern auch mit den eigenen Einflussbedingungen, also den eigenen Unschärfen des Blickes sowie mit verschiedenen Blickwinkeln zu spielen.

Ein methodisch sauberes Arbeiten, die Formulierung schlüssiger und triftiger Argumente und eine Anschlussfähigkeit an bisherige Forschungen und Erkenntnisse bleiben dabei natürlich weiterhin wichtig. Dies dient jedoch dazu, Willkür und Beliebigkeit einzudämmen. Ziel der eigenen historiografischen Erzählung ist damit nicht mehr, eine objektive historische Wirklichkeit abzubilden, sondern viable, also mögliche, brauchbare, (methodisch) nachvollziehbare und konsistente Erklärungen für die historischen Phänomene und die Beschreibungen der Erfahrungen der historischen Akteur*innen in den Quellen herzustellen.[45] Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass sowohl die historischen Phänomene als auch die historischen Beschreibungen durch die Historiker*innen und deren Wahrnehmung erst als solche hervorgebracht werden. Auch eine solche viable Erklärung bleibt somit vorläufig und abhängig.[46] Damit wird eine Vielfalt in methodischer wie inhaltlicher Hinsicht nicht

---

44 Im Grunde geht es also darum, die bisherigen Methoden und eigenen Erkenntnisse in einen konstruktivistischen Rahmen einzubetten. Vgl. dazu auch das Interview mit Siegfried Schmidt, in: Pörksen, Bernhard: Die Gewissheit der Ungewissheit. Gespräche zum Konstruktivismus, 4. Auflage, Heidelberg: Carl Auer 2019, S. 166-188, insbesondere S. 184. Arnold spricht hier von einer metafaktischen Reflexion. Vgl. R. Arnold: Ach, die Fakten, S. 9.

45 Zum Konzept der Viabilität siehe ausführlich Burckhart, Holger/Reich, Kersten: Begründung von Moral. Diskursethik versus Konstruktivismus. Eine Streitschrift, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 94-97.

46 Im Sinne Reichs kann es also keinen höchsten Beobachter geben, sondern allenfalls einen letzten in dem Sinne, dass dieser nur die gerade aktuellste wissenschaftliche Deutung wiedergibt. Vgl. Reich: Ordnung, Band 2, S. 154.

nur aufgewertet, sondern auch nötig. Sie ist ausdrücklich zu begrüßen und wertzuschätzen.

## 3.3 Verantwortlicher Pragmatismus

Konstruktivistisches Denken und postmoderne Vielfalt müssen also weder zu Beliebigkeit noch zu Willkür führen, sondern stellen zunächst einmal der Konstruktion auch die Dekonstruktion zur Seite. Auf diese Weise entsteht eine bewusste und nicht nur bewusste stabile Ordnung, ohne diese jedoch absolut zu setzen. Auf dieser Basis lässt sich dann auch Problemen wie dem stärker sichtbar werdenden Rechtsextremismus begegnen. Grundlage dessen ist die Entwicklung einer moralischen Grundhaltung, die hier ebenfalls kurz skizziert werden soll.

Menschen sind soziale Wesen. Für unser Überleben und unser Wohlbefinden sind wir auf den Austausch mit anderen angewiesen. Zugleich werden wir in eine Welt hineingeboren, die immer schon weitestgehend ausgedeutet ist und deren Wirklichkeit wir re-konstruieren, um als Mitglieder dieser Gesellschaft anerkannt zu werden.[47] Jeder Mensch konstruiert sich somit zwar seine Wirklichkeit selbst aber nicht losgelöst von der Welt, in die er hineingeboren wird und immer im Austausch mit anderen. Folglich schweben auch moralische Normen nicht in der Luft, sondern stehen in Verbindung mit den jeweils bestehenden und anerkannten Vorstellungen und Werten, die bestimmten kulturellen Entwicklungen und gelebten gesellschaftlichen Einigungen folgen. Unsere sozialen Interaktionen und die gemeinsamen Aushandlungsprozesse setzen unseren Konstruktionen dabei aber nicht nur gewisse Grenzen, sondern ermöglichen es uns auch, im Austausch neue Wege denkbar zu machen. Die Re-Konstruktion jener Werte und Vorstellungen kann also durch De- und Neu-Konstruktionen ergänzt werden. Konstruktivismus und Postmoderne machen sowohl die Möglichkeit als auch deren Begrenzungen bewusst. Das bedeutet, dass auch moralische Normen nur noch als prima facie gültig anzusehen sind, da auch diese nicht unabhängig von den jeweiligen Wirklichkeitskonstruktionen existieren. Diese Vorläufigkeit bedeutet aber auch hier keinesfalls Beliebigkeit, sondern erzeugt eine Begründungsnotwendigkeit moralischer Normen. Die Begründungen sind hierbei immer von uns als Menschen, dem gemeinsamen Austausch und unserer

47 Vgl. H. Burckhart/K. Reich: Begründung der Moral, S. 92f.

jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklung abhängig. An die Stelle von Wahrheit tritt somit auch hier die Viabilität als leitendes Konzept und zwar in einer durch die jeweilige Verständigungsgemeinschaft eingeschränkten Form. Nur was überhaupt vorstellbar ist, im engeren wie im moralischen Sinne, kann viabel werden. Eine moralische Ordnung muss also zwangsweise dem aktuellen gemeinsamen Zusammenleben dienlich sein. Das macht es nötig, bisher viable Wirklichkeiten zu berücksichtigen und an diese anzuschließen, ohne sie als absolut zu setzen.

Damit dieser Prozess gelingen kann, ist eine funktionale Gemeinschaft nötig. Diese liegt dabei auch im Interesse jedes Einzelnen. So dient der Austausch mit anderen der Verbesserung der eigenen Konstruktionen.[48] Damit dies funktioniert, ist es allerdings nötig, dass eine Vielfalt an Wirklichkeiten erlaubt und möglich ist, denn andernfalls hätten wir unseren eigenen Konstruktionen gar nichts hinzufügen.[49] Nur wenn es viele verschiedene Perspektiven gibt, die sich zudem voneinander unterscheiden, lassen sich im Austausch die blinden Flecken jedes einzelnen Blickes ausloten.[50] Heinz von Foerster formuliert diesbezüglich für sich selbst den Grundsatz, stets so zu handeln, dass die Anzahl an Möglichkeiten wächst.[51] Diese Vielfalt wird dabei nicht verabsolutiert, sondern findet ihre Begrenzung im Bestreben, sich die Welt zu vereinheitlichen und zu vereindeutigen. Eine ethische Grundhaltung, die konstruktivistische Annahmen ernst nimmt, muss also Vielfalt wertschätzen und den Austausch fördern. Dies schließt trotzdem nicht aus, Formen zu verwerfen, die der Vielfalt, dem Austausch, der Gemeinschaft oder einzelnen Individuen schaden oder aber sich als nicht viabel erweisen.

Zu einer viablen Wirklichkeit gehört zudem ein gewisses Maß an Wohlbefinden, das als die Möglichkeit, Bedürfnisse zu befriedigen, Interessen zu verwirklichen und Fähigkeiten auszuleben verstanden werden kann.[52] Dies erscheint nötig, da ansonsten die Entwicklung von Vielfalt und ein beständiger Austausch stark behindert werden könnten. Die Bedürfnisse und Interessen werden nun, anders als bei utilitaristischen Überlegungen, nicht einfach

48 In dieser Angewiesenheit auf den Anderen, um die Viabilität der eigenen Wirklichkeitskonstruktion zu erhöhen, sieht Glasersfeld die eigentliche Begründung für eine Ethik. Vgl. E. Glasersfeld: Radikaler Konstruktivismus, S. 209.

49 Ebd., S. 209.

50 Vgl. dazu auch K. Reich: Ordnung, Band 1, S. 496.

51 B. Pörksen: Die Gewissheit der Ungewissheit, S. 36.

52 Hier wird der Konstruktivismus an andere moralethische Überlegungen anschlussfähig.

hingenommen, sondern können einer Reflexion unterzogen werden, die deren Dekonstruktion und Transformation bedeuten kann. Gleiches gilt für die Einschätzung von deren Frustration, sofern es sich dabei nicht um grundlegende Bedürfnisse handelt, die für die Existenz des Individuums und seine Fähigkeit, Erfahrungen zu machen, notwendig sind. Indem wir bestimmten Erfahrungen andere Bedeutungen zumessen, können wir Leid bei uns selbst oder auch bei anderen minimieren. Anstatt sich also an eine vermeintliche Wirklichkeit anpassen zu müssen, macht der Konstruktivismus es möglich, die eigene Wirklichkeit anzupassen. Dies stellt die Grundlage der konstruktivistischen Psychotherapie dar, für die Watzlawick eintritt.[53] Zwar fokussiert diese vornehmlich auf den einzelnen Leidenden, aber auch dessen Wirklichkeitsanpassung findet im Rahmen einer Verständigungsgemeinschaft statt, die nicht nur Anteil an seinem Leiden haben und nehmen kann, sondern auch dessen Bewältigung anerkennen muss, damit diese dauerhaft gelingen kann.

Wenn nun wir selbst es sind, die, zumindest in einem gewissen Rahmen, unsere Wirklichkeit als Basis unseres Handelns konstruieren und jene Konstruktionen zugleich kritisch betrachten und anpassen können, bedeutet das, dass auch wir selbst es sind, die die Verantwortung zu übernehmen haben, anstatt sie an scheinbar objektive Wahrheiten, Entitäten, Logiken oder übergeordnete Autoritäten zu delegieren. Als Teil der Welt sind wir immer auch Teil der Umwelt anderer, so dass unsere Handlungen Folgen für diese haben. Welche das sind, können wir vorab nie mit Sicherheit wissen, aber auch dazu entstehen im Laufe der Zeit Erfahrungen, die in viables Wissen überführt werden können. Dies gilt insbesondere für den Umgang mit anderen Menschen, bei dem wir auf eine ganze Reihe kultureller Muster zurückgreifen können, die zwar dekonstruiert, aber nicht einfach ignoriert werden können. Diese geben beispielsweise an, dass bestimmte Lautäußerungen für gewöhnlich als beleidigend und damit als dem Wohlergehen abträglich wahrgenommen werden.[54] Obwohl es sich also bei Menschen grundsätzlich um Wesen

---

53 Siehe dazu Watzlawick, Paul: »Wirklichkeitsanpassung oder angepaßte ›Wirklichkeit‹? Konstruktivismus und Psychotherapie«, in: Heinz Gumin/Heinrich Meier (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus, 7. Auflage, München: Piper 2003, 89–107.

54 Menschen sind zwar nicht-triviale Maschinen, also Wesen, deren Reaktion auf einen bestimmten Input niemals mit Sicherheit vorhergesagt werden kann, die Sozialisation in einer Gesellschaft sorgt aber dafür, dass die Wahrscheinlichkeit für eine als adäquat angesehene Antwort erhöht wird. Es bilden sich Regeln und Normen von Interaktionen heraus, die durch die einzelnen Individuen angeeignet werden und situativ auch Anwendung erfahren.

handelt, deren individuelle Reaktionen auf einen bestimmten Input niemals mit Sicherheit vorhergesagt werden können, führen die Eingebundenheit in eine Gemeinschaft und die daran gekoppelte Sozialisation und Interaktion (insbesondere mittels der Sprache) dazu, dass die Wahrscheinlichkeit für eine als adäquat angesehene Antwort erhöht wird, indem diese sich als Teil des Habitus sowie in Form von gesellschaftlichen Regeln, Normen und Werten ausbildet.[55]

Wo dies nicht ausreichend der Fall ist, führt die grundsätzliche Ungewissheit über die Konsequenzen dazu, jene Annahmen zu bevorzugen, deren nachträgliche Widerlegung die geringsten negativen Folgen für jene Vielfalt erfahrender Wesen zeitigen würde. Das gilt dabei besonders auch für den Umgang mit nicht-menschlichen Wesen, insofern unsere Handlungen für diese als Perturbationen bzw. Irritationen erscheinen.[56] Die Annahme, andere erfahrende Wesen, beispielsweise Tiere, würden grundsätzlich keine leidvollen Erfahrungen machen, stellt somit eine schlechte Basis für unser Handeln dar, da die negativen moralischen Folgen wahrscheinlicher Widerlegungen aufgrund der momentan viablen Erkenntnisse enorm wären. Diese Gedanken führen schließlich zu der Entscheidung, die auch Heinz von Foerster für sich getroffen hat, nämlich, sich als Teil der Welt zu begreifen und nicht dieser gegenüberzustehen. In dieser fundamentalen Einsicht steckt der Wille zu einer grundsätzlichen Rücksichtnahme auf andere.

Was heißt das nun in Bezug auf das vielbemühte Problem der vermeintlichen Wehrlosigkeit gegenüber rechtsextremen Denkrichtungen? Bereits diese kurze Skizze der ethischen Implikation konstruktivistischer Grundannahmen sollte deutlich gemacht haben, dass sich rechte Ideologien nicht mit konstruktivistischen Annahmen vereinbaren lassen. Entsprechend ist das Verhältnis der Neuen Rechten zu Konstruktivismus und Postmoderne lediglich instrumentell. Sie missbrauchen vor allem eine halbherzige Dekonstruktion (im Sinne dessen, dass die Konstruiertheit und damit Nicht-Zwangsläufigkeit sowie die kulturelle Bedingtheit anderer aber eben auch nur anderer Positionen herausgestellt wird) für ihre Zwecke und verwerfen diese sofort wieder, sobald es darum geht, ihre eigenen Wahrheiten zu etablieren.

---

55 Diesen Punkt hat Kersten Reich deutlich beispielsweise in Auseinandersetzung mit Maturana herausgearbeitet, indem er den Konstruktivismus sozusagen praxeologisch wendet. Vgl. K. Reich: Ordnung, Band 1, S. 160-174.

56 Zum Konzept der Perturbationen siehe F. Simon: Einführung in die Systemtheorie, S. 51-55.

Indem sich deren Gegner nun gegen die Postmoderne wenden, tappen sie letztlich in die Falle der Neuen Rechten, insofern ja auch diese nach der Infragestellung eindeutige Wahrheiten zu verbreiten suchen. Wie sehr Kritiker*innen postmodernen und konstruktivistischen Denkens auf den Leim gehen, wird in einem Zitat aus einem Artikel der rechten Zeitschrift »Sezession« deutlich. Dort schreibt die Autorin folgende Zeilen: »Sind wir Rechten die schärfsten Kritiker der Postmoderne oder ihre rechtmäßigen Erben? Für die erste These spricht, daß der Relativismus der Werte, der realitätsvernichtende (De)Konstruktivismus und das ausgerufene Ende der »großen Erzählungen« (Jean-François Lyotard) der abendländischen Metaphysik das glatte Gegenteil eines rechten Weltverständnisses sind. Doch just diejenigen, die die postmoderne Wahrheitsvernichtung am meisten kritisieren, nämlich wir Rechten, profitieren am meisten von ihr.« Dabei wird an anderer Stelle betont, dass man sich jene vermeintlich »gewissen Grundfesten der Wirklichkeit (Rasse, Volk, Geschichte usw.) nicht ausreden« lasse.[57] Es wäre also sinnvoller, diese Strategie von vornherein dadurch zu blockieren, das postmoderne Denken fortzuführen. Anstatt sich daher gegen die Postmoderne als Pappkamerad zu wenden und damit die zweite Phase der rechten Strategie auch noch zu stützen, sollte diese offengelegt und in ihrer Absurdität aufgezeigt werden. Das geeignete Mittel besteht also in einem Mehr an postmodernem und konstruktivistischem Denken, das konsequent die Konstruiertheit rechter Kategorien und Begriffe nicht nur betont, sondern auch gezielt nachverfolgt und offenlegt

Dabei wirkt die konstruktivistische Selbstreflexion präventiv. Durch die Dekonstruktion der eigenen Gewissheiten und die Offenlegung der eigenen Bedürfnisse wird die Autonomie und Freiheit des Individuums gestärkt und die Resilienz gegen vereinfachende oder die eigenen Bedürfnisse instrumentalisierende Ideologien gesteigert.

Um rechten Ideologien zu begegnen ist es zudem wichtig, die Funktion von Wirklichkeitskonstruktionen zu beachten. Diese besteht darin, Erfahrungen zu ordnen, zu deuten und dadurch bewältigbar zu machen. Es reicht daher auch hier nicht aus, rechte Wirklichkeitsauffassungen zu dekonstruieren und gegen diese zu argumentieren. Es müssen darüber hinaus Alternativen präsentiert werden, in die jene Erfahrungen integriert werden kön-

57 Sommerfeld, Caroline: »Debord, Derrida und die rechte Postmoderne«, in: Sezession vom 01.12.2017, online unter: https://sezession.de/59669/debord-derrida-und-die-rechte-postmoderne

nen und die die darin enthaltenen Bedürfnisse, Interessen und Emotionen berücksichtigen. Es sind diese, die die jeweilige Wirklichkeitsauffassungen für die entsprechenden Akteur*innen passend bzw. sinnvoll erscheinen lassen und emotional auf diese hinwirken. Nur so lässt sich eine Abkehr von rechten Ideologien nachhaltig sicherstellen.[58]

Das schließt ausdrücklich nicht aus, rechtem Handeln auch anderweitig entschieden zu begegnen. Auch das ist auf Basis konstruktivistischer Annahmen ausdrücklich möglich und nötig. So gilt im Rahmen von Konstruktivismus und Postmoderne nicht nur, dass Objektivität – im Sinne einer unabhängigen Betrachtung dessen, was wirklich sei – eine Illusion ist, sondern auch, dass Neutralität ein moralisches Verbrechen sein kann, das der nötigen und wertzuschätzenden Vielfalt entgegensteht.

## 4 Fazit

Dem Konstruktivismus und der Postmoderne als seiner gesellschaftlichen Folgerung eilt ihr Ruf voraus. Um sich gegen die Konstruiertheiten der eigenen Wahrheiten zu wenden, greifen deren Gegner*innen dabei selbst tief in die Konstruktionstrickkiste und schaffen durch mehr oder weniger geschicktes aber deutlich aggressives Framing ein Bild, das Angst erzeugt und Abscheu weckt. Ob sich hier nur die eigene Angst vor Bedeutungsverlust oder die Abscheu vor Verantwortung zeigen, ist letztlich unerheblich. Wichtig ist, dass auf diese Weise eine ehrliche Beschäftigung mit Konstruktivismus und Postmoderne und eine offene Diskussion über diese kaum möglich sind. Es muss also vorab ein neues Bild erzeugt werden, das Offenheit zulässt. Eine Möglichkeit, wie dies aussehen kann, wollte ich hier in Grundzügen zur Diskussion stellen. Darin erscheinen Konstruktivismus und Postmoderne als Ausdruck von Neugier, Kreativität und Verantwortung. Mittels dieser drei Grundsäulen lässt sich dann den emotionalen und praktischen Herausforderungen konstruktivistischen und postmodernen Denkens begegnen, die als Bedürfnisse in den polemischen Kritiken aufscheinen.

58 Auf die Bedeutung von Interessen, Bedürfnissen und Emotionen für die Konstruktion der eigenen Wirklichkeit verweist auch Reich. Vgl. K. Reich: Ordnung, Band 1, S. 185.

## Literatur

Arnold, Rolf: Ach, die Fakten! Wider den Aufstand des schwachen Denkens, Heidelberg: Carl Auer 2018.

Bär, Jochan A.: GfdS wählt »postfaktisch« zum Wort des Jahres 2016, online unter: https://gfds.de/wort-des-jahres-2016/#postfaktisch

Bröcker, Monika; von Foerster, Heinz: Teil der Welt. Fraktale einer Ethik – oder: Heinz von Foersters Tanz mit der Welt, 4. Aufl., Heidelberg: Carl Auer 2019.

Burckhart, Holger; Reich, Kersten: Begründung von Moral. Diskursethik versus Konstruktivismus. Eine Streitschrift, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000.

Cavallar, Georg: »Postmodernismus und rechte Strömungen: Am Ast sägen, auf dem man sitzt«, in: Der Standard vom 13.03.2019, online unter: https://www.derstandard.de/story/2000099478927/postmodernismus-am-ast-saegen-auf-dem-man-sitzt

Ciompi, Luc: Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik, 2. durchgesehene Aufl., Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999.

Damasio, Antonio R.: Der Spinoza Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen, 8. Auflage, Berlin: List 2014.

Drescher, Martina: »Sprache der Wissenschaft, Sprache der Vernunft? Zum affektleeren Stil in der Wissenschaft«, in: Habscheid, Stephan; Fix, Ulla (Hg.): Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit, Frankfurt a.M. et al.: Lang 2003, S. 53-79.

Engelen, Eva-Maria et al.: »Emotions as Bio-cultural Processes: Disciplinary Debates and an Interdisciplinary Outlook«, in: Hans J. Markowitsch/ Birgitt Röttgen-Rössler (Hg.): Emotions as Bio-cultural Processes, New York: Springer 2009, S. 23-54.

Ernst, Sebastian: »Kulturwissenschaftliches Forschen als anlasslose Selbsttherapie«, in: Tomović, Jelena; Nicke, Sascha (Hg.): Un-Eindeutige Geschichte(n)?! Theorien und Methoden in den Kultur-/ Geschichtswissenschaften, Berlin: trafo 2020, S. 219-239.

Fried, Johannes: »Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte«, in: Historische Zeitschrift 263.2 (1996), S. 291-316.

Gabriel, Markus: »Wider die postmoderne Flucht vor den Tatsachen«, in: Neue Zürcher Zeitung vom 19.06.2016, online unter: https://www.nzz.ch

/feuilleton/fuenf-jahre-neuer-realismus-wider-die-postmoderne-flucht-vor-den-tatsachen-ld.89931

Groß, Richard: »Ordnung, Chaos und gesellschaftliche Wirklichkeit«, in: Miriam Armin/Elisabeth Niekrenz/Friedrich Weißbach (Hg.): Chaos. Zur Konstitution, Subversion und Transformation von Ordnung, Berlin: BWV 2018, S. 75-96.

Hampe, Michael: »Katerstimmung bei den pubertären Theoretikern«, in: Zeit Online vom 15.12.2016, online unter: https://www.zeit.de/2016/52/kultur wissenschaft-theorie-die-linke-donald-trump-postfaktisch-rechtspopuli smus

Hauschild, Thomas: »Alte Fehler, neues Spiel«, in: Welt vom 17.11.2016, online unter: https://www.welt.de/print/die_welt/kultur/article159551061/Al te-Fehler-neues-Spiel.html

Huber, Matthias: »Emotionale Markierungen. Zum grundlegenden Verständnis von Emotionen für bildungswissenschaftliche Überlegungen«, in: Matthias Huber/Sabine Krause (Hg.): Bildung und Emotion, Wiesbaden: Springer 2018, S. 91-110.

Hülshoff, Thomas: Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe, 2. Auflage, München et al.: Reinhardt 2001.

Koschorke, Albrecht: »Die akademische Linke hat sich selbst dekonstruiert. Es ist Zeit, die Begriffe neu zu justieren«, in: Neue Zürcher Zeitung 18.04.2018, online unter: www.nzz.ch/feuilleton/die-akademische-linke-hat-sich-selbst-dekonstruiert-es-ist-zeit-die-begriffe-neu-zu-justieren-ld.1376724?reduced=true

Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J.: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens, 7. Auflage, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2018.

Meier-Seethaler, Carola: Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft, München: C.H.Beck 1997.

Ortner, Heike: Text und Emotion. Theorie, Methode und Anwendungsbeispiele emotionslinguistischer Textanalyse, Tübingen: Narr 2014.

Ott, Karl-Heinz: »Die schöne postmoderne Beliebigkeit hat den Härtetest nicht bestanden«, in: Neue Zürcher Zeitung vom 19.04.2017, online unter: https://www.nzz.ch/feuilleton/wahrheit-und-luege-die-schoene-pos tmoderne-beliebigkeit-hat-den-haertetest-nicht-bestanden-ld.1085978

Pluckrose, Helen: »Wie der Postmodernismus die Aufklärung abwickelt«, in: Novo vom 15.05.2017, online unter: https://https://https://https://https://

www.novo-argumente.com/artikel/wie_der_postmodernismus_die_aufklaerung_abwickelt

Pörksen, Bernhard: Die Gewissheit der Ungewissheit. Gespräche zum Konstruktivismus, 4. Auflage, Heidelberg: Carl Auer 2019.

Pröve, Ralf: »Geschichtskunde versus Geschichtswissenschaft, Vielfalt statt Einfalt. Ein Appell für sozialkonstruktivistisches Forschen und selbstreflektiertes Lehren«, in: ZFG 68.5 (2020), S. 393-416.

Pröve, Ralf: Wer und was lässt hier sprudeln? Bemerkungen zur Quelle, online unter: http://ralf-proeve.de/quellendefinition/

Reich, Kersten: Die Ordnung der Blicke. Perspektiven eines interaktionistischen Konstruktivismus, 2 Bände, Neuwied et al.: Luchterhand 1998.

Sarasin, Philipp: #Fakten. Was wir in der Postmoderne über sie wissen können, online unter: https://geschichtedergegenwart.ch/fakten-was-wir-in-der-postmoderne-ueber-sie-wissen-koennen/

Sasse, Sylvia/Zanetti, Sandro: #Postmoderne als Pappkamerad, online unter: https://geschichtedergegenwart.ch/postmoderne-als-pappkamerad/

Schütz, Alfed/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz: UVK 2003.

Schwarz-Friesel, Monika: Sprache und Emotion, 2. aktualisierte und erweiterte Auflage, Tübingen und Basel: Francke 2013.

Seppmann, Werner: »Der große Verrat«, in: junge Welt vom 06.01.2020, online unter: https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/369979.postmodernes-denken-und-faschismus-der-gro %C3 %9Fe-verrat.html

Seppmann, Werner: »Gefährliche Nähe«, in: junge Welt vom 04.01.2020, online unter: https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/369910.postmodernes-denken-und-faschismus-gef %C3 %A4hrliche-n %C3 %A4he.html

Simon, Fritz B.: Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus, 8. Auflage, Heidelberg: Carl Auer 2017.

Sommerfeld, Caroline: »Debord, Derrida und die rechte Postmoderne«, in: Sezession vom 01.12.2017, online unter: https://sezession.de/59669/debord-derrida-und-die-rechte-postmoderne

Stalfort, Jutta: Die Erfindung der Gefühle. Eine Studie über den historischen Wandel menschlicher Emotionalität (1750–1850), Bielefeld: transcript 2013.

Van Norden, Jörg: Was machst du für Geschichten? Didaktik eines narrativen Konstruktivismus, Freiburg: Centaurus 2011.

Von Foerster, Heinz: »Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen?«, in: Gumin, Heinz; Meier, Heinrich (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus, 7. Auflage, München: Piper 2003, S. 41-88.

Von Glasersfeld, Ernst: Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme, 9. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2018.

Von Glasersfeld, Ernst: »Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität«, in: Heinz Gumin/Heinrich Meier (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus, 7. Auflage, München: Piper 2003, S. 9-39.

Von Scheve, Christian: Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung, Frankfurt a.M.: Campus 2009.

Watzlawick, Paul: »Wirklichkeitsanpassung oder angepaßte ›Wirklichkeit‹? Konstruktivismus und Psychotherapie«, in: Gumin, Heinz; Meier, Heinrich (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus, 7. Auflage, München: Piper 2003, S. 89-107.

Wehling, Elisabeth: Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht, Köln: Herbert von Halem 2016.

Wenzel, Uwe Justus: »Die Postmoderne und die Populisten«, in: Neue Zürcher Zeitung vom 14.05.2014, online unter: https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/die-postmoderne-und-die-populisten-1.18301728?reduced=true

White, Hayden: »Der historische Text als literarisches Kunstwerk«, in: Christoph Conrad/Martina Kessel, Martina (Hg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart: Reclam 1994, S. 123-157.

# Postmoderne als Indikator der kulturellen Kluft zwischen USA und Mitteleuropa

*Lutz Hieber*

Der Begriff ›Postmoderne‹ kam in den 1960er Jahren aus den USA nach Europa. Da er auf seinem Weg über den Atlantik nicht die kulturellen Praktiken mitgebracht hatte, zu deren Bezeichnung er geprägt worden war, fiel er hierzulande nicht auf fruchtbaren Boden. Gleichwohl ging der Neologismus in den Wortschatz ein und entwickelte eine Eigendynamik, die allerdings mit seinem ursprünglichen Gehalt kaum noch zu tun hatte. Schließlich kam in den 1980er Jahren in den Literaturwissenschaften eine spezifisch mitteleuropäische Diskussion auf, in deren Verlauf das postmoderne Denken mit einer Programmatik von Ambivalenz und Mehrdeutigkeit in Verbindung gebracht und deshalb attackiert wurde. Bezüge zur Legitimation politischen Handelns schwangen zwar mit, aber die Hauptlinien der Auseinandersetzung lagen in der ästhetischen Theorie. Die Frage nach dem ästhetisch Belangvollen sowohl in Literatur als auch in Malerei, Musik und Architektur stand im Vordergrund. In der Literaturwissenschaft wurden diese Konflikte meist im Zusammenhang mit der Frage nach ›neuen Literaturtheorien‹ ausgetragen. Dieser Diskurs entwickelte sich bis in das zweite Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts weiter. Dessen Geschichte nachzugehen, kann die Wurzeln der Abwehr bestimmter als ›postmodern‹ verunglimpfter Theorien in spezifischen Disziplinen wie den Literaturwissenschaften beleuchten.

Da die Theorieentwicklung in den USA völlig anders verlaufen war, möchte ich bei meiner Charakterisierung der unterschiedlichen Tendenzen der Postmoderne-Diskurse dort beginnen, wo ihr Ursprung lag. Zunächst sollen einige Intellektuelle zu Wort kommen, die in den 1960er Jahren den Bruch mit der Epoche der ›Moderne‹ bemerkt hatten. Danach wird es in einem zweiten Schritt in den mitteleuropäischen Raum gehen, um einige Grundlinien dieses spezifischen Umgangs mit der Postmoderne-Idee zu rekapitulieren. Um dagegen wiederum die Tragweite dessen zu beleuchten, worin in den kul-

turellen Metropolen der USA der Anbruch eines neuen Zeitalters tatsächlich bestand, spreche ich drittens die Gegenkultur der Hippie-Bewegung an.

Kultur entfaltet sich nicht abgehoben von der Lebenspraxis, sondern in enger Wechselwirkung mit dieser. Max Weber hat gezeigt, dass die Entwicklung des Kapitalismus viel den puritanischen Strömungen des Protestantismus verdankt. Ähnlich verhält es sich auf einer neuen Ebene mit der US-Counterculture und dem gesellschaftlichen Wandel. Die Stoßrichtung der postmodernen Kultur, die ökonomische und politische Innovationen befeuert, skizziere ich in einem vierten Schritt zum einen am Silicon Valley und zum anderen an neuen Formen politischer Bewegungen.

## 1 Seismografen des Epochenbruchs in den Vereinigten Staaten

Für US-amerikanische Intellektuelle machten sich in den 1960er Jahren Anzeichen eines kulturellen Epochenbruchs bemerkbar. Da sich für das bisherige Zeitalter die Bezeichnung ›Moderne‹ eingebürgert hatte, bezeichneten sie die nun anbrechende Epoche als ›post-modernism‹.

Der Soziologe Charles Wright Mills stellte bereits in seinem 1959 publizierten Buch *The Sociological Imagination* fest, das Ende der Epoche, die als ›Moderne‹ bezeichnet wird, sei angebrochen. Wie die Antike durch das Mittelalter abgelöst wurde, und danach der Aufbruch der Renaissance kam, »folgt jetzt dem Zeitalter der Moderne eine postmoderne Epoche«[1]. Das nun angebrochene Zeitalter der »post-modern period« galt für Mills als »the Fourth Epoch«[2]. Er bemühte sich, die Konturen der neuen Epoche zu erfassen. Die Moderne habe Rationalität gefeiert und eine stürmische Entwicklung der Wissenschaften gebracht, um Mythen und Aberglauben zu beseitigen. Doch diese Leitideen hätten nun abgedankt. Denn in der Gegenwart setze sich die Einsicht durch, dass wenn wissenschaftlichen Methoden und Rationalität in einer Gesellschaft ein zentraler Platz eingeräumt werde, dies nicht bedeute, »dass die Menschen nun auch vernünftig und frei von Mythen, Betrug und Aberglauben leben«[3]. Da das Zentrum der Rationalität auf undurchschaubare Großorganisationen übergegangen sei, erscheine dem Einzelnen alles Geschehen in er-

1 Mills, Charles Wright: Soziologische Phantasie, Wiesbaden: Springer VS 2016, S. 284.

2 Mills, Charles Wright: The Sociological Imagination, New York/Hammondsworth/Victoria/Auckland: Penguin 1959, S. 184.

3 C. W. Mills: Soziologische Phantasie, S. 252.

heblichem Maße auf dem Wirken unbeeinflussbarer Kräfte zu beruhen. Dies fördere die Heraufkunft eines neuen Menschentyps, nämlich dem entfremdeten Menschen. Er passt seine Lebensplanung der Situation an, in der er sich befindet. »Jenen Teil seines Lebens, den ihm die Arbeit übriglässt, nutzt er für Spiele, Konsum, ›um Spaß zu haben‹. Aber diese Konsumsphäre wird ebenfalls rationalisiert«[4], und das wirkt sich auch auf das geistige Leben aus. Den Menschen, der sich in seiner Entfremdung eingerichtet hat, bezeichnet Mills als »the Cheerful Robot«[5], als fröhlichen Roboter.

Der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, der Professor an der Universität Hamburg gewesen war, hatte sich zur Emigration gezwungen gesehen, nachdem die von einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung gewählte nationalsozialistische Regierung im April 1933 das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« verabschiedet hatte, das der Entlassung ›nicht-arischer‹ und ›politisch unzuverlässiger‹ Staatsbediensteter diente. 1935 wurde er an die Princeton University berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1962 blieb. 1940 erhielt er die US-Staatsbürgerschaft. Auch Panofsky erkannte die Zeichen für die Zäsur. Die Themen seiner Forschung überspannten die Jahrhunderte von der Gotik bis zum Barock, aber er hatte sich auch der Ästhetik von Gebrauchsgegenständen und dem Film gewidmet[6]. In seiner Studie *Renaissance and Renaissances in Western Art*, die 1960 erschien, warf er im Zusammenhang der Diskussion des Renaissance-Begriffes einen Blick auf die Zäsur der Zeit, in der er lebte. Er schlug vor, den Begriff »modern« auf die Epoche zu begrenzen, »die um 1600 begann und gerade jetzt zu einem Abschluss zu gelangen scheint«; sein Periodisierungssystem legt »die erste große Trennungslinie in der Geschichte des westlichen Europa zwischen Antike und Mittelalter […], die zweite zwischen das Mittelalter und das, was Vasari und seine Zeitgenossen die ›Moderne‹ zu nennen vorschlugen«, worauf schließlich um 1960 eine weitere Zäsur folgt[7].

Im Jahre 1968, hatte Leslie Fiedler, Literaturwissenschaftler und Romanautor, im Theatersaal der Universität Freiburg i.Br. den Vortrag *The Case for*

---

4 Ebd., S. 254.

5 C. W. Mills: The Sociological Imagination, S. 189.

6 Vgl. Hieber, Lutz: »Erwin Panofsky (1892–1968)«, in: Alexander Geimer/Carsten Heinze/Rainer Winter (Hg.), Handbuch Filmsoziologie, Wiesbaden: Springer VS 2021.

7 Panofsky, Erwin: Die Renaissancen der europäischen Kunst, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, S. 48.

*Post-Modernism* gehalten. Das Wochenblatt *Christ und Welt* brachte ihn in deutscher Übersetzung. Fiedler sprach von »der Todesagonie der Moderne und den Geburtswehen einer« – wie damals die Übersetzung ins Deutsche formulierte – »nach-modernen Epoche«[8]. Seine Diagnose führte er im darauffolgenden Jahr in seinem epochalen Text *cross the border, close the gap* weiter aus. »Die Art Literatur, die sich die Bezeichnung als ›Moderne‹ angemaßt hat [...], und deren Triumph zwischen dem Ersten Weltkrieg und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg währte, ist tot, d.h. sie gehört zur Geschichte, nicht zur Gegenwart. Für das Gebiet des Romans heißt das, dass die Ära von Proust, Mann und Joyce vorbei ist, ebenso wie die der Poesie von T. S. Eliot und Paul Valéry«[9]. Den Keim für die neue Literatur sieht er bei Boris Vian, dessen Werk unmittelbar nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs entstand. Diesem Autor »gelang es«, wie Fiedler ausführt, »beide Seiten der Grenze zwischen *high culture* und *low*, zwischen Belletristik und Pop-Kultur zu bespielen, wenn nicht gar die Kluft zu schließen«[10]. Vian hatte in seinem ersten Roman *J'irai cracher sur vos tombes*[11] eine Sex-and-Crime-Geschichte geschrieben. Sein Buch wurde Anlass jahrelanger gerichtlicher Verfahren. Es kann als Torpedo postmoderner Literatur gelten, denn mit der Abkehr von den Konventionen der Moderne treten Themenbereiche in den Vordergrund, die bis dahin dem Comic und der Populärkultur vorbehalten waren. Entsprechend eröffnet »die Postmoderne die beglückende neue Möglichkeit, die Beurteilung als ›gut‹ oder ›schlecht‹ von der Unterscheidung von ›high‹ und ›low‹ zu trennen, und der diesen Kategorien immanenten Klassentendenzen«[12]. Es geht darum, die mit Positionen des bislang bestehenden literarischen Feldes[13] verbundenen Mechanismen der sozialen Distinktion zu überwinden[14].

8 Fiedler, Leslie A.: »Das Zeitalter der neuen Literatur«. Erster Teil in: *Christ und Welt* vom 13.09.1968. S. 9-10, zweiter Teil in: *Christ und Welt* vom 20.09.1968, S. 14-16, hier S. 9.

9 Fiedler, Leslie A.: »cross the border, close the gap«, in: Playboy vom December 1969, S. 151, 230 und 252–258, hier S. 151 (Übers. L.H.).

10 Ebd. S. 252 (Übers. L.H.).

11 Sullivan, Vernon: J'irai cracher sur vos tombes, traduit de l'Américain par Boris Vian, Paris: Les Éditions du Scorpion 1946. Für diesen Roman wählte Vian ein Pseudonym und bezeichnete sich selbst nur als Übersetzer.

12 L. A. Fiedler: »cross the border, close the gap«, S. 256 (Übers. L. H.).

13 Bourdieu, Pierre; Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 197-205.

14 Auf das Streben nach Egalität wird im Zusammenhang der Hippie-Bewegung zurückzukommen sein.

Das Werk Vians war ein ehrenwerter Versuch, der allerdings an der hegemonialen Kultur seines Heimatlandes Frankreich abprallte. Unter ganz anderen Bedingungen startete die Beat-Generation in San Francisco und New York. Allen Ginsberg, Jack Kerouac, Lenore Kandel und ihren Freunden gelang es tatsächlich, das Fundament einer Gegenkultur zu schaffen. Ginsbergs Gedichtband *Howl and other Poems*[15], der 1957 Gegenstand eines Gerichtsverfahrens geworden war, erreicht bis heute (2021) eine Bestseller-Auflage von 1.230.000 Exemplaren. Mit der Hippie-Bewegung, die Lebenspraxis und Denken der Beats weiterführte, reifte diese Saat in den *Sixties* zu einer breiten Bewegung.

## 2 Europäische Sichtweisen

In Deutschland gingen die Uhren anders. Unmittelbar nach der Publikation der Freiburg-Rede Fiedlers setzte in *Christ und Welt* eine lebhafte Auseinandersetzung mit den vorgetragenen Thesen ein, an der sich renommierte Autoren und Literaturwissenschaftler beteiligten. Einer davon war der Lyriker und Germanist Hans Egon Holthusen, der Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und von 1968 bis 1974 Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München war. Zwei Jahre zuvor hatte er in der Zeitschrift *Merkur* seinen freiwilligen Eintritt in die SS im Herbst 1933 als den ersten »Schritt auf einer Bahn, die zu einer entschiedenen Entpolitisierung seines Denkens führen sollte«, deklariert[16]. In seiner Replik auf Fiedler in *Christ und Welt* betonte Holthusen die überzeitliche Gültigkeit der europäischen Hochkultur, deren Wert er gegen »Comics«, die »langweiligste Ausgeburt der amerikanischen ›Massenkultur‹« stellt. Zwar bemerkt er, dass »die neuen amerikanischen Autoren […], die Fiedler uns empfiehlt, hierzulande fast alle unbekannt« sind, »sodass man ihre künstlerische Substanz nicht prüfen kann«; gleichwohl kommt er zum Fazit, »die Entstehung einer literarischen Pop-Kultur in Amerika […] sollte nicht zu einem epochemachenden Ereignis aufgeblasen werden«[17]. Die allgemeine Ablehnung der Ausführungen Fiedlers reichte

15 Ginsberg, Allen: Howl and Other Poems, Introduction by William Carlos Williams, San Francisco: City Lights Books 1956.

16 Holthusen, Hans Egon: »Freiwillig zur SS«, in: Merkur 223 (1966), S. 931-939, hier S. 938.

17 Holthusen, Hans Egon: »Anti-Helden gegen Troja: Leslie A. Fiedlers seltsame Katzensprünge«, in: Christ und Welt vom 25.10.1968, S. 15.

bis zu Peter O. Chotjewitz, einem Vertreter der jungen Rebellen. Chotjewitz meint, das Modewort Pop »stinkt und ist bürgerlich«, und er hält bei der Popülärliteratur die »immer stärker in den Vordergrund tretende Gefahr der Kommerzialisierung« für bedenklich; gegen Fiedler führt er ins Feld, der Autor müsse sich auf den richtigen Klassenstandpunkt stellen, denn »die wahren Helden sind die Massen«, wie Mao Tse-Tung gesagt habe[18].

In nachfolgenden Jahren blühten im mitteleuropäischen Diskurs völlig verschiedene Auffassungen von Postmoderne auf, die unvermittelt nebeneinanderstanden. So betont Jürgen Habermas in seiner Rede aus Anlass der Verleihung des Adorno-Preises die Notwendigkeit einer differenzierten »Rückkoppelung der modernen Kultur mit einer auf vitale Überlieferungen angewiesenen, durch bloßen Traditionalismus aber verarmten Alltagspraxis«; diese könne aber »nur gelingen, wenn *auch* die gesellschaftliche Modernisierung in *andere* nichtkapitalistische Bahnen gelenkt werden kann, wenn die Lebenswelt aus sich Institutionen entwickeln kann, die die systemische Eigendynamik des wirtschaftlichen und des administrativen Handlungssystems begrenzt«[19]. Da solche Innovationen fehlten, sei ein die westliche Welt weithin umspannendes Klima entstanden, das modernismuskritische Strömungen fördert. Dazu zählt Habermas die Postmoderne. Als ›Neukonservative‹ begrüßten deren Vertreter die Fortschritte der Wissenschaft, sofern sie den technischen Fortschritt, das kapitalistische Wachstum und eine rationale Verwaltung vorantreibe, und »im Übrigen empfehlen sie eine Politik der Entschärfung der explosiven Gehalte der kulturellen Moderne«[20].

Im Gegensatz zu Habermas kritisierte der Soziologe Bernd Guggenberger die junge Tendenz nicht, sondern umarmte sie. »Die Postmoderne, das ist der Ausbruch aus dem Korsett traditioneller linker und ökoalternativer Loyalitäten«[21]. Im Kern handele es sich um eine Absage an alles Visionäre und Utopische, an alles Ferne und Hehre. Revoltierend gegen die »Rezeptphilosophien« der 1960er und 1970er Jahre, sei ein postmoderner Supermarkt

18 Chotjewitz, Peter O. 1968: »Feuerlöscher für Aufgebratenes«, in: Christ und Welt vom 08.11.1968, S. 15f.

19 Habermas, Jürgen: »Die Moderne – ein unvollendetes Projekt«, in: Ders., Kleine politische Schriften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, S. 444-464, hier S. 462.

20 Ebd. S. 464.

21 Guggenberger, Bernd: Sein oder Design: Zur Dialektik der Abklärung, Berlin: Rotbuch 1987, S. 81.

der Ideen und Ideologien entstanden, der einem Kult des ethischen und ästhetischen Relativismus, der Standpunktlosigkeit diene. Gleichwohl erscheine die demonstrative Haltung der Gleichgültigkeit durchaus zielgerichtet, sie »attackiert vornehmlich die Empfindsamen und Sanftmütigen der einstigen Flower-Power-Ära«[22]. In der Sichtweise Guggenbergers ist die Postmoderne ein Abgesang auf die Phase des 1968er-Aufbruchs, der energisch in Künste, in Architektur und Design drängt. Das unverbindliche Nebeneinander unterschiedlicher ästhetischer Ausdrucksformen sei bestens geeignet, ein Mosaik der Beliebigkeit vor Augen zu führen.

Jean-François Lyotard fügt dem mitteleuropäischen Diskurs eine weitere Variante zu, indem er sich den Wissenschaften zuwendet. Der Postmoderne-Begriff, den er entwickelt, reflektiert die Auswirkungen der Kybernetik, der Informatik und der Computerentwicklung auf die fachwissenschaftlichen Diskurse. Er beleuchtet die im Zusammenhang der verwissenschaftlichten Produktion und Verwaltung in Gang gesetzte ›Informatisierung‹ der höchstentwickelten Länder, die zu einem grundlegenden Wandel führen, der bisherige Orientierungen obsolet werden lässt. Denn sie entwertet die beiden großen Erzählungen, die bislang der Legitimierung des wissenschaftlichen Fortschritts dienten, nämlich zum einen das mit der Französischen Revolution verbundene Versprechen der Eroberung der Freiheit durch wissenschaftliches Wissen, und zum anderen die Begründung der Einheit der Wissenschaften durch die Philosophie im deutschen Idealismus (Humboldt'sches Modell). Die Umwälzung führt dazu, »dass die alten Attraktionspotenziale, die Nationalstaaten, Parteien, Berufsverbände, Institutionen und historischen Traditionen, an Anziehungskraft verlieren«[23].

Die Zeitschrift *Merkur* zog im Jahre 1998 mit einem Sonderheft einen Schlussstrich unter die Epoche der Postmoderne, die, wie das Editorial sagte, als weitere Stufe den konservativen fünfziger, den kulturrevolutionären sechziger und den anarchisch-politischen siebziger Jahren gefolgt war[24]. Die Bilanzierung unternahmen Expertinnen und Experten eines breiten Spektrums von bildender Kunst über Philosophie bis Feminismus. Ich möchte mit der Architekturtheorie lediglich eine einzige Stellungnahme aus diesem Kreis erwähnen. Heinrich Klotz forderte eine Neuorientierung. Diese solle aber

22 Ebd. S. 80.

23 Lyotard, Jean-François: Das postmoderne Wissen, Wien: Passagen 1994, S. 53.

24 Bohrer, Karl-Heinz/Scheel, Kurt: »Editorial zum Merkur-Sonderheft 594/595«, in: Merkur 594/595 (1998), S. 755f.

nicht auf eine grundlegende Abkehr von der Moderne zielen, also auf eine ›Post‹-Moderne, sondern auf eine Revision der Moderne. Dabei ging es um das Programm des Funktionalismus, mit dem die architektonische Moderne verwoben war. Klotz bemängelte, es habe sich ein »Vulgärfunktionalismus« breit gemacht, »der von der Avantgardeästhetik des ›Neuen Bauens‹ nur noch eine kommerzialisierte Zweckarchitektur übriggelassen hatte«[25]. Die Tendenzen, die sich dagegen wandten, seien zunächst als ›postmodern‹ bezeichnet worden. Klotz bevorzugt stattdessen jedoch den Terminus ›post-funktionalistisch‹. Die von ihm intendierte Revision der korrumpierten Moderne, die zugleich deren unverdorbene Grundideen bewahren wollte, bezeichnet er als ›Zweite Moderne‹.

So erlebte der mitteleuropäische Postmoderne-Diskurs in den 1980er Jahren einen Höhepunkt, um danach als ephemere Mode abgehakt zu werden. Der Begriff ist nicht, worauf die zitierten Beispiele hinweisen, mit der Idee des Anbruchs eines neuen Zeitalters in Verbindung gebracht worden. Sofern einzelne Merkmale registriert werden, die irgendwie als ›postmodern‹ bezeichnet werden könnten, stehen sie unverbunden nebeneinander. Momente eines kulturellen Wandels sind zwar erkennbar, doch damit kann man umgehen. Die Einen schlagen vor, Fehlentwicklungen zu korrigieren, die Anderen dagegen möchten sich im Gewordenen einrichten.

## 3 Psychedelia

Während der Postmoderne-Begriff im mitteleuropäischen Diskurs zwar vorübergehend auftaucht, um dann wieder ad acta gelegt zu werden, hat er seit den Sixties in den USA eine tragende Bedeutung. In einem Rückblick weist Andreas Huyssen, der seit 1969 an unterschiedlichen US-amerikanischen Universitäten lehrt, darauf hin, dass »jede Diskussion, die mehr sein will als polemische Stellungnahme zum Postmoderne-Fetisch der achtziger Jahre« des letzten Jahrhunderts, »von den Entstehungsbedingungen der Postmoderne im Amerika der fünfziger und sechziger Jahre auszugehen« hat[26]. Die mit-

25 Klotz, Heinrich: »Postmoderne Architektur – ein Resümee«, in: Merkur 594–595 (1998), S. 781-793, hier S. 781.

26 Huyssen, Andreas: »Postmoderne – eine amerikanische Internationale?«, in: Andreas Huyssen/Klaus R. Scherpe (Hg.), Postmoderne, Reinbek: Rowohlt 1986, S. 13-44, hier S. 13.

teleuropäischen Theoretiker taten das nicht. Einige beschäftigten sich zwar mit Theorien, die über den Atlantik gekommen waren, aber sie verzichteten darauf, sich mit den Grundlagen vertraut zu machen, auf die sich diese bezogen. Huyssen jedoch benennt die neuartigen kulturellen Praktiken, die der Moderne den Kampf ansagten. Postmoderne äußert sich in den »Formen von ›Happenings‹ und Pop, psychedelischer Plakatkunst, ›acid rock‹, Alternativ- und Straßentheater«[27]. Sie entspringen politisch und kulturell den amerikanischen Protestbewegungen der Sixties. Gemeinsam war ihnen der Angriff[28] auf die modernistischen Kunstinstitutionen, auf die Produktions- und Präsentationsweisen von Kunst und ebenso auf die konventionellen Rezeptionsweisen. Am exemplarischen Fall des *psychedelischen Plakats* möchte ich nun den Zusammenhang von Protestbewegung und kultureller Neuorientierung näher beleuchten.

Das psychedelische Plakat entstand aus der Hippie-Kultur in San Francisco. Nach einer Anlaufphase hatte diese Bewegung einen ersten Höhepunkt mit dem ›Human Be-In‹ am 14. Januar 1967, dem Auftakt zum ›Summer of Love‹. Ein Plakat kündigte das Ereignis als »gathering of the tribes« an, als eine Zusammenkunft aller Stämme, d.h. aller ›Fraktionen‹ der Gegenkultur **(Abb. 1)**.

---

27 Ebd. S. 20.

28 Zwar wurde die Pop Art später wieder in das Museum zurückgesogen. Doch der während der 1960er Jahre mit harten Bandagen ausgefochtene Streit, ob es sich tatsächlich um Kunst oder lediglich um Anti-Kunst handele, zeigt, dass kulturinstitutionell relevante Fragen verhandelt wurden. So verließen aufgrund des Einzuges der Pop Art in die *documeta IV* (1968), um ein Beispiel zu nennen, aus Protest fast alle Mitglieder den Arbeitsausschuss der Kasseler Großausstellung (vgl. Rosebrock, Tessa Friederike: »Anmerkungen zu Unterlagen aus dem Arbeitsausschuss: Kurt Martins Dokumente zur documenta I«, in: Gerhard Panzer/Patricia Völz/Siegberg Rehberg (Hg.), Beziehungsanalysen. Bildende Künste in Westdeutschland nach 1945, Wiesbaden: Springer VS 2015, S. 199-226, hier S. 222).

*Abb. 1: Alton Kelley, Stanley Mouse, Michael Bowen und Casey Sonnabend (Photo): »Saturday January 14, 1967 – A Gathering of the Tribes for a Human Be-In«. 1967.*




Der Weg der Organisatoren kann an einem Gegenbeispiel konturiert werden. Der für die deutsche Protestbewegung tonangebende Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), der auf die Reinheit der Lehre großen Wert legte, schloss die Mitglieder der Berliner ›Kommune I‹ wegen »Falscher

Unmittelbarkeit, Überschätzung und Realitätsflucht aus dem SDS aus«[29]. In San Francisco dagegen konnte sich dank Offenheit und Integrationswillen, wie sie das Human Be-In repräsentierte, die Hippie-Kultur relativ locker als breites Spektrum entfalten, ohne den gemeinsamen Nenner zu vernachlässigen. Neben dem *gathering oft the tribes* bietet das Plakat als weiteres Merkmal des gegenkulturellen Aufbruchs das Motiv des Gurus mit dem ›dritten Auge‹ (Erleuchtung), das auf die Bedeutung ostasiatischer Philosophie verweist. Außerdem ist bemerkenswert, dass sich unter den ankündigten Teilnehmern des Treffens die Beat-Berühmtheiten Allen Ginsberg und Lenore Kandel finden.

Hippies verstanden sich als tragende Säule der *Counterculture*. Diese Gegenkultur begannen indes nicht bei null, sondern baute zum einen auf der gewaltigen Kraftanstrengung der – allerdings zahlenmäßig deutlich überschaubareren – Beat-Generation auf[30], und zum anderen gelang ihr eine lebendige Aneignung der historischen Avantgarde (Dada sowie Bauhaus und De Stijl und deren internationale Mitstreiter). Anhand einiger Merkmale möchte ich nun die Stoßrichtung der Hippie-Counterculture skizzieren.

Dem *ostasiatischen Denken* kommt – seit den Tagen der Beats – für die Counterculture wesentliche Bedeutung für eine kreative Lebenspraxis zu. Ich möchte zwei Aspekte, die für dieses Denken wichtig sind, ansprechen. Als ersten wähle ich die *Intuition*. Für den Zen-Buddhismus sind Übungen wichtig, um Einblick in das Wesentliche der Welt zu erlangen. Die Erreichung dieses Blickpunktes heißt Satori. Jack Kerouac, der bedeutende Beat-Autor, eröffnet seinen Roman *Satori in Paris* mit den Worten: Irgendwann während der zehn Tage in Paris »erlebte ich eine Art Erleuchtung, die mich wieder mal verändert zu haben scheint und mir eine Richtung gewiesen hat […] Es war genau genommen ein *satori*, das japanische Wort für ›plötzliche Erleuchtung‹, ›plötzliche Erweckung‹ oder einfach ›Geistesblitz‹«[31]. Der Geistesblitz, das Lernen durch Intuition, spielt für die westliche Bildungskonvention keine

---

29 Kraushaar, Wolfgang: Frankfurter Schule und Studentenbewegung: Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail, Band I (Chronik), Hamburg: Rogner & Bernhard 1998, S. 234.

30 Tomlinson, Sally: »Psychedelic Rock Posters: History, Ideas, and Art«, in: Dies. (Hg.): Katalog zur Ausstellung »High Societies – Psychedelic Rock Posters of Haight-Ashbury«, San Diego Museum of Art 26.05.–12.08.2001, S. 14-37.

31 Kerouac, Jack: Satori in Paris, aus dem Amerikanischen von Hans Hermann, Darmstadt: Joseph Melzer 1968, S. 7.

Rolle. Während für das westliche Denken solche Prozesse weitgehend unbewusst bleiben, hat das ostasiatische Denken die Intuition, das Lernen durch Aha-Erlebnis, kultiviert. Der zweite Aspekt, den ich ansprechen möchte, handelt von *Egalität*. Die Hippie-Zeitschrift *The San Francisco Oracle* hatte nach dem Human Be-In eine Bestandsaufnahme gedruckt, an der Alan Watts, Philosoph und profunder Kenner ostasiatischen Denkens, teilnahm. Watts betont, dass die Hippie-Bewegung niemand braucht, der Führung ausübt. »Das Leitbild der westlichen Welt bestand über viele Jahrhunderte in einem monarchischen Universum, wo Gott der Boss ist, und politische Systeme und die Gesetzgebung beruhten auf diesem Modell«[32]. Dagegen stellt er die chinesische Sicht der Welt, die organisch ist. Er erläutert sie am Bild des menschlichen Körpers, der ohne Boss in einer Ordnung der Wechselwirkung all seiner Teile funktioniert. Und so sagt er zur Hippie-Bewegung, es gebe »niemand, der ein Führungsamt ausübt, und das ist lebenswichtig«, es gelte weiterhin eine Organisationsform zu erhalten, »die *organisch* gestaltet ist statt *politisch* – eben ohne Boss«[33].

Der gegenkulturelle Wandel beschränkt sich nicht, was bereits die Beats betonten, auf ein Umdenken. Es geht nicht nur um den Kopf. Im Zen gelten »Gedanken, die sich nicht kraftvoll und durchschlagend im praktischen Leben widerspiegeln […] als wertlos«[34]. Die von einer hedonistischen Grundtönung getragene Hippie-Kultur sah sich, wie der damalige Herausgeber des *San Francisco Oracle* später beschreibt, am »Beginn einer Renaissance im Denken und in der Kultur, ähnlich der Renaissance, die griechische und römische Bilder und Ideen wieder in das Europa des Mittelalters brachte«[35].

Die Counterculture ist von einer ganzheitlichen Sicht auf das Hier und Jetzt durchdrungen. Entsprechend ergriff sie auch die *Mode*, die sich nun dem Körpergefühl der anbrechenden Ära anpasste und mit einem äußeren Erscheinungsbild aufräumte, das die Geschlechtsrollen festgeschrieben hatte. Weibliche Hippies stöberten in Second-Hand-Läden nach Kleidung aus

---

32 Watts, Alan in der Diskussionsrunde: Ginsberg, Allen/Leary, Timothy/Snyder, Gary/Watts, Alan »Changes«, The San Francisco Oracle Vol. 1 (1967) No. 7, S. 2-17, 29–34 und 40–41, hier S. 6 (Übers. L. H.).

33 Ebd. (Herv. i.O. Übers. L. H.).

34 Suzuki, Daisetz Teitaro: Die große Befreiung: Einführung in den Zen-Buddhismus, Zürich–Stuttgart: Rascher 1969, S. 166.

35 Cohen, Allen: »A New Look at the Summer of Love«, im Katalog zur Ausstellung »America – The Other Side«, Clemens-Sels-Museum Neuss, 04.04.–23.05.1993, S. 37-39, hier S. 37 (Übers. L. H.).

den 1930er Jahren, wie sich Pamela des Barres später im Interview erinnert, »weil die Sachen so schön und bunt und hauchdünn waren«, und sie betont »das alles stellte für mich Freiheit dar. Und auch, diese Ideale der fünfziger Jahre in Fetzen zu reißen«[36]. Männliche Hippies lehnten die bisher üblichen Kurzhaarfrisuren und den körperkaschierenden Anzug ab. Sie feminisierten sich, trugen längere Haare und Schmuck. Entsprechend den neuen Bedürfnissen nach ästhetischem Selbstausdruck waren Boutiquen entstanden. Hippies wussten, dass Kommerz nicht nur den Zweck der Verführung zum Geld-Ausgeben hat, sondern auch der Befriedigung intellektueller und ästhetischer Bedürfnisse (Kleidung und Accessoires, Schallplatten, Bücher) dienen kann.

Offenheit für fernöstliches Denken war indes nicht das einzige Merkmal der neuen Kultur. Als weiterer Faktor kam dazu, dass das Wüten der nationalsozialistischen Diktatur viele kritische Geister in die Emigration getrieben und dadurch die US-Kultur belebt hatte. Für die deutsche Nachkriegsgeschichte sind Dada und Bauhaus Geschichte, sie sind dort begraben. Anders verhält es sich für die US-Amerikaner. Erwin Panofsky gibt einen Spruch des Vorstandes des Institue of Fine Arts an der New York University wieder: »›Hitler ist mein bester Freund‹ pflegte er zu sagen, ›er schüttelt den Baum, und ich sammle die Äpfel ein‹«[37]. So konnten auch eine ganze Reihe von Avantgardisten, die in die USA immigrierten, als Professoren an namhaften Universitäten ihr Denken und ihre künstlerischen Ansätze weitergeben. Ihre fundamentale Kritik am Paradigma der Beaux-Arts, das nur das autonom geschaffene Werk als Kunst gelten ließ, eröffnete der Verschränkung unterschiedlicher Felder einen weiten Tätigkeitsbereich.

Die Counterculture wurde zum Humus, auf dem postmoderne Kunst gedieh. Das *psychedelische Plakat* ist als Kunstform zu verstehen, die aus der Galerie hinaus auf die Straße ging. Insofern bildet es ein Seitenstück zu Fiedlers nahtloser Verknüpfung von Hochkultur und Populärkultur.

Psychedelische Plakate dienten der Ankündigung von Musik-Veranstaltungen mit hohem Anteil von Acid Rock (Grateful Dead, Jimi Hendrix, The Doors, Janis Joplin). Außerdem dienten sie der Ankündigung von politischen Aktivitäten, Benefiz-Veranstaltungen, Theater-Aufführungen, sie warben für Mode-Boutiquen und andere Unternehmen des Hippie-Business. Als Beispiel

---

36 Kelley, Mike: »Geheimgeschichten – Interviews mit Mary Woronov, Sebastian, Pamela des Barres und AA Bronson«, Texte zur Kunst 35 (1999), S. 67-129, hier S. 107.

37 Panofsky, Erwin: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst, aus dem Amerikanischen von Wilhelm Höck, Köln: DuMont 1978, S. 389.

einer Ankündigung für eine Rock-Veranstaltung in San Francisco stelle ich das Plakat vor, das Victor Moscoso unter Verwendung einer Fotografie Paul Kagans entwarf **(Abb. 2)**.

*Abb. 2: Victor Moscoso (Design) und Paul Kagan (Photo): Ankündigung einer Rock-Veranstaltung mit Lightshow im »Avalon Ballroom« (San Francisco). 1967.*




Youngbloods, eine der auftretenden Bands, steht am oberen Rand, und am unteren der Avalon Ballroom, der Veranstaltungsort. Angaben zu anderen auftretenden Bands, zu Datum und Uhrzeit, zur Adresse des Avalon Ballrooms und zur Light Show springen nicht ins Auge: sie sind in die Silhou-

ette des nackt tanzenden Paares einbeschrieben. Rock-Veranstaltungen waren Multimedia-Events. Die Bands spielten, Light Shows sorgten für visuelle Erlebnisse. Die Light Shows lagen oft in den Händen von Künstlern, die zuvor als Maler des Abstrakten Expressionismus tätig gewesen waren und statt mit Farbe und Leinwand nun mit technischen Geräten arbeiteten. Sie benutzten Dia- und Filmprojektoren (um die Veranstaltungsräume mit Bildern zu bespielen), Stroboskope (für schnell aufeinanderfolgende Blitzsequenzen), Overhead-Projektoren (auf dessen Arbeitsfläche sie mit farbigen Flüssigkeiten abstrakte Formen erzeugten) oder Color Wheels (für wechselnd farbiges Licht). Die Besucherinnen und Besucher der Veranstaltungen rezipierten Musik und visuelle Erlebnisse tanzend. Kontemplation, die angemessene Haltung vor dem Kunstwerk der Moderne, war außer Kraft gesetzt. Rezipienten befanden sich nicht *gegenüber* dem Werk, sondern *im* Werk. Sie erlebten ein Be-In. Der Kritiker der Zeitschrift *Life* sah die Ursprünge der Psychedelic Art bei den Dadaisten und den Weiterentwicklungen in den ›Combines‹ von Robert Rauschenberg, Allan Kaprows ›Happenings‹ und der Kinetic Art[38].

Das Plakat Moscosos kündigte zwar eine Veranstaltung an, aber es war nicht nur Werbemittel. Das Motiv der beiden Akte spielt auf die *sexuelle Revolution* an. Die Beats hatten Sexualität, lange bevor von oraler hormoneller Kontrazeption die Rede sein konnte, aus dem Prokrustesbett moralischer Gebote und gesetzlicher Normen gelöst, und die Hippies führten diesen Weg fort. Die damit verbundene Ablehnung der bürgerlichen Kleinfamilie konnten sie mit neuer Wertschätzung der amerikanischen Ureinwohner und des indianischen Stammeslebens verbinden. Moscoso hatte bei Josef Albers studiert. Albers zählte zu den Avantgardisten, die durch das nationalsozialistische Regime aus Deutschland vertrieben wurden. Er hatte bis 1933 am Bauhaus gelehrt und emigrierte nach dessen Schließung in die USA. Seine wegweisende Studie *Interaction of Color* widmete sich Farbwirkungen und Grundfragen der Typografie[39]. Moscoso bezog, was er bei Albers gelernt hatte, auf die Ziele der Hippie-Kultur. Durch seine Farb- und Formgestaltung machte er die Botschaft seines Plakats schwer lesbar[40]. Er wollte die Betrachter veranlassen,

---

38 Vgl. »Psychedelic Art«, in: Life vom 09.09.1966, S. 61–69, hier S. 68.

39 Albers, Josef: Interaction of Color, New Haven/London: Yale University Press 1963.

40 Farbtreue Abbildungen psychedelischer Plakate in: Museum Folkwang Essen (Hg.): Katalog zur Ausstellung »San Francisco 1967«, 09.06.-03.09.2017. Göttingen: Edition Folkwang/Steidl.

»sich mindestens drei Minuten Zeit zu nehmen, um herauszufinden, worum es geht«[41]. Diese Gestaltung forderte Muße von den Menschen mitten im Großstadttreiben. Diese Art der Opposition gegen Termindruck und Zeitdiktat in der bürgerlichen Welt zielte darauf, die Trennung von Arbeit und Freizeit aufzuheben. Damit folgte er der Lehre von Dschuang Dsï, dem Taoisten, der »ohne in die Einsamkeit zu gehen, Muße finden« wollte[42].

## 4 Postmoderne und Bildung des psychischen Habitus

Die Counterculture hatte an die Stelle der bisherigen Bildungskonventionen neue Formen und Gehalte der Denk- und Verhaltensweisen gesetzt. Postmoderne, die daraus lebt, strebt an, von dieser Kultur aus eine neue Lebenspraxis zu gestalten, die im Widerspruch zum etablierten Kapitalismus steht.

Max Weber hatte in *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* den Zusammenhang von Religion und ökonomischer Entwicklung untersucht. Der psychische Habitus, der die kapitalistische Gesellschaftsordnung trägt, hat seine Wurzeln in Spielarten des christlichen Glaubens. Weber zitiert Benjamin Franklin mit dem Kernsatz »bedenke, dass die Zeit Geld ist«[43]. Gelderwerb und Geldvermehrung ins Zentrum zu stellen, setzt systematische Selbstkontrolle voraus. Sittliche Lebensführung und Pflichterfüllung in weltlichen Berufen bewahren vor Verschwendung durch Müßiggang und Genuss. Weber verortet diese Haltung in den Strömungen des asketischen Protestantismus (Calvinisten, Pietisten, Methodisten, Baptisten, Quäker) ihre Konturen gewannen. »Predigt harter, stetiger, körperlicher oder geistiger Arbeit« dient der Prävention »gegen alle jene Anfechtungen, welche der Puritanismus unter dem Begriff des ›unclean life‹ zusammenfasst«[44]. Gemeinde und Individuum leisten Bewusstseinsarbeit, damit der richtige Weg nicht verfehlt wird. Ohnehin gilt das Bibel-Wort »wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen« (2. Thessalonicher 3, 10). Nüchterne Zweckmäßigkeit

41 Victor Moscoso, zit.n.: Paul D. Grushkin: The Art of Rock, New York/London/Paris: Abbeville 1987, S. 79 (Übers. L.H.).

42 Dschuang Dsï: Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, aus dem Chinesischen von Richard Wilhelm, Düsseldorf/Köln: Diederichs 1951, S. 116.

43 Weber, Max: »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen: UTB Mohr 1988, S. 17-206, hier S. 31.

44 Ebd. S. 169.

bestimmt den Lebensstil. Das Arbeitsethos machte fachlich spezialisierte Berufstätigkeit zum Grundzug der bürgerlichen Lebensführung. »Der Puritaner *wollte* Berufsmensch sein, – wir *müssen* es sein«[45]. Die Selbstzucht, die sich diese Bürger auferlegten, trugen Prediger in die Bevölkerung, machten strenge Gesetze (Arbeitshäuser, Sexualstrafrecht) und Sozialisationsinstanzen (autoritäre Disziplin im Schulunterricht, Militärpflicht für junge Männer) zur Grundlage staatlicher Ordnung.

Aber man kann fragen, ob es sich lohnt, ein Leben in Pflichterfüllung zu führen, nur um sich in die große Masse der Besitzer eines Hauses mit Vorgarten einzugliedern, oder um ein ebenso prestigeträchtiges Auto wie der Nachbar zu besitzen?

Postmoderne ist der Gegenentwurf zu den bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts dominierenden Prinzipien. Sie als Angelegenheit der Künste zu fassen ist zu eng, vielmehr handelt es sich um die kulturelle Signatur eines *neuen Gesellschaftsmodells*. Das neue Zeitalter wird von einem hedonistischen Grundzug getragen, vom Aufheben der Trennung von Kunst und Leben, vom Streben nach Egalität, und nicht zuletzt vom Kultivieren der Intuition. Ehedem haben Calvinismus und andere puritanische Glaubensrichtungen die Lebensführung geprägt, und das hat sich auf die Entwicklung des Kapitalismus ausgewirkt; einige Regionen wurden Vorreiter, andere mussten nachziehen. In anderer Weise prägt die postmoderne Kultur die Lebensstile, und selbstverständlich hat auch das wieder gesellschaftlichen Wandel zur Folge: Regionen, in denen sie sich entfalten konnte, werden zu Vorreitern. Die durch die Postmoderne bewirkten Umbrüche möchte ich nun an zwei Strängen ausbuchstabieren, deren einer ins Silicon Valley führt, und der andere zu politischem Aktivismus.

## 4.1 Silicon Valley

Den Weg, der von der Hippie-Counterculture ins Silicon Valley führt, zeichnet Fred Turner, Department of Communication der Stanford University, in *From Counterculture to Cyberculture*[46] minutiös nach. Die ersten Schritte machten jene Hippies, die teilweise bereits während des ›Summer of Love‹ aufs

45 Ebd. S. 203.

46 Turner, Fred: From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism, Chicago/London: The University of Chicago Press 2006.

Land zogen und Kommunen gründeten, um dort bessere Bedingungen für Selbstverwirklichung zu finden. In kurzer Zeit waren in den USA mehr als zehntausend entstanden. Turner bezeichnet »diejenigen, die solche Kommunen bildeten, und die Veränderung des Bewusstseins als Grundlage für die Erneuerung des amerikanischen Gesellschaftsgefüges betrachteten, als *New Communalists*«[47].

In den Jahren, in denen diese Hippie-Fraktion den Städten den Rücken kehrte, herrschte ein raues politisches Klima. Im Frühjahr 1967, als bereits über 400.000 US-Soldaten im Vietnam-Krieg eingesetzt waren, bewilligte Präsident Johnson weitere 200.000 Mann[48]. Für junge Männer galt Wehrpflicht. Eine Flut heftiger Demonstrationen gegen den Krieg erschütterte die Großstädte. Zur gleichen Zeit wühlten Rassenunruhen das Land auf, die nach dem Attentat auf Martin Luther King am 4. April 1968 an Härte zunahmen. In dieser ungemütlichen Atmosphäre machten sich Hippies auf die Suche nach einem ruhigen Zufluchtsort auf dem Lande, wo sie in autarken, nichthierarchischen Gemeinschaften in zwischenmenschlicher Harmonie leben wollten. »Da der Rest Amerikas mit Gewalt und politischem Kampf beschäftigt war, wollten die Kommunen an der Politik des Bewusstseins ansetzen«[49].

Stewart Brand war einer davon. Seit seinem Studium in Stanford hatte er sich mit systemtheoretischer Ökologie und Kybernetik beschäftigt, die ein fachliches Niveau erreicht hatten, das die Rolle der Beobachter bei der Untersuchung von Systemen einbezog. In der New Yorker Kunstszene lernte Brand das Happening Kaprow'scher Prägung kennen, bei dem nicht der Künstler zum Publikum spricht, sondern Hierarchien aufgehoben sind, jeder Augenblick so interessant sein kann wie der eben vergangene, alle anwesenden Personen mitwirken und zum Bestandteil des Kunstwerkes werden. Er arbeitete auch für die Multimedien-Kunst des Kollektivs USCO.

Ohne den Weg Brands im Einzelnen nachzuzeichnen, erscheinen ein paar Stationen erwähnenswert. Nach der Gründungswelle der Landkummunen sah er seine Aufgabe darin, die Kommunikation der New Communalists in ihren über das Land verstreut liegenden Kommunen zu bewerkstelligen. Brand gab für ein paar Jahre den *Whole Earth Catalog* heraus, der nützliche Güter für den Alltagsgebrauch, Bücher neben Informationen und Statements von

47 Ebd., S. 33 (Übers. L. H.).

48 Frey, Marc: Geschichte des Vietnamkrieges, München: C. H. Beck 2004, S. 146.

49 F. Turner: From Counterculture to Cyberculture, S. 74 (Übers. L. H.).

Lesern anbot. So entstand in gedruckter Form ein Medium sowohl des Austausches unter den Kommunen als auch zwischen ihnen und weiteren Bevölkerungskreisen. Später beteiligte sich Brand an der Organisation einer ›Hacker‹-Konferenz. Nun ging es in Richtung der Digitalisierung. Der Sprachgebrauch unterschied damals zwischen *planners*, die Computer als Werkzeuge zur zielgerichteten Erzeugung oder Modellierung von Information zu nutzen, und *hackers*, die sich mit dem Computer beschäftigten, um herauszufinden was damit zu machen ist. Zur ersten Hacker-Konferenz 1984 in Fort Cronkhite kamen rund 150 Hacker, darunter auch Steve Wozniak von Apple.

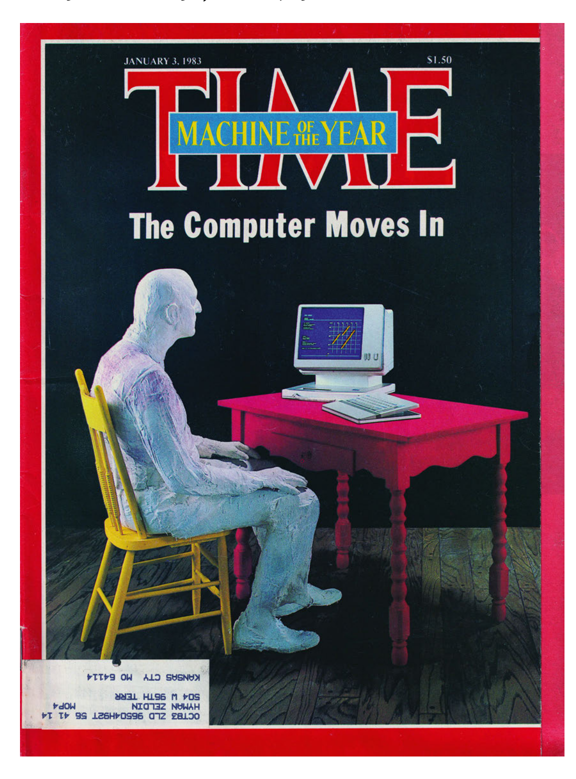
Technische Entwicklungen setzen naturwissenschaftliche Grundlagenforschung voraus, aber sie ergeben sich nicht daraus als naturwüchsige Folge. *Wie die Sonnenblumen sich an der Sonne ausrichten, orientiert sich die Technik an Leitbildern*. Das trifft für frühere Jahrhunderte[50] ebenso zu wie für die elektronischen Medien. Während noch der frühere Computer der 1960er Jahre ein raumfüllendes Großgerät war, das die Bedienung durch Experten erforderte und das nur große Industrieunternehmen oder staatliche Institutionen benutzen konnten, führten bald technische Innovationen zu fundamentalen Änderungen. Sie brachten die Tastatur, die Maus, den Monitor, die Online-Verbindung und schließlich den Personal Computer[51].

---

50 Vgl. Stöcklein, Ansgar: Leitbilder der Technik, München: Heinz Moos 1969.

51 Vgl. Kehrbaum, Annegret/Mathis, Wolfgang/Titze, Anja: »Kulturtechnik Rechnen: ein Weg zum Smartphone«, in: Anja Titze (Hg.): Geschichte der elektrischen Kommunikation bis zum Smartphone, *Bochumer Studien zur Technik- und Umweltgeschichte Band 8*, Essen: Klartext 2019, S. 203-236.

*Abb. 3: Time vom 3. Januar 1983.*




Im Januar 1983 kürte die Zeitschrift *Time* den Kleincomputer zum Gerät des Jahres. Das Cover des Heftes bildet ein Werk des Pop-Künstlers George Segal ab **(Abb. 3)**. Die in weißem Gips geformte Skulptur eines Mannes sitzt auf einem gelben Holzstuhl vor einem roten Tisch, auf dem ein Personal Computer steht. Der Titel des Werkes könnte lauten: postmoderne Kunst begegnet der Technik des Silicon Valley[52]. Das *Time*-Heft, das sich ausführlich

52 Das Cover dieses *Time*-Heftes ist auszuklappen. Das ganze Werk Segals bietet links den Mann, und rechts sitzt eine ebenfalls in weißem Gips geformte Frau im Korbstuhl neben einem blauen Tischchen, auf dem ein Personal Computer steht. Anders als der Mann, der auf den Computer blickt, hat sich die Frau davon abgewandt und hält nachdenklich eine Tasse in der Hand. In Kopfhöhe der Beiden befindet sich ein weißes Fenster, in dem – wie so oft bei Segal – Minimal Art anklingt.

der Nützlichkeit des Computers für unterschiedliche Berufe widmet, bringt auch einen Artikel über Steve Jobs, den Vorstandsvorsitzenden von Apple mit geschätztem Vermögen von 210 Millionen Dollars. Jobs, damals 27 Jahre alt, hatte bereits bewegte Jahre der Nach-Woodstock-Kultur durchlebt. Er brach nach einem Semester ein College-Studium ab, beschäftigte sich mit Philosophie, dem altchinesischen *I Ging*, war kurz bei Atari beschäftigt, ging nach Indien, um Erleuchtung zu finden, machte Erfahrungen im Kommune-Leben, und traf dann den Computer-Freak Stephen Wozniak, der sein Freund wurde. Nach der Gründung der Firma Apple war Jobs, der sich »noch nie mit einem Computer-Handbuch beschäftigt« hatte, derjenige, der darauf insistierte, das Modell *Apple II* »benutzerfreundlich« zu machen, »leicht und handlich, gut gestaltet und in gedeckten Farben«, und der seine Ingenieure antrieb, »Geräte herzustellen, die wankelmütige und skeptische Kunden nicht abschrecken«[53]. Steve Jobs ging es offenbar darum, eine Technik allgemein zugänglich zu machen, die vorher nur Großorganisationen zur Verfügung gestanden hatte. Jobs' Grundhaltung ist exemplarisch für die Counterculture. Hippies wollten sich keinesfalls auf vorgegebenen, pflichtbewusst zu verfolgenden Karrierepfaden bewegen, aber sie standen mit beiden Beinen im Leben, und das bedeutete, individuelle, intrinsisch motivierte Ziele praktisch umzusetzen. Da politische Parteien und der Staatsapparat schwere Tanker sind, die ihre Richtung nur langsam ändern, bot sich Business als Motor gesellschaftlicher Erneuerung an.

Ein Jahr nachdem *Time* den Personal Computer zur *machine of the year* ernannt hatte, präsentierte Jobs den Macintosh. Die Bewegung der New Communalists war mittlerweile verödet, aber ihre Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensweisen lebten in den Hippies weiter. Die sozialen Milieus, die sich *politics of consciousness* zugewandt hatten, bauten auf dem Hippie-Bewusstsein als Grundlage für eine Verbesserung der Lebenswelt auf.

Im Frühjahr 1995 brachte die Zeitschrift *Time* das Sonderheft »Welcome to Cyberspace«. Stewart Brand steuerte dazu den Artikel *We Owe it All to the Hippies* bei. Was der Hippie-Kultur zu verdanken ist, hob er gleich am Anfang heraus: »Die eigentliche Erbschaft der Sixties-Generation ist die Computer-Revolution«, und er fuhr fort, »Kommunalismus und libertäre Politik der Hippies gestalteten die Wurzeln der aktuellen Cyber-Revolution«; zwar wäre diese Kultur damals – was auch gegenwärtig für viele immer noch gälte – als

53 Cocks, Jay: The updated Book of Jobs, in: Time vom 03.01.1983, S. 25-27 (Übers. L. H.).

gefährlich anarchisch erschienen, »doch die Ablehnung jeder zentralisierten Autorität durch die Counterculture stellte die philosophische Grundlage nicht nur für ein Internet ohne Oberhaupt bereit, sondern auch für die gesamte Personalcomputer-Revolution«[54]. Brand zählt mehrere Erfolgreiche aus der Gründer-Generation auf: Steve Wozniak, damals noch Ingenieur bei Hewlett-Packard, hatte gemeinsam mit Steve Jobs – vor ihrem Erfolg mit Apple – gesetzwidrige ›blue boxes‹ entwickelt und verkauft, mit denen sich Telefongebühren für Ferngespräche umgehen ließen; Lee Felsenstein, der Gestalter des ersten tragbaren Computers, hatte für *Berkeley Barb* geschrieben, das Blatt der revoltierenden Studenten in Berkeley, der Nachbarstadt San Franciscos; Mitch Kapoor, Entwickler von Tabellenkalkulationsprogrammen und Lobbyist für Internet-Freiheitsrechte in Washington, war früher Lehrer für transzendentale Meditation; Jaron Larnier, der in einer Landkommune aufgewachsen war und Klarinette in der New Yorker Subway gespielt hatte, ist Pionier für Virtual Reality. Zwar gebe es unter denen, die an der elektronischen Front tätig sind, auch Ausnahmen wie Bill Gates. Doch »das Informationszeitalter wird das unverwechselbare Merkmal der Counterculture der Sixties in das neue Millenium tragen«[55].

Die New Communalists waren aufs Land gezogen, um Gleichheit und Freiheit in Selbstbestimmung zu verwirklichen. Doch sie hatten übersehen, dass sie, als weiße Mittelklasse, bestehende Haltungen unreflektiert mit sich trugen. Geschlechtsrollenklischees bestanden auch in den Kommunen weiter. Die New Communalists entzogen sich dem skandalösen Vietnamkrieg ebenso wie den aufflammenden Rassenunruhen und den Problemen der unteren Klassen. Sie vermieden es, sich mit derartigen gesellschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen. In gewisser Weise verhielt es sich ähnlich mit dem Cyberspace. Er verbesserte zweifellos Freiheitsgrade der Kommunikation. Gleichwohl ist nicht verwunderlich, dass er durch seine Geburt in der Counterculture der Sixties gewisse Schieflagen aufweist, deren Beseitigung weiteres Engagement erfordern wird. Dieses Engagement kann jedoch nicht nur in den Händen von Ingenieuren und Politk-Funktionären liegen: es ist ein Thema der Weiterführung des postmodernen Wandels.

54 Brand, Stewart: We Owe it All to the Hippies, in: Time Special Issue »Welcome to Cyberspace«, Spring 1995, S. 54-56, hier S. 54 (Übers. L. H.).

55 Ebd. S. 56 (Übers. L. H.).

## 4.2 Politischer Aktivismus

Eine andere Fraktion der Hippie-Counterculture, die *Politicos*, wollte sich nicht – wie es die New Communalists taten – von den gesellschaftlichen Problemen abkoppeln. Ihre Bewusstseins-Politik zielte direkt auf die gesellschaftlich dominante Position der weißen Mittel- und Oberklassen, um zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse beizutragen. Neben der sexuellen Revolution, die Sexualität aus den moralischen und juristischen Reglementierungen befreite, ging es um aktuell drängende Themen wie die Beendigung des Vietnam-Krieges, die tatkräftige Unterstützung (nicht nur ideell, sondern mit Dollars) von Zen-Bildungszentren, es ging um Hilfe für streikende Landarbeiter, für Initiativen für Legalisierung von Marihuana und für den Kampf der Afroamerikaner gegen Rassismus (darunter finanzielle Unterstützung des Boxers Muhammad Ali, der in Schwierigkeiten geraten war, weil er den Militärdienst verweigerte) und vieles mehr[56].

Als ein Beispiel aus diesem Themenspektrum möchte ich das Plakat zur Auftaktveranstaltung der »week of the angry arts«, der »spring mobilization to end the war in Vietnam« **(Abb. 4)** ansprechen, das in psychedelischer Typografie neben Ort und Zeit über die beteiligten Bands informierte. Der im Verlauf der Abschluss-Kundgebung der Aktionswoche auftretende Widerspruch zum traditionellen Linksliberalismus charakterisiert die Stoßrichtung der Counterculture. Die eine Seite war »die Friedensbewegung, die sich seriös gab, um Biederbürger davon überzeugen, dass man keine langen Haare haben muss, um Kriegsgegner zu sein. Die Friedensbewegung benutzte immer noch Bilder napalmverbrannter Kinder, um die Öffentlichkeit aufzurütteln, obwohl das Fernsehen das bereits – in Farbe! – besser machte«[57]. Gegen die Reden von Professoren, Geistlichen, Reformdemokraten und Gewerkschaftern machten langhaarige Hippies, Beats und Studenten mobil. Sie wollten mehr Zeit für

56 Vgl. Hieber, Lutz: »Hippie-Aktivitäten«, in: Museum Folkwang Essen (Hg.): Katalog zur Ausstellung »San Francisco 1967«, 09.06.–03.09.2017, Göttingen: Edition Folkwang/ Steidl, S. 17-24.

57 Rubin, Jerry: Do It!, Introduction by Eldridge Cleaver, New York: Simon and Schuster 1970, S. 66 (Übers. L. H.). – Die deutsche Übersetzung des Rubin-Buches wurde am 2. Februar 1973 von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (Entscheidung Nr. 2402) indiziert und verschwand deshalb aus den Buchläden der Bundesrepublik. Jugendgefährdende Werke dürfen nicht an Orten sein, die Jugendlichen zugänglich sind.

die Auftritte ihrer Bands, deren Musik das neue Lebensgefühl, den kulturellen Aufbruch aus der konventionellen, bankrotten Kultur ausdrückte, die auch den Krieg hervorgebracht hatte. Rubin, der Politico, fragt: »warum standen *wir* herum und hörten *ihnen* zu?«[58].

*Abb. 4: James Ryes: »Week of the Angry Arts West to End the War in Vietnam«. 1967. Abb. 5: Tom Weller: Benefit for LEMAR, »California Hall« (San Francisco). 1966.*







Ein weiteres Beispiel betrifft den Kampf um die Legalisierung von Marihuana. Die Hippie-Kultur hat zwischen Drogen unterschieden, die physisch süchtig machen, und solchen, die nicht süchtig machen. Zu den Drogen, die physisch süchtig machen können, zählen Alkohol und Heroin. Marihuana, das nicht zu Sucht im medizinischen Sinne des Wortes führt, gilt als harmloser[59]. Für die Legalisierung von Marihuana setzte sich die Initiative LEMAR (LEgalize MARihuana) ein, der die Einnahmen einer Benefiz-Veranstaltung im Dezember 1966 zuflossen **(Abb. 5)**.

58 Ebd. (Übers. L. H.).

59 Köhler, Thomas: Rauschdrogen: Geschichte, Substanzen, Wirkung, München: C. H. Beck 2008, S. 72f.

Der radikale Bruch der Postmoderne mit den traditionellen Lebens- und Denkweisen war, wie diese Beispiele zeigen, weit mehr als ein Neuanfang in den Künsten. Künstler und – zunächst nur wenige – Künstlerinnen spielten zwar maßgeblich mit, aber nicht mit autonomen Galerie-, Theater- oder Konzertwerken. Sie beteiligten sich mit populärkulturellen Praktiken, die sie in unterschiedliche Aktivitäten einflochten. Auch als Teil der Fraktion der Politicos wirkten sie als Kraft einer schrittweisen Verbesserung der Daseinsbedingungen. Sie bildeten einen tragenden Pfeiler der Friedensbewegung, die schließlich die Beendigung des Vietnam-Krieges erreichte; sie engagierten sich gegen Rassismus und trugen zur Verbesserung der Verhältnisse vor allem in den kulturellen Zentren der USA bei; und schließlich erreichten sie nach jahrzehntelangem Kampf die Legalisierung von Marihuana.

Nach dem ersten Aufbruch in den Sixties kehrte eine gewisse Konsolidierung des Erreichten in den Counterculture-Milieus ein. Zwei Jahrzehnte später jedoch erlebte der postmoderne Ansatz wieder einen gewaltigen Aufschwung, dessen Darstellung allerdings den Rahmen dieses Textes sprengen würde; ich habe ihm in *Politisierung der Kunst* ein Kapitel gewidmet[60].

Douglas Crimp, Theoretiker postmoderner Kunst, erkennt im künstlerischen Aktivismus eine grundlegende Veränderung der Funktion von Kunst in der Gesellschaft. Wenn Werke der Moderne sich mit einem gesellschaftlichen Problem auseinandersetzen, tun sie das, indem Gemälde, Schauspiele, Romane, Gedichte das betreffende Thema behandeln. Dagegen entwachsen die postmodernen Werke einer Kollektivbewegung, und insofern »artikulieren ja *produzieren* die Praktiken der […] Aktivistenkunst die Politik dieser Bewegung«[61]. Da Kunst nicht mehr wie in der Moderne als ein separater Bereich (Kunstmuseum, Theater, Opernhaus) *neben* der alltäglichen Lebenspraxis steht, handelt es sich bei den postmodernen Praktiken um eine Einbindung der Kunst *in das Leben*. Die historische Avantgarde hatte bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dieselben Ziele verfolgt. Die länderübergreifende Dada-Bewegung hatte, ebenso wie das Bauhaus und dessen internationale Partner, die von der Lebenspraxis der Menschen abgehobene Kunst negiert, um »von der Kunst aus eine neue Lebenspraxis zu organi-

---

60 Vgl. Hieber, Lutz: Politisierung der Kunst: Avantgarde und US-Kunstwelt, Wiesbaden: Springer VS. 2015, S. 269-344.

61 Crimp, Douglas: Über die Ruinen des Museums, aus dem Amerikanischen von Rolf Braumeis, Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1996, S. 44.

sieren«[62]. Ihren Bemühungen waren jedoch im kontinentalen Europa durch Nazi-Diktatur und Krieg ein abruptes Ende bereitet worden. Sofern nun die postmodernen Praktiken diese Intention in den USA wieder aufgreifen, treten sie in die Fußstapfen der Avantgardisten, um »das unvollendete Projekt der Avantgarde fortzusetzen«[63].

## 5 Fazit

Postmoderne ist ein US-amerikanisches Produkt. Gewachsen ist sie aus der Counterculture, die in diametraler Opposition zu den bisher vorherrschenden Ideen von Leben und Wohlstand stand. Dort manifestierte sich der Bruch mit dem Gewohnten auf der Ebene der Künste in den Formen von Pop Art, Happening, psychedelischem Plakat, Acid Rock sowie Alternativ- und Straßentheater. Die gesellschaftliche Bedeutung des gegenkulturellen Sturmes tritt im Vergleich mit den Konventionen der bürgerlichen Gesellschaft zutage. Als grundlegende kulturelle Neuorientierung räumt sie eine Lebenspraxis beiseite, die durch Berufsmenschentum und Selbstdisziplin bestimmt ist. Der postmoderne Habitus öffnet die Grenze zwischen Berufstätigkeit und Freizeit, lässt das eine in das andere spielen. Stadtleben und Arbeit ergänzen sich mit Muße und Inspiration. Aneignung ostasiatischer Philosophie und die Früchte der historischen Avantgarde bieten Ausgangspunkte, die den von Max Weber beschriebenen Typ des Kapitalismus obsolet werden lassen. Der Postmoderne-Begriff bezeichnet eine neue Epoche.

Selbstverständlich ist auch diese Entwicklung mit geografischen Ungleichzeitigkeiten verbunden. Die Zentren jedenfalls, in denen die Counterculture zur Reife gelangte, brachten zum einen die ›digitale Revolution‹ und deren kulturindustrielle Produkte (hierarchiefreies Internet, Macintosh, iPhone) hervor, und zum anderen durchsetzungsstarke Formen des politischen Aktivismus. Die Produkte der US-amerikanischen Vorreiter, die neuen Kommunikationsmöglichkeiten ebenso wie die emanzipatorischen Ansätze, strahlten aus und führten zu lebenspraktischen Veränderungen erheblichen Ausmaßes überall in der westlichen Welt. Da der Postmoderne-Begriff nach Mitteleuropa jedoch lediglich als Theorie-Import kam, war er seines Gehaltes

62 Bürger, Peter: Theorie der Avantgarde, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 67.

63 D. Crimp: Über die Ruinen des Museums, S. 41.

entkleidet. Hier traf er auf eine Gesellschaft, in der berufliches Spezialistentum hoch im Kurs steht und Kultur von der Alltagspraxis abgehoben ist. Als Rezeptionsphänomen war er jener Kraft beraubt, die er in den USA entwickelt hatte. Doch nicht nur das. Während die Infusionen aus den USA zu fortwährenden Veränderungen auch im kontinentalen Europa führen, scheint es wünschenswert, den hier entstandenen Postmoderne-Diskurs mit den Grundlagen dieser Infusionen zu vermitteln. Sofern das geschähe, könnte auch die Literaturtheorie eine Mittlerfunktion in der globalisierten Welt erfüllen und zudem neuen Impuls gewinnen.

## Literatur

Albers, Josef: Interaction of Color, New Haven/London: Yale University Press 1963.

Bohrer, Karl-Heinz/Scheel, Kurt: »Editorial zum Merkur-Sonderheft 594/595«, Merkur 594/595 (1998).

Bourdieu, Pierre; Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes, aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.

Brand, Stewart: We Owe it All to the Hippies, in: Time Special Issue »Welcome to Cyberspace«, Spring 1995, S. 54-56.

Bürger, Peter: Theorie der Avantgarde, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974.

Chotjewitz, Peter O. 1968: »Feuerlöscher für Aufgebratenes«, in: Christ und Welt vom 08.11.1968.

Cocks, Jay: The updated Book of Jobs, in: Time vom 03.01.1983, S. 25-27.

Cohen, Allen: »A New Look at the Summer of Love«, im Katalog zur Ausstellung »America – The Other Side«, Clemens-Sels-Museum Neuss, 04.04.-23.05.1993, S. 37-39.

Crimp, Douglas: Über die Ruinen des Museums, aus dem Amerikanischen von Rolf Braumeis, Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1996.

Dschuang Dsï: Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, aus dem Chinesischen von Richard Wilhelm, Düsseldorf/Köln: Diederichs 1951.

Fiedler, Leslie A.: »Das Zeitalter der neuen Literatur«. Erster Teil in: *Christ und Welt* vom 13.09.1968. S. 9-10, zweiter Teil in: *Christ und Welt* vom 20.09.1968.

Fiedler, Leslie A.: »cross the border, close the gap«, in: Playboy vom December 1969, S. 151, 230 und 252–258.

Frey, Marc: Geschichte des Vietnamkrieges, München: C. H. Beck 2004.

Ginsberg, Allen: Howl and Other Poems, Introduction by William Carlos Williams, San Francisco: City Lights Books 1956.

Guggenberger, Bernd: Sein oder Design: Zur Dialektik der Abklärung, Berlin: Rotbuch 1987.

Habermas, Jürgen: »Die Moderne – ein unvollendetes Projekt«, in: Ders., Kleine politische Schriften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, S. 444-464.

Hieber, Lutz: Politisierung der Kunst: Avantgarde und US-Kunstwelt, Wiesbaden: Springer VS. 2015.

Hieber, Lutz: »Hippie-Aktivitäten«, in: Museum Folkwang Essen (Hg.): Katalog zur Ausstellung »San Francisco 1967«, 09.06.–03.09.2017, Göttingen: Edition Folkwang/Steidl, S. 17-24.

Hieber, Lutz: »Erwin Panofsky (1892–1968)«, in: Alexander Geimer/Carsten Heinze/Rainer Winter (Hg.), Handbuch Filmsoziologie, Wiesbaden: Springer VS 2021.

Holthusen, Hans Egon: »Freiwillig zur SS«, in: Merkur 223 (1966), S. 931-939.

Holthusen, Hans Egon: »Anti-Helden gegen Troja: Leslie A. Fiedlers seltsame Katzensprünge«, in: Christ und Welt vom 25.10.1968.

Huyssen, Andreas: »Postmoderne – eine amerikanische Internationale?«, in: Andreas Huyssen/Klaus R. Scherpe (Hg.), Postmoderne, Reinbek: Rowohlt 1986, S. 13-44.

Kehrbaum, Annegret/Mathis, Wolfgang/Titze, Anja: »Kulturtechnik Rechnen: ein Weg zum Smartphone«, in: Anja Titze (Hg.): Geschichte der elektrischen Kommunikation bis zum Smartphone, *Bochumer Studien zur Technik- und Umweltgeschichte Band* 8, Essen: Klartext 2019, S. 203-236.

Kelley, Mike : »Geheimgeschichten – Interviews mit Mary Woronov, Sebastisn, Pamela des Barres und AA Bronson«, Texte zur Kunst 35 (1999), S. 67-129.

Kerouac, Jack: Satori in Paris, aus dem Amerikanischen von Hans Hermann, Darmstadt: Joseph Melzer 1968.

Klotz, Heinrich: »Postmoderne Architektur – ein Resümee«, in: Merkur 594–595 (1998), S. 781-793.

Köhler, Thomas: Rauschdrogen: Geschichte, Substanzen, Wirkung, München: C. H. Beck 2008.

Kraushaar, Wolfgang: Frankfurter Schule und Studentenbewegung: Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail, Band I (Chronik), Hamburg: Rogner & Bernhard 1998.

Lyotard, Jean-François: Das postmoderne Wissen, Wien: Passagen 1994.

Mills, Charles Wright: The Sociological Imagination, New York/Hammondsworth/Victoria/Auckland: Penguin 1959.

Mills, Charles Wright: Soziologische Phantasie, Wiesbaden: Springer VS 2016.

Museum Folkwang Essen (Hg.): Katalog zur Ausstellung »San Francisco 1967«, 09.06.-03.09.2017. Göttingen: Edition Folkwang/Steidl.

Panofsky, Erwin: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst, aus dem Amerikanischen von Wilhelm Höck, Köln: DuMont 1978.

Panofsky, Erwin: Die Renaissancen der europäischen Kunst, aus dem Amerikanischen von Horst Günther, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979.

Rosebrock, Tessa Friederike: »Anmerkungen zu Unterlagen aus dem Arbeitsausschuss: Kurt Martins Dokumente zur documenta I«, in: Gerhard Panzer/Franziska Völz/Siegbert Rehberg (Hg.), Beziehungsanalysen. Bildende Künste in Westdeutschland nach 1945, Wiesbaden: Springer VS 2015, S. 199-226.

Rubin, Jerry: Do It!, Introduction by Eldridge Cleaver, New York: Simon and Schuster 1970.

Stöcklein, Ansgar: Leitbilder der Technik, München: Heinz Moos 1969.

Sullivan, Vernon: J'irai cracher sur vos tombes, traduit de l'Américain par Boris Vian, Paris: Les Éditions du Scorpion 1946.

Suzuki, Daisetz Teitaro: Die große Befreiung: Einführung in den Zen-Buddhismus, Zürich–Stuttgart: Rascher 1969.

Tomlinson, Sally: »Psychedelic Rock Posters: History, Ideas, and Art«, in: Dies. (Hg.): Katalog zur Ausstellung »High Societies – Psychedelic Rock Posters of Haight-Ashbury«, San Diego Museum of Art 26.05.-12.08.2001, S. 14-37.

Turner, Fred: From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism, Chicago/London: The University of Chicago Press 2006.

Watts, Alan in der Diskussionsrunde: Ginsberg, Allen/Leary, Timothy/Snyder, Gary/Watts, Alan »Changes«, The San Francisco Oracle Vol. 1 (1967) No. 7, S. 2-17, 29–34 und 40–41.

Weber, Max: »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen: UTB Mohr 1988, S. 17-206.

# Autorinnen und Autoren

**Fabian Eggers** ist literaturwissenschaftlicher Doktorand an der Graduate School of North American Studies der FU Berlin. Er forscht zu Ästhetiken der Intimität in der zeitgenössischen amerikanischen Literatur und ist Mitherausgeber einer Ausgabe von *AmLit – American Literatures* zum Thema *Fictions of Distance* (Frühjahr 2022). Sein Essay *Networking in Jennifer Egan's A Visit From The Goon Squad* erscheint in Kürze in *interconnections: journal of posthumanism*.

**Sebastian Ernst**, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde der Universität Potsdam. Seine fachdidaktischen Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der konstruktivistischen Gestaltung von Lehr-Lern-Prozessen sowie der Integration von digitalen Spielen und theatralen Methoden in den Unterricht. Daneben gilt sein Interesse der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Erforschung von Emotionen und Räumen sowie der akustischen Umwelt von Menschen und deren Wahrnehmung.

**Achim Geisenhanslüke** ist seit 2014 Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften in Berlin und Paris. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Literaturtheorie und Ästhetik sowie der europäischen Literatur vom 17. bis zum 21. Jahrhundert. Letzte Veröffentlichungen: *Die Sprache der Infamie I-III* (Paderborn: Fink 2014–2019); *Narben des Geistes. Zur Kritik der Erfahrung nach Hegel* (Paderborn: Fink 2020); *Am scharfen Ufer. Hölderlin, Frankreich und die Heideggersprache*, (Paderborn: Fink 2021).

**Patricia A. Gwozdz**, Dr. phil. habil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Universität Potsdam. Sie forscht und lehrt zu Themen an der Schnittstelle zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, dem Feld der Populärwissenschaft sowie den Beziehungen zwischen Literaturtheorie und Philosophie in Anlehnung an Nietzsche, Benjamin, Borges und Auerbach. Letzte Monografien: *Ecce figura. Anatomie eines Konzepts in Konstellationen* (Berlin/Boston: De Gruyter, erscheint 2022), *Homo academicus goes Pop* (Velbrück: Weilerswist 2016).

**Anatol Heller** ist Oberassistent an der Universität Zürich. Er studierte Literatur-, Musik- und Medienwissenschaften an der HU Berlin, FU Berlin und der New York University; 2017 Visiting Scholar am German Department der Harvard University; Promotion 2021 an der HU Berlin mit einer Arbeit zu *Widerspenstigen Händen* in der literarischen Moderne (erscheint 2022 bei Rombach). Seine Forschungsinteressen sind die Poetik der Phänomenologie, Wissens- und Mediengeschichte, Langeweile, Aufmerksamkeit und Zerstreuung sowie die Literaturgeschichte der Gelegenheit.

**Lutz Hieber**, Prof. Dr. rer. pol. Dipl.-Phys., war Professor für Soziologie an der Leibniz-Universität Hannover. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf Kultursoziologie, Mediensoziologie, Kunstsoziologie, Politische Soziologie und Geschichte der Soziologie. Außerdem ist er Kurator und Leihgeber für Ausstellungen. Zuletzt erschienen: Lutz Hieber/Rainer Winter (Hg.): Film als Kunst der Gesellschaft: Ästhetische Innovationen und gesellschaftliche Verhältnisse (Wiesbaden: Springer VS 2020); Lutz Hieber/Wielant Machleidt: Zwischen den Kulturen: Integrationschancen für Migrantinnen und Migranten (Gießen: PsychosozialVerlag 2020). www.lutzhieber.de.

**Adrian Robanus**, Dr. phil., studierte Germanistik und Geschichte in Würzburg und Cambridge. 2019 promovierte er an der Universität zu Köln im Fach Deutsche Philologie. Von 2017 bis 2021 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am IDSL I und am Internationalen Kolleg Morphomata der Universität zu Köln. Seit 2021 ist er Mitarbeiter des Kleist-Museums in Frankfurt an der Oder.

**Florian Scherübl**, Dr. des., studierte Germanistik, Philosophie und Deutsche Literatur in Regensburg, Bochum, Berlin und New York. Er ist Mitglied im PhD-Net *Das Wissen der Literatur* an der Humboldt-Universität zu Berlin und

promovierte 2021 mit der Arbeit *Weltauflösungen. Instabile Erzählwelten in der deutschen und französischen Literatur 1945–1965*. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Erzähl- und Lyrikforschung, Literatur und Philosophie, Theorie und Theoriegeschichte sowie auf den Werken von Heinrich Heine, Friedrich Nietzsche und Gilles Deleuze.

**Ruth Signer**, Dr. des., lehrt Neuere deutsche Literatur an der Universität Genf. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Literatur und Luxus, Aufklärung, Literatur und Ökonomie, Kulturtheorie, Kritische Theorie, Poststrukturalismus, Literatur um 1968, ›Neue Subjektivität‹ und Autofiktion.

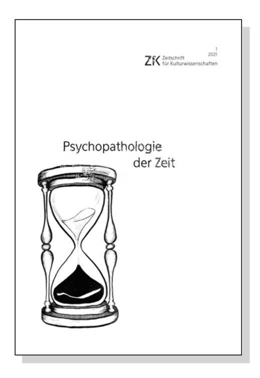
**Jonas Teupert** ist Assistant Professor im Department of Foreign Languages and Literatures an der National Taiwan University. Er studierte an der Humboldt-Universität zu Berlin und erwarb seinen PhD in Deutsch mit Nebenfach Kritische Theorie an der University of California (Berkeley). Seine Forschung fokussiert auf Migration und digitale Medien und situiert Germanistik in einem globalen, transnationalen Kontext.

# Kulturwissenschaft



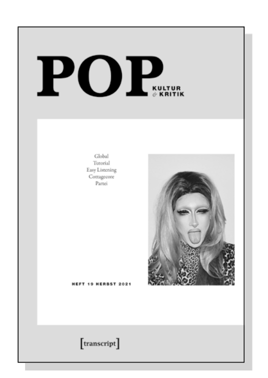

Stephan Günzel
**Raum**
**Eine kulturwissenschaftliche Einführung**

2020, 192 S., kart.
20,00 € (DE), 978-3-8376-5217-8
E-Book:
PDF: 16,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5217-2




Maximilian Bergengruen, Sandra Janßen (Hg.)
**Psychopathologie der Zeit**
**Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 1/2021**

Januar 2022, 176 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-5398-4
E-Book:
PDF: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5398-8




Thomas Hecken, Moritz Baßler, Elena Beregow, Robin Curtis, Heinz Drügh, Mascha Jacobs, Annekathrin Kohout, Nicolas Pethes, Miriam Zeh (Hg.)
**POP**
**Kultur und Kritik (Jg. 10, 2/2021)**

2021, 176 S., kart.
16,80 € (DE), 978-3-8376-5394-6
E-Book:
PDF: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-5394-0